

A

794,489



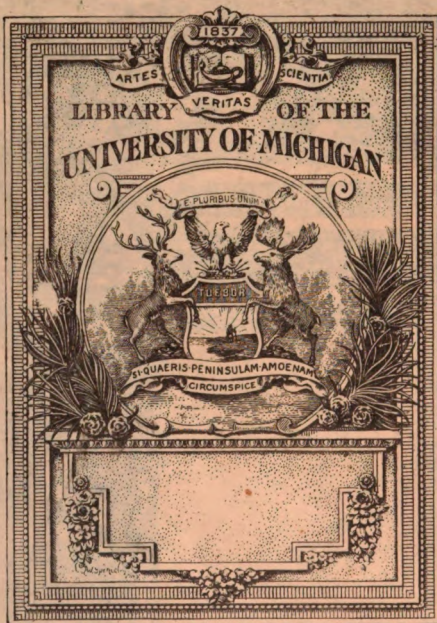
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.



THE GIFT OF

*Dr. H. L. Oletz.*



820.6758  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Illustrierte  
**Geschichte des Krieges**  
**1870/71.**  
**Jubiläums-Ausgabe.**

Mit 318 Illustrationen, 14 Karten und Plänen im Text,  
5 Kunstbeilagen und 4 Extrakarten.

Preis in elegantem Ganzleinenband  
nur 9 Mark 50 Pf.

Auch in 30 Lieferungen à 25 Pf. zu beziehen.

Das in der Lieferungsausgabe mit so großem Erfolge vertriebene Werk liegt nunmehr vollständig vor; ein eleganter Geschenband, der überall mit Freude willkommen geheißen wird. Die frühere, von unserem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe dieser Kriegsgeschichte hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese, so bietet auch die neue nicht etwa eine trodene Aufzählung geschichtlicher Thatfachen, sondern vereinigt alle Vorzüge in sich, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Ist aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so ist andererseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert worden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für die Generationen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation, welche mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem lebendigen Bild der Geschichte gestaltet hat, das gewiß ebenfalls ein beliebtes Haus- und Schenkungsstück bildet. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Buchhandlungen u. s. w. nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.







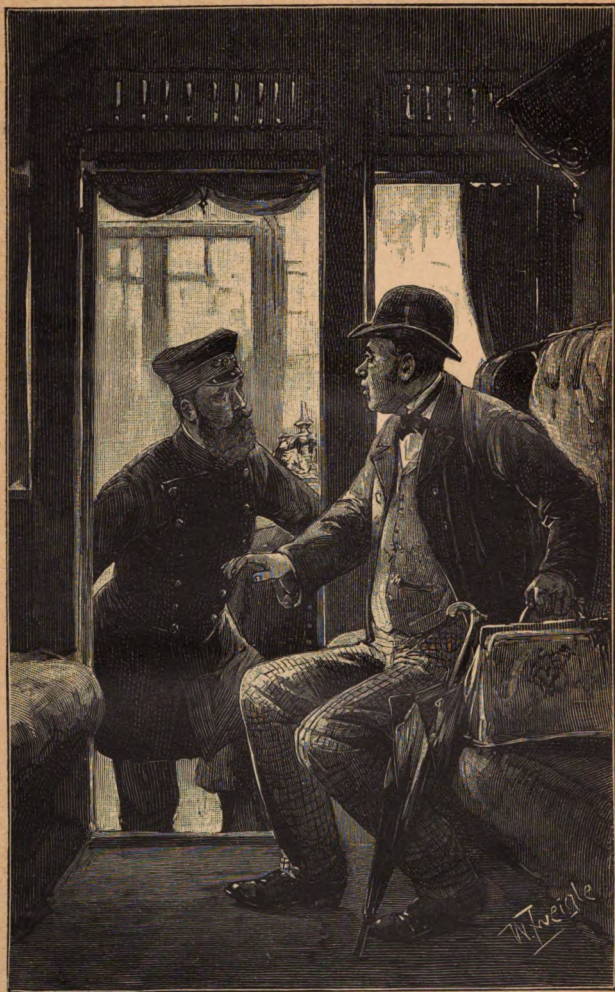
Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

---

1800  
1801  
1802  
1803  
1804  
1805  
1806  
1807  
1808  
1809  
1810



Zu der Erzählung „Der Wahrheitsfreund“ von R. Ortmann. (S. 93)  
Originalzeichnung von W. Zweigle.





Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen  
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,  
sowie zahlreichen Illustrationen.

---

Jahrgang 1897.  
Vierter Band.

---

Stuttgart, Berlin, Leipzig.  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.





## Inhalts-Verzeichnis.

---

	Seite
Um Millionen. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) . . . . .	7
Der Wahrheitsfreund. Humoristische Erzählung von Reinhold Ortman . . . . .	71
Mit Illustrationen von B. Zweigle.	
Unter den Thalmännern. Nordische Wanderbilder. Von Ernst Montanus . . . . .	106
Mit 14 Illustrationen.	
Ungleiche Kräfte. Novelle von A. Vogel vom Spielberg . . . . .	126
Die Theekultur auf Ceylon. Ein Beitrag zur Geschichte des Welthandels. Von Hans Gerstner . . . . .	193
Mit 12 Illustrationen.	
Die Berliner Polizei bei der Arbeit. Von Th. Gandert. II. Ein Freund in der Not . . . . .	210
Von der Steinart bis zum Schießgewehr. Zur Geschichte des Waffenwesens. Von Justus Brandt . . . . .	219
Mit 11 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Das bewahrte Infognito . . . . .	235
Neue Erfindungen: Eine Meereisenbahn . . . . .	236
Mit Illustration.	

	Seite
Ein Schlaupf . . . . .	238
Des Fischlandes Klase . . . . .	238
Zwingender Grund . . . . .	239
Sägen und Sagen . . . . .	239
Ein seltsamer Triumphzug . . . . .	240
Wahrheitsgemähes Attest . . . . .	240
Auch ein Trost . . . . .	240







# Am Millionen.

Roman von **Balduin Müllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

## Vierzehntes Kapitel.

### Das Verhör.

**I**n der Untersuchungshalle des Stadtgerichtes war das Verhör der Gefangenen um diese Zeit in vollem Gange. Abgesondert voneinander saßen John Kelly, Bill Green, der Schlosserjup, Edstein und die Elfenbeinhere, die seit ihrer Anwesenheit in dem düsteren Gebäude nichts voneinander gesehen oder gehört hatten. Trug die Elfenbeinhere die Frechheit einer Verworfenen zur Schau, so sahen Edstein und sein verbrecherischer Genosse mit stumpfem Gleichmut ihrem Los entgegen, während die beiden Amerikaner eine Zuversicht offenbarten, die als der Ausdruck des Bewußtseins ihres guten Rechtes hätte gedeutet werden können.

Als Heidenreich, in den schlotternden Kleidern, die vor ihm wer weiß wer getragen hatte, einer Vogelscheuche mehr ähnlich, als einem sterblichen Menschen, dienernd und sich fortgesetzt tief verneigend eintrat, hatten Aufdermauer und die Bumbootwachtel ihre Plätze bereits ein-

genommen. Halliger und George Braddon waren die letzten, die erschienen. Außer ihnen waren nur der Untersuchungsrichter, ein der englischen Sprache mächtiger Sekretär und zwei Unterbeamte anwesend. Nach den erledigten Vorverhören nahm die Eröffnung des Verfahrens nur kurze Zeit in Anspruch, worauf die Zeugenaussagen abgelegt und niedergeschrieben wurden. Nur Braddon blieb auf Grund der vorausgegangenen Verabredung von dem Verhör ausgeschlossen.

Heidenreich, befragt, ob er die angeklagten Amerikaner kenne, gab bereitwillig zu, dem Herrn Franklin Tracy Geld umgewechselt zu haben, im übrigen ihm und seinem Begleiter vollkommen fern zu stehen, sie überhaupt seitdem nicht wiedergesehen zu haben. Ähnlich verhielt er sich Edstein und der Elfenbeinhege gegenüber, alles mit so vielen heiligen Eiden bekräftigend, wie sie ihm in seiner Bestürzung zu Gebote standen. Seine Aussagen deckten sich mit denen der Angeklagten. Die bei dem Einbruch Beteiligten waren geständig, fügten aber hinzu, keinen Vorteil von dem Raube erwartet, sondern im Auftrage des Herrn Tracy gehandelt zu haben, um ihm, allerdings gegen Entschädigung, in den Besitz eines ihm rechtlich zustehenden Dokumentes zu setzen. Kelly bestritt es nicht. Erläuternd fügte er hinzu, daß aus der ganzen Sachlage ihm die Pflicht erwachsen sei, in Vertretung seines verstorbenen Bruders und zu Gunsten von dessen Erben sich des Dokumentes auf die eine oder die andere Art zu bemächtigen. Da kein Widerspruch erfolgte, wurden Edstein, die Elfenbeinhege und der Schlosserjup abgeführt, um erst später vor den Geschworenen ihrer Verurteilung gewärtig zu sein.

Nach einer Pause nahm der Richter das Verhör wieder auf und wendete sich zunächst an Kelly: „Sie behaupten, Franklin Tracy zu heißen?“ fragte er. „Die in Ihrem Besitz gefundenen Papiere lauten zwar auf diesen Namen;



trotzdem erheben sich Zweifel über Ihre Persönlichkeit. Der eigentliche Franklin Tracy verscholl, soll auf der Flucht verfolgt und erschlagen worden sein, was freilich unerwiesen ist.“

„Ein Unding; weil derselbe Franklin hier wohlbehalten vor Ihnen sitzt.“

„Welche Bewandtnis hat es mit dem Terrainplan, den Sie auf unerlaubte Art sich anzueignen wünschten?“

„Mein Bruder beabsichtigte, ihn der Frau Kapitän Wachtel zu übermitteln. Da er, wie ich voraussetze, trotz der gegenteiligen Behauptung der genannten Dame, sein Ziel nicht erreichte, muß der Plan verloren gegangen sein, und ich hätte mir die Reise hierher ersparen können.“

„Wußten Sie um den Bericht, den Ihr Bruder Sidney an Frau Wachtel abschickte?“

„Selbstverständlich. Ebenso um das Felsstück mit der Silberader.“

„Wie kamen Sie zu der Bekanntschaft mit Heidenreich?“

„Er wurde mir in New York als zuverlässiger Geschäftsmann empfohlen.“

„Vielleicht durch seinen eigenen Sohn?“

Bei dieser Frage streckte Heidenreich den Kopf weit vor. Er schien den Atem anzuhalten, während seine Blicke an Kellys Lippen hingen.

„Der Betreffende hieß nicht Heidenreich.“

Wie erschöpft lehnte der alte Bucherer sich zurück, und der Richter fuhr mit seinem Kreuzverhör fort: „Sie wurden hier erwartet, mußten also angemeldet sein, und zwar in Verbrecherkreisen.“

„Einen derartigen Verdacht weise ich mit Entrüstung zurück.“

„Herr Aufdermauer, ich bitte um Ihr Zeugnis,“ wendete der Richter sich an diesen, der ungesäumt seine ganze

mathematische Würde zur Geltung brachte und anhub: „Herr Franklin Tracy, wie Sie sich nennen, als bei Ihrem Landen einer der berühmtesten Schlepper und Gauner dieses Ortes Ihnen seine Dienste anbot, stand ich keine drei Schritte weit von Ihnen und gewann durchaus den Eindruck, daß nicht Zufall Sie mit ihm zusammenführte.“

Kelly nagte wieder auf den Lippen und erwiderte geizt: „Wenn leere Vorurteile hier maßgebend sind, muß ich weitere Erklärungen ablehnen.“

„Und dennoch wurden Sie durch eine telegraphische Depesche angemeldet und zwar von der New Yorker Behörde als ein gewisser Franklin Tracy, der zu überwachern sei.“

„Für das, was man drüben irrtümlicherweise mir und meinem Freunde zur Last legt, haben wir uns dort und nicht hier zu verantworten.“

„Derselben Ansicht ist man in New York und fordert Ihre Auslieferung.“

„Womit uns am meisten gedient ist.“

„Sind Sie darüber unterrichtet, wessen man Sie in Ihrer Heimat anklagt?“

„Das erfahre ich früh genug an Ort und Stelle.“

„Sie behaupten also, den Namen Franklin Tracy mit Berechtigung zu tragen?“

„Ich behaupte es mit Fug und Recht.“

„Herr George Braddon,“ forderte der Richter nunmehr diesen auf, „ich bitte, Ihr Zeugnis uns nicht länger vorzuenthalten.“

„John Kelly!“ rief Braddon, auf alles vorbereitet, in demselben Tone aus, wie einst vor der Landungsbrücke, und wie damals schrak Kelly auch jetzt wieder sichtbar zusammen. Er faßte sich indessen schnell und sah eigentümlich durchdringend auf den jungen Mann, dessen Bild



vielleicht in seiner Erinnerung auflebte. Dann zuckte er die Achseln und bemerkte verwundert:

„Soll das mir gelten?“

„John Kelly, Ihnen und keinem anderen,“ bestätigte Braddon, „demselben Mann, der vor anderthalb Jahren als Franklin Tracy mit einer todkranken jungen Frau im Staate Arkansas bei winterlicher Kälte in einer verlassenen Blockhütte Unterkunft suchte und durch sein Verfahren nachweislich zu dem verfrühten Ende der Hilfslosen entscheidend beitrug.“

Kelly hatte die Farbe gewechselt. Am wenigsten erwartete er gerade diesen Vorwurf. Gleichsam warnend sah er zunächst auf den Genossen, der sich noch weniger zu beherrschen wußte, und wiederum auf Braddon, als hätte er ihn nicht verstanden gehabt. Eine Weile suchte er in der Vergangenheit, bevor er mit zurückgekehrter Ueberlegung höhnisch erwiderte: „Auf diese sinnlose Anklage brauchte ich eigentlich gar nicht zu antworten. Nur so viel: ich erfüllte die mir von meinem Bruder aufgetragene Pflicht getreulich. War meine arme Schwägerin den Anstrengungen dagegen nicht gewachsen, so trifft mich dafür ebensowenig ein Vorwurf, wie Sie das Recht besitzen, sich um meine Familienangelegenheiten zu kümmern oder neue Namen für mich zu erfinden.“

„John Kelly,“ wiederholte Braddon nunmehr förmlich drohend, „ich gehe noch weiter und behaupte: was die winterliche Kälte anbahnte, das förderten Sie durch eine Arznei, die darauf berechnet war, die letzte Widerstandsfähigkeit von Mutter und Kind zu brechen.“

„Eine Lüge, eine niederträchtige Lüge!“ fuhr Kelly wütend auf, „erfunden und erdichtet, um meine Beteiligung an der Ausbeutung des zu eröffnenden Bergwerkes zu hintertreiben.“

Totenstille trat ein. Während Green einem leblosen

fahlen Wachsgebilde glich, regte Kellys unförmlicher Unterkiefer sich, daß man das Knirschen seiner Zähne unterschied.

Braddon wechselte unterdessen einen Blick mit dem Richter, der ein zustimmendes Zeichen gab, und sprach weiter: „Fernere Aufschlüsse erteilten Sie selber in dem Gespräch, welches Sie über die noch nicht erkaltete Leiche hin mit ihrem Genossen, dem angeblichen Arzt, führten; ferner durch die Drohungen, unter welchen Sie Ring und Brief der Negerin abforderten, die dazu auserkoren war, durch einen Schlag auf den Kopf oder eine Pistolenkugel aus dem Wege geräumt zu werden. Mit genauer Not entkam sie —“

„Und verbreitete die verrücktesten Märchen, die je in einem viehischen Wollschädel ausgeheckt wurden,“ fiel Kelly trotz seines Entsetzens hohnlachend ein.

„Nicht der Negerin, zur Zeit zärtliche Pflegerin des Kindes, verdanke ich die Kunde, sondern einem Manne, dessen Treue über alle Zweifel erhaben ist, und der nur das berichtete, was er mit eigenen Augen sah und mit eigenen Ohren hörte,“ erklärte Braddon und schaltete mit unerschütterlicher Ruhe ein: „Unterbrechen Sie mich nicht; hören Sie mich zu Ende, und dann wagen Sie es, wenn Sie können, Ihre Schuld abzuleugnen. Ja, ein Mann, der, hätten Sie geahnt, daß er sich Ihnen zu Häupten auf dem morschen Plankenboden verborgen hielt, unfehlbar dem Tode durch Mörderhand anheimgefallen wäre und nur durch ein Wunder dem Lose entrann, unter den Trümmern der von Ihnen angezündeten Bloody Kabin begraben zu werden.“

Solange Braddon sprach, hatte Kelly mehr und mehr die Herrschaft über sich verloren. Das Atmen schien ihm schwer zu werden, und als Braddon endigte, schwieg er noch eine Weile, um einen Ausweg aus dem ihn um-



schlingenden Gewebe der vernichtenden Anklagen zu finden. Plötzlich stieß er wie in heller Bewunderung hervor: „Also da oben, wo überflüssige Angst ihn um den Verstand brachte, daß er Undinge ausbrütete —“

„Nicht um den Verstand,“ wendete Braddon gelassen ein, „denn wenn je ein klarer Kopf ein gerechtes Zeugnis ablegte, so wird er es sein, sobald er dazu berufen wird.“

„Und ich bin ebenso bereit, seine schamlosen Verleumdungen zu widerlegen,“ versetzte Kelly, mit dem sich unheimlich regenden Unterkiefer das Bild eines wutschäumenden Ebers.

„Gelänge Ihnen wirklich das Unmögliche,“ nahm Braddon wieder das Wort, „die Vorgänge in der Bloody Kabin als unerwiesen hinzustellen, so würden Sie sich noch von dem Verdacht eines Doppelmordes zu reinigen haben. Ja, eines Doppelmordes! Denn kein anderer, als Sie, war es, Sie, John Kelly, der im Hause des alten Basil Monjoye gelegentlich Unterkunft suchte. Kein anderer, als Sie, der mit seinem Freunde Bill Green dem mit der Karte entsendeten Franklin Tracy nachsetzte und auf noch unaufgeklärte Weise in den Besitz von dessen Papieren geriet. Kein anderer, als Sie, der über das Ende Sidney Tracys Auskunft zu erteilen vermag, der mit durchschossener Brust aufgefunden wurde, während Sie selbst, unzweifelhaft im Kampf mit ihm, nur einen Finger verloren — verstecken Sie die Hand nicht —“ schaltete Braddon mit bitterem Spott ein, als Kelly sie, einer Regung des Augenblicks unwillkürlich nachgebend, wie von ungefähr in die Tasche schob, „was jeder weiß, brauchen Sie nicht mehr zu verheimlichen. Ich aber bin es, der sich an Ihre Fersen heftete, ungeachtet aller mir in den Weg geworfenen Hindernisse Sie bis hierher verfolgte und nicht eher ruht und rastet, als bis Sie samt Ihren Spießgesellen den Lohn für Ihre Frevelthaten geerntet haben.“

fahlen Wachsgebilde glich, regte Kellys unförmlicher Unterkiefer sich, daß man das Knirschen seiner Zähne unterschied.

Braddon wechselte unterdessen einen Blick mit dem Richter, der ein zustimmendes Zeichen gab, und sprach weiter: „Fernere Aufschlüsse erteilten Sie selber in dem Gespräch, welches Sie über die noch nicht erkaltete Leiche hin mit ihrem Genossen, dem angeblichen Arzt, führten; ferner durch die Drohungen, unter welchen Sie Ring und Brief der Negerin abforderten, die dazu auserkoren war, durch einen Schlag auf den Kopf oder eine Pistolenkugel aus dem Wege geräumt zu werden. Mit genauer Not entkam sie —“

„Und verbreitete die verrücktesten Märchen, die je in einem viehischen Wollschädel ausgeheckt wurden,“ fiel Kelly trotz seines Entsetzens hohnlachend ein.

„Nicht der Negerin, zur Zeit zärtliche Pflegerin des Kindes, verdanke ich die Kunde, sondern einem Manne, dessen Treue über alle Zweifel erhaben ist, und der nur das berichtete, was er mit eigenen Augen sah und mit eigenen Ohren hörte,“ erklärte Braddon und schaltete mit unerschütterlicher Ruhe ein: „Unterbrechen Sie mich nicht; hören Sie mich zu Ende, und dann wagen Sie es, wenn Sie können, Ihre Schuld abzuleugnen. Ja, ein Mann, der, hätten Sie geahnt, daß er sich Ihnen zu Häupten auf dem morschen Plankenboden verborgen hielt, unfehlbar dem Tode durch Mörderhand anheimgefallen wäre und nur durch ein Wunder dem Lose entrann, unter den Trümmern der von Ihnen angezündeten Bloody Kabin begraben zu werden.“

Solange Braddon sprach, hatte Kelly mehr und mehr die Herrschaft über sich verloren. Das Atmen schien ihm schwer zu werden, und als Braddon endigte, schwieg er noch eine Weile, um einen Ausweg aus dem ihn um-



schlingenden Gewebe der vernichtenden Anklagen zu finden. Plötzlich stieß er wie in heller Verwunderung hervor: „Also da oben, wo überflüssige Angst ihn um den Verstand brachte, daß er Undinge ausbrütete —“

„Nicht um den Verstand,“ wendete Braddon gelassen ein, „denn wenn je ein klarer Kopf ein gerechtes Zeugnis ablegte, so wird er es sein, sobald er dazu berufen wird.“

„Und ich bin ebenso bereit, seine schamlosen Verleumdungen zu widerlegen,“ versetzte Kelly, mit dem sich unheimlich regenden Unterkiefer das Bild eines wutschäumenden Ebers.

„Gelänge Ihnen wirklich das Unmögliche,“ nahm Braddon wieder das Wort, „die Vorgänge in der Bloody Kabin als unerwiesen hinzustellen, so würden Sie sich noch von dem Verdacht eines Doppelmordes zu reinigen haben. Ja, eines Doppelmordes! Denn kein anderer, als Sie, war es, Sie, John Kelly, der im Hause des alten Basil Monjoye gelegentlich Unterkunft suchte. Kein anderer, als Sie, der mit seinem Freunde Bill Green dem mit der Karte entsendeten Franklin Tracy nachsetzte und auf noch unaufgeklärte Weise in den Besitz von dessen Papieren geriet. Kein anderer, als Sie, der über das Ende Sidney Tracys Auskunft zu erteilen vermag, der mit durchschossener Brust aufgefunden wurde, während Sie selbst, unzweifelhaft im Kampf mit ihm, nur einen Finger verloren — verstecken Sie die Hand nicht —“ schaltete Braddon mit bitterem Spott ein, als Kelly sie, einer Regung des Augenblicks unwillkürlich nachgebend, wie von ungefähr in die Tasche schob, „was jeder weiß, brauchen Sie nicht mehr zu verheimlichen. Ich aber bin es, der sich an Ihre Fersen heftete, ungeachtet aller mir in den Weg geworfenen Hindernisse Sie bis hierher verfolgte und nicht eher ruht und rastet, als bis Sie samt Ihren Spießgefellern den Lohn für Ihre Frevelthaten geerntet haben.“

Mit einem eigentümlichen Ausdruck der Neugierde war Kelly den Enthüllungen gefolgt. Es war, als hätten Braddons Worte sich in Gewichte verwandelt gehabt, unter deren wachsender Last ihm der Atem zu versagen drohte. Mit allen Kräften kämpfte er, den furchtbaren Anschuldigungen gegenüber seine Fassung zu bewahren; und so gelangte allmählich das Gepräge wilden Trozes in seinen Zügen wieder zum Durchbruch, und von solchem beherrscht, erklärte er im Tone der Verachtung: „Auf die in einem wahnwitzigen Kopf entsprungnen Verdächtigungen einzugehen, verschmähe ich. Ebenso verweigere ich, Fragen zu beantworten, zu denen einzig und allein die Jury meines Heimatlandes berufen ist.“

„Wozu Sie nicht gezwungen werden können,“ meinte der Richter wie beiläufig, „doch unsere Aufgabe ist erfüllt. Es genügt, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Sie derselbe Franklin Tracy, alias John Kelly sind, den samt seinem Genossen anzuhalten und auszuliefern die Behörde Ihres Heimatlandes uns ersuchte. Sie für Ihren sträflichen Verkehr mit den berüchtigtsten Verbrechern dieser Stadt, denen wir allerdings die bedachtsam geförderte Handhabe zu Ihrer Verhaftung verdanken, zur Rechenschaft zu ziehen, würde erst in zweiter Reihe folgen und wird dem zuständigen Gericht drüben anheimgegeben werden. Wir selbst beschränken uns darauf, die Werkzeuge, deren Sie sich bedienten, der entsprechenden Strafe zuzuführen und demnächst, nach Maßgabe der gewonnenen Aufschlüsse, uns etwas eingehender mit dem Herrn Heidenreich zu beschäftigen —“

„Ich bin unschuldig — ein alter, hinfälliger Geschäftsmann, der nichts anderes kennt, als die Hoffnung, mit seinen bescheidenen Ersparnissen sich zurückzuziehen —“ schrie Heidenreich bestürzt auf, als der Richter ihn mit den Worten unterbrach:



„Sind Sie unschuldig, so haben Sie nichts zu fürchten. Andererseits werden Sie sich von dem dringenden Verdacht reinigen müssen, der Hehlerei und schamlosem Wucher in unerhörter Weise gehuldigt zu haben.“

„Ein ehrlicher Mann bin ich —“ hob Heidenreich wieder an, „nicht eine Fliege an der Wand könnte ich schädigen. Wucher und Hehlerei sind mir fremd —“

„Schweigen Sie,“ gebot der Richter, „Ihre Stunde ist noch nicht gekommen, liegt aber hoffentlich nicht mehr fern.“ Und weiter zu Kelly und Green, ohne den in sich zusammenschauernden alten Verbrecher noch eines Blickes zu würdigen: „Vorläufig bleiben Sie in strengster Haft. Machen Sie sich unterdessen mit dem Gedanken vertraut, unter Bedeckung an Bord des nächsten, unmittelbar nach New York bestimmten Dampfers gebracht zu werden.“

„Mehr wünsche und fordere ich nicht,“ erklärte Kelly hochfahrend. Er warf einen Blick tödlichen Hasses auf Braddon, der ihn mit tiefem Abscheu betrachtete, und fügte höhnisch hinzu: „Sie sind Amerikaner. Sollten Sie jemals nach unserem gemeinschaftlichen Vaterlande zurückkehren, dann bauen Sie darauf, daß die Widerwärtigkeiten, in die ich durch Ihre infame Zwischenträgerei gestürzt wurde, unvergessen geblieben sind.“

„Wenn Ihnen Zeit und Gelegenheit dazu gelassen werden,“ versetzte Braddon mit geringschätzigem Achselzucken; und doch hatte er die Empfindung, als ob die auf ihm ruhenden Basiliskenblicke sich wie mit vergifteten Widerhaken in sein Innerstes einbohrten. Obgleich überzeugt, daß Kelly, wenn nicht mit dem Tode bestraft, auf eine lange Reihe von Jahren für die Welt unschädlich gemacht werde, durchzitterte es ihn dennoch wie eine Ahnung, daß er Ursache habe, vor ihm und seinen Helfershelfern auf der Hut zu sein. Zu deutlich war er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in New York daran ge-

mahnt worden, wie weit die Arme der dort waltenden finsternen Mächte reichten.

Die Gelegenheit seines letzten Ausspruches, während dessen die Aufmerksamkeit aller ihm zugekehrt war, hatte Kelly dazu benutzt, mit Heidenreich, in dessen listigen Augen eine Frage lebte, einen bezeichnenden Blick zu wechseln. Zugleich entdeckte er, daß seine auf dem Schoß ruhenden Hände sich ineinander verschränkten, zwei Finger, wie an die Schornsteine eines Seedampfers erinnernd, nach oben wiesen, wogegen die beiden Daumen sich eifertig umeinander drehten. Wie genau er die internationalen Gaunerzeichen verstanden hatte, ging daraus hervor, daß er mit einer gewissen Höflichkeit fragte, ob er die Reise auf einem deutschen oder amerikanischen Dampfer zurückzulegen habe.

„Das kann Ihnen gleichgültig sein,“ antwortete der Richter, „aber immerhin,“ wendete er sich an Halliger, „trafen Sie bereits eine Vereinbarung?“

„Ich wählte einen der hiesigen Gesellschaft, mit dessen Kapitän ich bekannt bin.“

„Sie hörten es,“ sprach der Richter zu Kelly hinüber, „eine Auswahl giebt es für Sie nicht. Innerhalb einer Woche befinden Sie sich unterwegs.“

Kelly verneigte sich ehrerbietig.

„Wünscht einer der Zeugen noch einen Antrag zu stellen?“ fragte der Richter, seine Blicke über die Anwesenden hinsendend.

„Nun ja denn,“ meldete sich die Bumbootwachtel freimütig, „ich hoffe nämlich, die Karte da und die Erzprobe daneben, was beides unrechtmäßig in des Herrn Kelly Hände geriet, bleiben ihm entzogen. Der Henker traue den amerikanischen Gefängnissen. Da könnte man erleben, daß während wir uns noch mit Auspeilen beschäftigen, der ehrenwerte Herr und sein guter Freund das Silberscheffelweise ans Tageslicht fördern.“



Der Richter lächelte und beruhigte sie mit den Worten: „Beides steht zu Ihrer Verfügung.“

Einen boshaft schadenfrohen Blick warf die Bumbootwachtel Kelly zu. Sie konnte sich nicht enthalten, zu bemerken: „Als Sie meine Kajüte zum erstenmal betraten und des Schönthuns kein Ende fanden, wußte ich gleich, was an Ihnen dran war. Zu dumm benahmen Sie sich. Der einfältigste Deckjunge hätte durch eine eichene Planke hindurch erraten, worauf Sie ausgingen. Hätte ich zu befehlen gehabt, so saßen Sie noch selbigen Abend samt Ihrem sauberen Maat in Numero Sicher.“

Kelly gab sich das Ansehen, sie nicht zu hören.

Da kein anderer sich zum Wort meldete, wurden die Gefangenen in ihre Zellen zurückgeführt. Auch die Zeugen entfernten sich. Als Heidenreich das Sitzungszimmer verließ, schlich er gebückt und schwankend einher, daß man ihn hätte bemitleiden können. Erst nachdem er in die nächste Querstraße eingebogen war, wurde seine Haltung etwas aufrechter und schneller sein Schritt. Auf einem Umwege erreichte er das Haus der Dampfschiffahrtsgesellschaft. Nachdenklich betrachtete er die Plakate, auf denen Tag und Stunde der Abfahrt der transatlantischen Dampfer verzeichnet waren. Von dort begab er sich nach dem Telegraphenamt.

Scheu spähte er um sich, bevor er eintrat, in der Vorhalle eine Depesche verfaßte und sie zur Beförderung aufgab. Sie war an einen Mr. Maurice in New York gerichtet und lautete: „Fleischsendung verdorben und kondemniert. Geht sicher verschlossen zur Entschädigungsklage mit dem „Hermann“ zurück.“

Schweren Herzens bezahlte er die nicht unerheblichen Kosten, trotzdem bewegte er sich etwas zuversichtlicher einher, als er durch die belebten Straßen heimwärts eilte.

## Fünfzehntes Kapitel.

## Tochter und Vater.

Der Tag neigte sich, als Heidenreich vor seinem Bau eintraf und in der ein für allemal verabredeten Weise gewohnheitsmäßig an die Thür klopfte. Da im Inneren alles still blieb, ergriff ihn Unruhe. Er entsann sich des Abschieds von seiner Tochter, vergegenwärtigte sich das düstere Wesen, mit dem sie ihm riet, den Haus Schlüssel zu sich zu stecken, und ein unbestimmter Argwohn erwachte. Was sollte er beginnen, wenn sie gegangen war, um nicht mehr heimzukehren, wie sie so oft äußerte, wenn die Wogen der Verzweiflung über ihrem Haupte zusammenzuschlagen drohten; oder wenn sie gar, um sich für die zahllosen erlittenen Unbilden zu rächen, Verrat geübt hatte? Und doch konnte er an eine derartige Verleugnung ihrer Kindespflichten nicht glauben. Eine Minute verstrich. Anstatt aufzuschließen, pochte er zum zweitenmal und ein wenig stärker. Um sich mit einem Schlage von der ihn martern- den Sorge zu befreien, wollte er dadurch ihr Erscheinen gewissermaßen erzwingen.

„Die schwarze Heze ist fortgelaufen!“ krächte ein zerlumpter Nachbarsjunge höhnisch. „'nen Sack trug sie auf dem Rücken, der war bis zum Ueberlaufen mit Gold und Silber vollgepackt!“ fügte ein zweiter hinzu.

Heidenreich meinte, vor Schreck in die Kniee sinken zu müssen. Und abermals dauerte es eine Minute, bevor es ihm gelang, in der Tiefe der langen Tasche seiner schlotterigen Beinkleider den Schlüssel aufzufinden und hervorzuziehen. Mit zitternder Hand öffnete er die Thür und hastig, wie auf der Flucht vor den ihn verhöhrenden Gassenbuben, schlug er sie nach seinem Eintritt hinter sich zu.

Die ersten Schritte führten ihn nach Xenias Zimmer. Die Hoffnung, daß sie nur erkrankt sei und sich nieder-



gelegt habe, verwirklichte sich nicht. Auch in den anderen mit Polsterkram angefüllten Räumen und zuletzt in seinem Gemach suchte er sie vergeblich. Grauen bemächtigte sich seiner. Laut rief er nach ihr, jedoch nur einmal. Zu unheimlich, wie von zehn Stimmen gesprochen, wiederholte der Name sich in seinen Ohren. Und immer wieder schlich er von Gemach zu Gemach und endlich nach dem vor Gerümpel fast unzugänglichen staubigen Boden hinauf. Als er die letzte Stufe der leiterartigen, höhnisch knarrenden Treppe betrat, wagte er nicht, um sich zu sehen. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie von einem Balken oder Wandpflock leblos niederhänge. Erst allmählich überwand er sein Grauen. Das Gräßlichste war ihm erspart geblieben. Aengstlich um sich lauschend, kehrte er in seine Höhle zurück, um sich zunächst der schweren Stiefel zu entledigen. Gaben sie doch beim Einhergehen auf Grund der für größere Füße berechneten Weite jedesmal einen Doppelschlag, daß es klang, als folge ihm jemand auf den Fersen.

Oft, unzähligemal, wenn seine Tochter ausgegangen war, um die allererbärmlichsten Küchenvorräte einzuholen, hatte er sich allein im Hause befunden, ohne sich deshalb zu beunruhigen. Daß sie aber während seiner Abwesenheit sich entfernte, jedem Einbrecher gewissermaßen den Weg frei gebend, das hatte er noch nie erlebt, solange sie die schreckliche Einsamkeit mit ihm teilte. Ein furchtbarer Verdacht stürmte auf ihn ein: wenn sie in der That verhaftet worden, wenn man sie zu Geständnissen zwang — sein Haar sträubte sich bei solchen Vorstellungen. Brach aber die Nacht herein und sie war noch nicht da, wo sollte er sie suchen? Und wäre ihm wirklich ihr Aufenthalt verraten worden, so hätte er doch nicht gewagt, das Haus auch nur auf eine Stunde zu verlassen.

Mit jeder neuen Minute wuchs seine Bangigkeit. Raft-

los schlich er von Winkel zu Winkel. Immer wieder blieb er stehen und horchte auf die Gasse hinaus. Um aus dem Anblick seiner Schätze Mut zu schöpfen, rollte er die Bettstelle zur Seite. Erschrocken über sein Thun, schob er sie schnell wieder auf die gewohnte Stelle zurück. Konnte doch jemand Einlaß begehren, während er unten in dem kerkerähnlichen Raum weilte. Und was dann, wenn man die Hausthür sprengte und ihm die Zeit fehlte, die alte Ordnung wiederherzustellen? Neue Bilder des Entsetzens tauchten in seiner Phantasie auf, und als es endlich zu dunkeln begann, stieg seine Angst auf den Gipfel. Wie gehezt warf er sich auf sein Lager, erhob sich aber sofort wieder, um die zu ihm führenden Thüren zu verriegeln, zwei Lampen anzuzünden und den persischen Dolch, nachdem er ihn in der Scheide gelockert, auf den Schemel neben dem Kopfe der Bettstelle leicht erreichbar hinzulegen.

Dann erst kam eine gewisse Scheinruhe über ihn, daß er, auf dem Rücken liegend, das Ticken der alten Wanduhr zählte und danach die entschwindende Zeit berechnete. Was er auf dem Termin erlebte und erfuhr, die bedrohlichen Andeutungen seine Person betreffend: alles, alles ersticte in dem verzweiflungsvollen Bangen nach dem ersten Anblick seiner Tochter. Erwog er wirklich, daß sie von Kindesbeinen an seine willenlose Sklavin gewesen, deren Augen und Lippen nie ein wohlthuendes Lächeln erhellte, so wurde jede mildere Regung alsbald wieder überwuchert durch Zornesausbrüche über ihr Verschwinden, dem er die schrecklichsten Ursachen zuschrieb. So erduldet er Höllequalen. Und dennoch, was wogen sie im Vergleich mit der Bürde, welche sie unter einer von Geiz und Habsucht genährten Tyrannei so lange mit sich durchs Leben geschleppt hatte!

Xenia aber befand sich seit ihrem Aufbruch auf einem



Bege, den tief gewurzelttes Rechtlichkeitsgefühl und heiliges Mitleid mit einem dem Verderben Geweihten ihr vor-gezeichnet hatten. Langsam einherwandelnd, war sie aus dem Straßengewirre und der Vorstadt hinausgelangt. Dann führte ihr Weg zwischen reisenden Saaten, frisch gepflügten Feldern und belebten Viehweiden hin. Weder für das eine noch das andere hatte sie Sinn, nicht für die gelben und roten Wiesenblumen, die auf den Ufer-rändern der Grenzgräben wucherten, nicht für die Lerchen, die hie und da einem KleeFelde entstiegen und unter hellem Jubelgesang dem sonnigen Himmel zustrebten. Unbeachtet blieben die von fröhlichem Schaffen zeugenden Gehöfte, an denen sie vorüberkam, bis sie endlich den idyllisch ge-legenen Wohnsitz der Mamsell Stine in mäßiger Ent-fernung vor sich liegen sah.

Holder Friede umlagerte die ihn gleichsam beschirmen-den hohen Bäume des schattigen Gartens, die grauen Strohdächer, die wie eingenebelt zwischen dem heiteren Grün hervorlugten, und endlich die regelmäßig beschnitte-nen Buchenhecken. Ein Flug Tauben kreiste oberhalb des Hofes, während auf der First des Scheunendaches die Nachkommenschaft eines Storchepaares noch ziemlich un-geschickt Flugübungen anstellte.

Xenias Brust schwoll vor Jammer und Weh. Un-willkürlich verglich sie die Lage der Bewohner des ein-ladenden Vorwerks mit der eigenen, und die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen. Ein Grenzstein befand sich in der Nähe, und als habe ihr der Mut gefehlt, das be-gonnene Werk zu Ende zu führen, ließ sie sich auf den-selben nieder.

Lange saß sie da, die Blicke traurig auf das fesselnde Bild ländlichen Glückes gerichtet. Ihre Augen blieben thränenleer; aber ein unsäglicher Schmerz durchwühlte ihre Brust, indem sie sich vergegenwärtigte, mit einer

erschütternden Botschaft vor ein argloses junges Wesen hinzutreten, dem zu den hohen äußeren Reizen auch der Segen einer sorgfältigen Erziehung zu teil geworden war. Und was war aus ihr selber geworden? Unter dem niederdrückenden Bewußtsein, verachtet und verhöhnt durchs Leben zu wandeln, vegetierte sie dahin ähnlich einer in stockiger Kellerluft dem Licht kränkelnd entgegenkeimenden Pflanze. Sie wußte nichts von Jugendblüte, nichts von verfrühtem Welken. Ihre Erfahrungen beschränkten sich auf schmerzliches Entfagen und stummes Ergeben in das Unabänderliche.

Schwermütig schweiften ihre Blicke zur Sonne hinüber. Sie stand niedrig, mahnte, die Entscheidung herbeizuführen und damit eine erdrückende Last von ihrem Gemüt zu wälzen. Müde erhob sie sich und erreichte nach kurzer Wanderung ihr Ziel. In den Vorgarten eintretend, wurde sie Theklas ansichtig. Sie war im Begriff, die nach dem heißen Tage fast verschmachteten Blumen zu erquicken. Bei der Aufmerksamkeit, mit der sie die der Gießkanne entströmenden Strahlen lenkte, war sie die durch die offene Pforte Schreitende nicht gewahr geworden. Erst als sie den Kies unter deren Füßen knistern hörte, sah sie auf. Sie erkannte in der Nahenden auf den ersten Blick dieselbe Person, deren Erscheinung einst so seltsam beängstigend auf sie und Monika einwirkte. Ähnliche Empfindungen wiederholten sich jetzt in einer Weise, daß sie verstört die Gießkanne niederstellte. Sobald Xenia aber vor ihr stand und ehrerbietig grüßte, sie zugleich den ergreifenden Ausdruck tiefen Seelenleidens in den bleichen Zügen entdeckte, wich die Unruhe von ihr.

„Keine Bittende ist es, die sich zu Ihnen herandrängt,“ eröffnete Xenia unverweilt das Gespräch, und feucht blickten die großen schwarzen Augen, indem sie das schöne Mädchen betrachtete, „nur die Aufgabe, Gerechtigkeit



feit zu üben, konnte mich zu Ihnen herausführen. Wollen Sie mich anhören, dann lassen Sie es da geschehen, wo ich keinen fremden Blicken ausgesetzt bin, oder der Mut versagt mir.“

„Möchten Sie nicht lieber mit Fräulein v. Brigen sich in Verkehr setzen?“ erwiderte Thekla zaghaft, „meine Tante ist gütig und menschenfreundlich. Ihre Vorstellungen finden bei ihr sicher die ernsteste Würdigung.“

„Nein,“ entschied Xenia mit erwachender Besorgnis, „ich gedenke weder Vorstellungen zu erheben noch Großmut in Anspruch zu nehmen. Sie allein sind es, für die meine Kunde bestimmt ist, die einzige, der gegenüber mir möglich, vertrauensvoll aufzutreten. Verweigern Sie mir Ihre Theilnahme, so bleibt mir nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache umzukehren. Dann aber mögen die Folgen auf die Häupter derjenigen zurückfallen, die meines Einschreitens vielleicht nicht wert sind.“

Thekla, noch immer beklommen, und in erhöhtem Grade nach den geheimnisvollen Andeutungen, sah zweifelnd nach den Fenstern des Hauses hinüber. Bis jetzt war die Fremde noch nicht bemerkt worden. Sie ermannte sich daher, und mit den Worten: „Bitte, begleiten Sie mich,“ schritt sie einem Seitenpförtchen zu. Gleich darauf verfolgten sie schweigend einen von hohen Bäumen überdachten Kiesweg.

Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke blieb Xenia stehen, und den Maroquinkasten aus der Tasche ziehend, schlug sie den Deckel zurück. Thekla hatte kaum einen Blick auf die funkelnden Steine geworfen, als sie erstaunt ausrief: „Der Familienschmuck der Frau v. Brackensfeld —“

„Der Frau v. Brackensfeld,“ bestätigte Xenia einfallend, „Sie erkennen ihn; es werden mir dadurch weitere Eröffnungen erspart.“

„Wie kam er in Ihren Besitz?“ fragte Thekla, noch

immer unter dem vollen Eindruck der peinlichen Ueberschung.

„Forschen Sie nicht,“ bat Xenia, den Kasten schließend und Thekla darreichend, „das ist die einzige Anerkennung, die ich für den Dienst, zu dem ich selbstlos mich hergab, erbitte.“ Sie entdeckte Zweifel in Theklas Augen, sann flüchtig nach und sprach in der ihr eigentümlichen kalten Weise: „So viel ich weiß, stehen Sie in näheren Beziehungen zu Herrn v. Brackensfeld.“

„Nein,“ erklärte Thekla heftig, die vor ihr Stehende plötzlich im ungünstigsten Licht betrachtend, „in keiner anderen Beziehung, als solche durch den freundschaftlichen Verkehr seiner Mutter mit Fräulein v. Brizen bedingt ist.“

Xenia atmete tief auf. Sie hatte herausgeföhlt, daß ein allerdings naheliegender Verdacht, der sie einst zu jener geheimnisvollen Warnung veranlaßt hatte, nicht unbegründet gewesen war.

„Um so glücklicher für Sie,“ sprach sie überzeugend, „geriet ich in die Lage, es voraussetzen zu müssen, so trugen unselige Umstände, die am wenigsten meine eigene Person betreffen, dazu bei. Mein Anliegen erfährt indessen dadurch keine Wandlung, und so ersuche ich Sie, Herrn v. Brackensfeld den Schmuck zu überliefern, jedoch um feinetwillen den Zweck meines heutigen Besuches vor jedem anderen zu verheimlichen.“

Bergeblich spähte Thekla in dem bleichen Antlitz nach Anhaltspunkten zu einer Erklärung der ihr unfaslich erscheinenden Zumutung.

Xenia verstand die stumme Frage und fuhr fort: „Gern erteile ich Ihnen Aufschlüsse, doch übersteigt es meine Kräfte — auch wohl meine Befugnis. Will Herr v. Brackensfeld sich frei darüber äußern, so bleibt es ihm unbenommen.“

„Mein Erstaunen, daß dieses kostbare Geschmeide, nebenbei ein unveräußerlicher Familienschatz, durch un-



bekannte Hände ging, um endlich bis hierher zu geraten, kann Sie unmöglich befremden," versetzte Thekla, ihren Argwohn vergeblich zurückweisend.

„Leider kann ich nur beteuern, daß ich zu meinem Verfahren berechtigt gewesen," erwiderte Kenia herbe. „Liefere Sie den Kasten nebst Inhalt an Herrn v. Brackefeld ab, so ist meine Aufgabe erfüllt. Doch ich wilte schon zu lange. Für meine Person erbitte ich, mich zu vergessen, für andere dagegen Schonung!" Sie kehrte sich ab, als Thekla sie mit den Worten aufhielt:

„Was soll ich antworten, wenn er nach demjenigen fragt, der das zweifellos entwendete Familienkleinod zurück-erstattete?"

In Kenias Antlitz schoß flammende Blut.

„Ist die Offenbarung Ihres Verdachtes gegen mich gerichtet," versetzte sie bitter, „so muß ich es über mich ergehen lassen, doch trifft er eine Unschuldige. Sollte er wirklich nach dem Ueberbringer forschen, was ich nicht glaube, so befinden Sie sich in der Lage, mit gutem Gewissen behaupten zu dürfen, ihn nicht zu kennen."

Sie setzte sich dem Gartenausgange zu in Bewegung. Wie unbewußt, schloß Thekla sich ihr an. Gern hätte sie Näheres über das Ereignis erfahren, allein Kenias Worte klangen zu entschieden, um sich leicht zu neuen Fragen zu entschließen. Erst als die Pforte vor ihnen lag, bemerkte sie beinahe schüchtern: „Sie haben mich in ein Meer von Befürchtungen und Widersprüchen gestürzt. Ich werde keine Ruhe finden, bevor ich die eine befreundete Familie betreffende Ungewißheit gehoben weiß."

„Ob das Geheimniß jemals vor Ihnen gelichtet wird — wer weiß das?" erwiderte Kenia beinahe tonlos, „beruhigen Sie sich daher mit der Ueberzeugung, daß ein guter Stern über Ihnen waltete, wenn die von manchen Seiten betreffs Ihrer Zukunft entworfenen Pläne an Ihrem

Willen scheiterten, nicht über eine bestimmte Grenze hinauswuchsen.“

Jetzt blieb Thekla stehen. Hart blickten ihre Augen, indem sie fragte: „Was wissen Sie davon? Wer weihte Sie in die heimlichen Absichten vielleicht kurzfristiger Menschen ein, die aber nur mein Bestes bezweckten?“

„Der Zufall belehrte mich. Berührte ich diese Frage unbefugterweise, so geschah es besorgten, wohlmeinenden Herzens und in demselben Sinn, in welchem ich Ihnen kürzlich die Warnung zugehen ließ,“ antwortete Xenia, und sich abermals verneigend, schritt sie auf die Straße hinaus.

Lange blickte Thekla ihr nach, wie sie, das Haupt geneigt und weder rechts noch links schauend, ihren Weg träumerisch verfolgte. Was sie von der seltsamen Fremden denken sollte, wußte sie nicht. Als unumstößlich erschien ihr nur, daß irgend welche geheimnisvolle Fäden sich zwischen ihr und Brackensfeld webten und das Geschmeide unredlicher-, wohl gar verbrecherischerweise in ihre Hände fiel. Erst als Xenia aus ihrem Gesichtskreise getreten war, regte sich wieder ihr sonst nie versagender Jugendmut. Hätte sie nicht den Maroquinkasten vor sich gehalten, möchte das ganze Ereignis ihr wie ein Traum erschienen sein. Dem Hause zuschreitend, überzeugte sie sich, daß sie in ihrem Verkehr mit der Fremden unbeobachtet geblieben. Mamsell Stines Stimme drang zu ihr herüber, wie sie auf dem Hofe Befehle erteilte; sie klang zwar streng, jedoch nicht, als ob ihre Laune gestört worden wäre. Es lag daher in ihrer Gewalt, das ihr anvertraute Geheimnis zu bewahren und die von ihr geforderte Schonung, gleichviel, um was es sich handelte, walten zu lassen. —

Wie Xenia sich aufs Land hinaus begeben hatte, legte sie den Heimweg mit mehrfachen Unterbrechungen zurück. Es war, als hätte sie nach dem ununterbrochenen Auf-



enthalt in düsteren dumpfigen Räumen das Atmen in erquickender reiner Abendluft immer noch ein wenig länger ausdehnen wollen.

Die Dämmerung war in Dunkelheit übergegangen, als sie endlich vor dem heimatischen Bau eintraf. Auf ihre Anmeldung näherten sich die bekannten schlurfenden Schritte. Schloß und Riegel knirschten, die Thür drehte sich in den Angeln und vor ihr stand Heidenreich. Hatte beim ersten Schlag des Pochens ein Freudenschauer seinen fleischlosen Körper durchrieselt, so erwachte angesichts Kenias, als sie wohlbehalten über die Schwelle schritt, zügellose Wut. Nicht seine Tochter sah er in ihr, um die er in unbezähmbarer Selbstsucht eben noch zitterte und zagte, sondern die Quelle vieler Stunden marternder Furcht und unablässig nagenden bösen Argwohns. Sie fortgesetzt mit Vorwürfen überhäufend, schlich er in seine Rattenhöhle, wo er sich abermals aufs Bett warf, jetzt aber wie in einer Anwandlung von Behagen sich lang ausstreckte.

Wider sein Erwarten war sie ihm gefolgt. In der Mitte des freien Raumes stand sie regungslos, wie ein aus Holz gemeißeltes Gebilde. Erst als er seinen keifenden Redefluß mit der Forderung nach Speise und Trank abschloß, bemerkte sie mit ruhiger Entschiedenheit: „Ich hoffe, der gefürchtete Termin ist ohne nachteilige Folgen für dich verlaufen. Auch ich war unterdessen nicht müßig. Die Zeit deiner Abwesenheit benutzte ich dazu, eine Gefahr von dir abzuwenden und eine Ungerechtigkeit, die einen anderen ebenfalls ins Verderben stürzen konnte, ungeschehen zu machen.“

Wie in dem Wahn, falsch gehört zu haben, richtete Heidenreich sich auf und starrte sie an. Sein Atem stockte. Die Augäpfel schienen ihre Höhlen verlassen zu wollen.

„Ungeschehen machen?“ kreischte er, „eine Ungerechtig-

feit? Wann beging ich eine Ungerechtigkeit? Was soll das heißen? Sag's heraus — schnell, schnell!"

„Das Geschmeide, welches der unglückselige Brackefeld auf deinen Rat der eigenen Mutter entwendete, das Geschmeide, dessen Wert du durch das Einfügen falscher Steine vermindertest, ich vertraute es Händen an, die dafür sorgen, daß der Name eines Räubers ihn nicht länger entehrt.“

Heidenreich lachte höhnisch auf.

„Willst du mich ärgern, mir die Laune verderben,“ schrie er ihr zu, „so hättest du ein anderes Mittel erfinden müssen, als mich an den Junker zu mahnen, in dessen Augen du nicht mehr giltst, als der Kehrlicht auf der Gasse.“

In Xenias Augen glühte es feindselig. Wie unter der Wirkung eines körperlichen Schmerzes legte sie die Lippen fester aufeinander. Dann beteuerte sie mit einem Ausdruck, der die letzten Zweifel verscheuchte: „Ich wiederhole: sollten über kurz oder lang Nachforschungen hier angestellt werden, so findet man den Schmutz, der zum Ankläger werden, gegen dich und einen anderen zeugen könnte, nicht mehr vor.“

Stille folgte. Nur das grämliche Ticken des Pendels der Wanduhr war vernehmbar. Es erinnerte an das Ragen des unermüdlich bohrenden Totenwurms. Schärfer und durchdringender starrte Heidenreich in die Augen seiner Tochter, und er war von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt. Doch keinen Laut vermochte er hervorzubringen. Seine Hände regten sich dagegen wie die Fänge eines in den letzten Zügen liegenden Geiers. Das war kein denkender Mensch mehr, sondern ein von den Dämonen der Habsucht und des Wahnwizes beherrschtes Ungeheuer.

„Schande meines hohen Alters!“ keuchte er endlich, „hast du deinen Vater bestohlen, bist du nicht besser, als



der —“ krampfhaft tastete er mit beiden Händen um sich. Im nächsten Augenblick hatte er den Dolch gepackt und nach Kenia geschleudert; der Schwung aber, den er ihm gab, war so heftig gewesen, daß die gelockerte Scheide neben seinem Bett niederfiel, wogegen die geschwärzte Klinge auf Kenia einwirbelte, sie an der Schulter traf und vor ihr zur Erde sank.

Kenia stand regungslos. Sie hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, der nach ihr geworfenen Waffe auszuweichen. Ein vergeistigtes Lächeln war auf ihre Züge getreten.

„Wäre ich meinen Eingebungen gefolgt,“ sprach sie mit eifriger Ruhe, „so schliefe ich jetzt friedlich im Flußschlamme. Ich dachte aber an dich. Doch dazu ist es ja noch nicht zu spät.“

Heidenreich hatte sich erhoben. Grauen und Entsetzen verzerrten sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit. Das Bewußtsein, in blinder Wut nach dem ersten besten Gegenstand greifend, den Dolch gefaßt zu haben, schien seinen Verstand zu verwirren. Schwerfällig kämpfte er ums Gleichgewicht. Der erstarrende Bann löste sich indessen, sobald er entdeckte, daß unter Kenias Ärmel Blutstropfen langsam hervorrieselten und ihre Hand röteten. Laute Angstkrämpfe ausstoßend, eilte er zu ihr, um die Bekleidung von der verletzten Schulter herunter zu reißen. Kenia wehrte ihm.

„Laß mich machen!“ kreischte Heidenreich in seiner grenzenlosen Bestürzung, „unseliges Kind — zeig mir die Wunde, auf daß ich dich rette, bevor es zu spät!“

„Mich retten?“ fragte Kenia ahnungslos in bitterem Spott, „ich bedarf keiner Rettung, es sei denn —“

„Du bist des Todes,“ hob Heidenreich wieder grauenhaft wehklagend an, „zeig mir die Wunde — aussaugen will ich sie mit meinen Lippen und müßte ich selber den

Tod daran trinken — Xenia — höre auf deinen Vater — gieb nach — die Klinge ist vergiftet — vergiftet mit dem Inhalt der Zähne der Cobra di Capello —“

Xenia war leicht zusammengefahren, lächelte aber gleich darauf eigentümlich schmerzlich und bemerkte in der gewohnten entsagenden Weise: „Sprächest du die Wahrheit, so hättest du zum erstenmal im Leben mir eine Wohlthat erwiesen, die zugleich alles durch dich erduldete Leid fühlte —“

„Xenia — meine Tochter — mein einziges Kind, willst du mich zum Mörder stempeln — mich auf dem Schafott sterben sehen? Zeig her die Wunde — um Gottes willen —“

„Zu spät, Vater, zu spät. Ich fühle es — ich verzeihe dir und danke für die Erlösung von meinen Qualen,“ unterbrach Xenia ihn mit seltsam milder Ruhe; „für dich brauchst du nicht zu fürchten. Wer ahnt die Wahrheit? Zum eigenen Ankläger wirst du nicht werden.“ Sie kehrte sich ab, und schwankenden Schrittes trat sie in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß.

Heidenreich, bis in sein verrottetes Mark hinein betroffen, wagte nicht, ihr zu folgen oder seine Beschwörungen zu erneuern. Sein Geist schien sich unmachtet zu haben. Auf die Gasse hinauszueilen und nach einem Arzt zu rufen, waren Dinge, die für ihn außerhalb des Bereiches alles Möglichen lagen. Bis zur Sinnlosigkeit unruhig, huschte er hin und her. Bald presste er die Hände auf die Schläfen und zerraupte sein Haar, bald sprudelten von Entsetzen und Todesangst geborene Verwünschungen über die bebenden Lippen, bald pochte er wieder leise an die zu seiner Tochter führende Thür, jedoch ohne Antwort zu erhalten.

Nachdem er das Vergebliche seines Klopfens eingesehen hatte, beschränkte er sich darauf, das Ohr an die Thür zu legen und zu lauschen. Nicht das leiseste Geräusch



unterschied er auf deren anderer Seite. Hastiger, unsteter wurden seine Bewegungen, grausiger der Ausdruck seiner geröteten Augen.

Sein Blick streifte die leere Scheide. In dem krankhaften Trachten, alles zu beseitigen, was gegen ihn zeugen konnte, sobald der Tod seiner Tochter bekannt wurde, suchte er den Dolch zwischen dem Gerümpel hervor, wohin er ihn im ersten Schrecken mit dem Fuße gestoßen hatte. Doppelt vorsichtig, nachdem er die fast unmittelbare Wirkung des Giftes kennen gelernt hatte, barg er die gefährliche Klinge in der Scheide, worauf er die von Kenia verlorenen Blutstropfen durch Scharren mit dem Filzschuh in der dicken Staublage vermischt hatte.

Blöcklich hielt er inne. Er hatte entdeckt, daß der heraufziehende Tag sich durch das vergitterte Fenster anmeldete. Nur noch Stunden dauerte es, wie er wähnte, bis die Hausthür erbrochen wurde und man bei ihm eindrang, um ihn fortzuschleppen. Auf eine Kiste sich niederkauern und die Schläfen wiederum mit beiden Fäusten pressend, sann er nach. Doch nur kurze Zeit, dann rollte er die Bettstelle zur Seite. Die Fallthür öffnete sich, und nachdenklich starrte er in den finsternen Raum hinab. Als wäre endlich ein rettender Gedanke in seinem flammenden Gehirn erwacht, die immer höher steigenden Wogen des Wahnwizes ebnend, schlug er sich mit der Faust vor die Stirn. Die Todesangst hatte ihn erfinderisch gemacht; denn nicht mehr an den mutmaßlichen Zustand seiner Tochter dachte er, sondern nur noch an die eigene Sicherheit.

Eine Schnur von der Stärke eines Strohhalms suchte er hervor, und sie um den äußeren Fuß der Bettstelle legend, überzeugte er sich, daß diese dem mittels derselben auf sie ausgeübten Druck leicht nachgab. Eilig zog er dann beide Enden durch das Schlüsselloch der Fallthür,

worauf er den Dolch und alles, was zur Entdeckung seiner graufigen Handlung hätte führen können, hinab warf. Zum Schluß versah er sich mit einem halben Laib Brot, und die gefüllte Wasserkanne wie die brennende Lampe ergreifend, stieg er vorsichtig nach. Eine Weile blieb er aufrecht stehen und lauschte.

Der Morgen war erwacht. Von der Gasse tönnten schwere Schritte zu ihm herein, in seiner fiebernden Phantasie den gräßlichsten Vorstellungen Vorschub leistend. Unter deren Einfluß kauerte er sich nieder, und indem er die Fallthür niederließ, drang das Geräusch zu seinen Ohren, mit welchem der Schloßriegel einschlug. Es ertönte, als ob jemand den Schlüssel in der Hausthür gedreht habe, und ohne zu zaudern, zog er die beiden Schnurhälften nach sich, bis die Rollen der Bettfüße, ihrer bestimmten Bahn folgend, in die zu ihrem Halt dienenden Aushöhlungen geglitten waren. Bedachtsam gab er nunmehr das eine Ende frei, das andere so lange anholend, bis der Rest durch das Schlüsselloch ihm entgegenfiel. Damit war die letzte zu seinem Versteck leitende Spur beseitigt.

Jetzt erst fühlte er sich geborgen. Ob sein Brotvorrat ausreichte, ihn gegen Verhungern zu schützen, was überhaupt aus ihm werden sollte, erwog er ebensowenig, wie den Umstand, daß er das Schloß von innen nicht zu öffnen vermochte, Riesenkräfte dazu gehörten, die Fallthür samt der sie belastenden Bettstelle zu heben. Ihm genügte der Wahn, nicht gefunden zu werden, und mehr bedurfte es nicht, um die in seinem Gehirn lodernde Flamme zu löschen.

Träge schlich die Morgenröthe herauf; mehr und mehr belebten sich Straßen und Gassen. Tiefe Stille herrschte in dem Bau des alten Hehlers und Wucherers. Nur die Ratten machten sich bemerkbarer, indem sie zwischen dem Gerümpel ihren Reigen aufführten. Ob Heidenreich es hörte — wer wußte es?



Friedlich, wie nie zuvor, ruhte seine Tochter auf ihrem dürftigen Bett. Friedlich und sanft, als ob statt des harten Strohsackes Daunepfühle ihr als Unterlage gebient hätten. Ob auch die Wirkung des schnell tötenden Giftes sich in ihrem Antlitz ausdrückte: was bedeutete das jetzt noch, nachdem die so lange sklavisch geknechtete Seele sich dem mißhandelten Körper entwunden hatte? Fiel dieser der Verwesung anheim, so wurde der unsterbliche Teil in den Wohnungen der Seligen mit süßem Trost willkommen geheißten.

---

### Sechzehntes Kapitel.

#### Das Verwürfnis.

Seit dem Besuche Kenias hatte Thekla sich in einer Gemüthsverfassung befunden, die sie kaum noch vor Mamsell Stine zu verheimlichen vermochte. Wie ein Bann lastete es auf ihrer Seele, so daß sie es nicht einmal über sich gewann, in dem Logger vorzusprechen. Unüberwindliche Scheu hielt sie ab, vor der vertrauten Freundin ein Geheimnis zu enthüllen, dessen Umfang sie nicht kannte und dessen Bedeutung ihr von Tag zu Tag verhängnisvoller erschien. Doch endlich sollte die Erlösungstunde schlagen.

Archibald war eingetroffen. Schon in der Ferne erkannte sie ihn, wie er, gegen seine Gewohnheit, das ihn tragende Pferd gemächlich einherschreiten ließ. Es war ihr dadurch ermöglicht, sich gewissermaßen auf seinen Empfang vorzubereiten, Mut zu der vor ihr liegenden schweren Aufgabe zu sammeln. Er hatte sich eben aus dem Sattel geschwungen, als sie im Vorbeigehen seinen Gruß kalt erwiderte und die zuvorkommende Frage nach ihrem Ergehen mit der Erklärung beantwortete: „Ich begeben mich nach dem Garten. Sobald die Gelegenheit sich bietet, es wenig

auffällig auszuführen, folgen Sie mir. Ich erwarte Sie auf der Bank unter dem großen Ahorn."

Verheißend lauteten die Worte; allein in dem Ton, in welchem sie gesprochen wurden, wie in dem reizvollen Antlitz offenbarte sich ein so tiefer Ernst, daß Archibald, ohnehin wie auf einem mit vernichtendem Ausbruch drohenden Krater lebend, seinen Pulsschlag stocken fühlte. Die Stimme versagte ihm fast, als er sich verneigte und stockend hervorbrachte: „Nachdem ich dem gnädigen Fräulein mich vorgestellt habe, eile ich zu Ihnen."

Während er noch zögerte, Mamsell Stine aufzusuchen, ging Thekla nach der bezeichneten Stelle. Sich niederlassend, hatte sie den so lange verborgen gehaltenen Kasten neben sich auf die Bank gelegt und ein Tuch darüber hingeworfen. Was sie zu derselben Zeit bewegte, prägte sich verständlich in ihren Zügen aus. Nach dem unablässigen Grübeln war sie sich klar darüber geworden, daß das geheimnisvolle Verfahren Xenias sich auf Vorgänge begründete, die ohne ihr Einschreiten für Brackensfeld verderblich werden mußten. Sie sagte daher bei dem Gedanken, mit ihm ein Gespräch zu eröffnen, dessen Wirkung auf ihn unfehlbar eine vernichtende sein mußte.

Eine Viertelstunde später trat Archibald vor sie hin. Als sie bei seiner Ankunft ihm die Hand nicht bot, wagte er nicht, der Begrüßung einen freundschaftlich vertraulichen Ausdruck zu verleihen. Seinem Gesicht aber suchte er einen Ausdruck zu geben, als hätte er vor einem Richter gestanden, dessen Amt es war, über Tod und Leben zu entscheiden.

„Bitte, Herr v. Brackensfeld," redete Thekla ihn an, indem sie auf den leeren Raum neben ihr wies, „nehmen Sie Platz und lassen Sie uns eilen, eine Angelegenheit zu erledigen, die nunmehr schon seit Tagen mich tief beunruhigt."



Archibald sah sie erstaunt an. „Was ist vorgefallen?“ fragte er verstört, „ich erkenne die gütige und nachsichtige Freundin früherer Tage kaum wieder. Hoffentlich sind keine Mißverständnisse entfremdend zwischen uns getreten.“

„Mißverständnisse waren bei mir von jeher ausgeschlossen,“ erwiderte Thekla mit ruhiger Entschiedenheit, „ich hielt mich daher zu der Voraussetzung berechtigt, daß auch Sie gegen solche gefeit seien. Was mich aber peinlich bewegt, ist ein Auftrag, der mir in räthelhafter Weise zuzuging und den zu erfüllen, nachdem das Ablehnen mir zur Unmöglichkeit gemacht worden, mich schwere Ueberwindung kostete.“

„Von wem rührt er her?“ fragte Brackensfeld, von schwarzen Ahnungen beschlichen, hastig.

„Ich weiß das nicht; erriet nur, daß es sich darum handelt, Sie, vielleicht auch andere vor großem Unglück zu bewahren,“ und den Kasten unter dem Tuch hervorziehend, überreichte sie ihm denselben.

Brackensfelds Gesicht wurde plötzlich fahl. Die Blicke starr auf den Behälter gerichtet, öffnete er die Lippen, jedoch ohne einen Laut hervorzubringen. Der Tod wäre ihm willkommen gewesen, als den untrüglichen Beweis seines sträflichen Verfahrens gerade in Theklas Händen zu sehen.

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ sprach sie dringlich, und das sich regende Mitleid verflüchtigte sich angesichts des Schuldbewußtseins, das in seinen Zügen wie in der ganzen Haltung zu Tage trat. „Bitte, nehmen Sie,“ wiederholte sie förmlich streng, als er immer noch keine Miene machte, der Aufforderung nachzukommen, und wie um ihn zu ermutigen, schlug sie den Deckel zurück.

Der Anblick des funkelnden Geschmeides übte indessen gerade die ihrer Absicht entgegengesetzte Wirkung aus. Wie vor einem Gorgonenhaupt schauderte er zurück, um aber-

mals zu hören: „Was zaudern Sie? Ist es doch das Familienkleinod Ihrer Mutter, das der rechtmäßigen Besitzerin wieder zugestellt werden soll.“

„Wer — wer brachte es?“ stieß Brackenfeld in seiner grenzenlosen Bestürzung hervor, und den Kasten ergreifend, schloß er ihn ungestüm und warf ihn neben sich auf die Bank.

„Erraten Sie es nicht?“ fragte Thekla, ihn fest ansehend, und schwer wurde es ihr, die Verachtung zu verheimlichen, die, zumal in Erinnerung des mit so viel Eifer betriebenen Werbens um ihre Hand, angesichts seiner Kopflosigkeit sie beschlich.

„Ich — ich ahne es nicht,“ erklärte Archibald in dem dumpfen Trachten, die Wahrheit zu verschleiern, und scheu wich er den forschenden Blicken des schönen Mädchens aus.

„Wunderbar,“ versetzte Thekla nunmehr spöttisch, „ich selbst kann nicht deutlicher sein, weiß nur, daß eine Fremde, die mir die Angabe ihres Namens standhaft verweigerte, dieselbe Fremde, die uns vor kurzem auf der Landstraße eine ungehörige Aufmerksamkeit zuwendete, mir den Schmuck mit der Bitte einhändigte, Ihnen denselben heimlich zu übermitteln. Meine Frage nach näheren Umständen wies sie störrisch mit der Behauptung ab, daß es bei Ihnen keiner weiteren Erklärung bedürfe. Es sei alles beglichen, war das einzige erläuternde Wort, das sie wie beiläufig einschaltete.“

Brackenfeld hatte den Nacken gebeugt. Als hätte er am liebsten sich einen Weg durch die Erdrinde hindurch gebahnt, starrte er vor sich auf den Kies nieder. Da er fortgesetzt schwieg, hob Thekla wieder an: „Absichtslos haben Sie mich überzeugt, daß jene Person nicht zu viel sagte. Sie kennen den Zusammenhang. Das Geschmeide befindet sich in Ihren Händen; mir aber liegt es fern, mich in die Geheimnisse anderer einzudrängen. Gewissen-



haft löste ich das ungerne erteilte Versprechen, und damit ist die Angelegenheit zwischen uns beiden endgültig erledigt.“ Sie erhob sich und fuhr fort: „Gehen wir. Fräulein v. Brigen wartet vielleicht schon auf uns —“

„Nur noch ein Wort — Fräulein Thekla,“ fiel Brackenfeld, ohne seine Stellung zu verändern, flehentlich ein, „es ist mir unmöglich, in meiner jetzigen Verfassung Ihrer mütterlichen Freundin unter die Augen zu treten. Ihre Fragen würden mich in die fürchterlichste Verlegenheit stürzen — Sie sind die einzige, der ich mich anvertrauen darf —“

„Nein, Herr v. Brackenfeld,“ unterbrach Thekla ihn kalt, „die Mitwissenschaft von Vorgängen, die Sie nachträglich noch erschüttern, muß ich mit aller Entschiedenheit ablehnen. Sie mögen ohnehin bald genug bereuen, die Herrschaft über sich verloren und in der Uebereilung Verrat an Ihrer eigenen Person geübt zu haben.“

„Fräulein Winhold — teuerste Thekla — ich beschwöre Sie — hören Sie mich an —“

„Ich bin es mir selbst schuldig, auf alle ferneren Enthüllungen zu verzichten. Sie können nur dazu angethan sein, mein abfälliges, wohl gar verdammendes Urteil über Ihren Verkehr mit jemand herauszufordern, der unzweifelhaft auf verwerfliche Art in den Besitz des größten Heiligtums Ihrer Mutter geriet. Jetzt kommen Sie. Das einzige, das ich thun kann, soll geschehen: weder Ihnen noch einem anderen gegenüber werde ich je mit Wort oder Miene an das rühren, was zwischen uns zur Sprache kam. Dasselbe erwarte ich zuversichtlich von Ihnen.“

Brackenfeld begriff, daß jeder fernere Versuch, ihre Meinung günstig zu beeinflussen, an dem jungfräulichen Gemüt abprallen würde. War doch offenkundig, daß sie in dem kurzen Beisammensein mit der unheimlich schönen Fremden Regungen unterworfen gewesen, die ihr zwar

unverständlich, dennoch das Eingehen auf Erörterungen als eine unbestimmte Gefahr erscheinen ließen. Wie schlaftrunken erhob er sich. Den Maroquinkasten barg er auf seinem Körper, und an ihre Seite tretend, verfolgten sie ihren Weg schweigend. Anstatt sie ins Haus zu begleiten, schlug er die Richtung nach dem Stalle ein.

„Wohin?“ fragte Thekla, als sie ihn wie gebrochen einherschleichen sah.

„Mich bei dem gnädigen Fräulein zu verabschieden, übersteigt meine Kräfte.“

„Sie wollen fort?“

„Ich muß.“

„Wie soll ich Ihren jähen Ausbruch erklären?“

„Schildern Sie alles, was Sie sahen und erfuhren. Hier sieht mich niemand wieder.“

„Ich werde sagen, Sie seien plötzlich erkrankt. Was ich erfuhr und beobachtete, gehört nicht mir, sind für mich vergessene Dinge. Das bin ich schon allein jener Person schuldig, die sich vertrauensvoll an mich wendete; aber auch Ihrer Mutter und — und Ihnen.“

„An meine Erkrankung glaubt sie nicht,“ versetzte Brackensfeld und fügte, wie sich selbst verhöhnend, hinzu: „Was kümmert's mich? Die Welt ist groß. Brot gebacken wird überall.“ Mit einem Ausdruck todverachtenden Trostes richtete er sich auf und betrat den Stall.

Anstatt den Knecht zu rufen, zäumte er das gefattelt stehende Pferd auf. Vor der Stallthür schwang er sich in den Sattel und im Galopp sprengte er vom Hofe hinter. Eine Weile spähte Thekla ihm sinnend nach; dann verwandelten ihre Gedanken sich unbewußt in vernehmbare Worte.

„Der muß viel auf dem Gewissen tragen,“ sprach sie vor sich hin. Sie schauderte, indem sie sich vergegenwärtigte, daß er so eifrig nach ihrem Besitz strebte und Mamsell



Stine ihm darin nach besten Kräften Vorschub leistete. Vor ihren geistigen Blicken erstand die seltsame Fremde mit dem einen räthelhaften Zauber ausstrahlenden Marmorantlitz und der hohen Gestalt.

„Entweder eine Verbrecherin oder eine Unglückliche,“ lispelte sie, den Rückweg nach dem Garten einschlagend. Nicht ohne Besorgnis gedachte sie der bevorstehenden ersten Begegnung mit Mamsell Stine, der Brackenfelds fluchtartiger Ausbruch kaum entgangen sein konnte.

Der Abend sandte seine Schatten voraus, und Thekla saß noch immer auf der Bank unter dem Ahorn. In ihren Betrachtungen störten sie nahende Schritte. Nur eine gab es, die sich so energisch einerbewegte, und schneller pochte ihr Herz in der Vorahnung einer ihre Ruhe gefährdenden Scene.

Als Mamsell Stine auf dem gewundenen Wege in ihren Gesichtskreis trat, entdeckte sie sofort, daß Unzufriedenheit sie im höchsten Grade beherrschte. Leicht erriet sie die Ursache, und das Herz sank ihr in dem Bewußtsein, etwaigen Anklagen gegenüber in ihrer Verteidigung nicht über eine bestimmte Grenze hinausgehen zu dürfen. Zugleich wuchs aber auch ihre Entschlossenheit, gegen jeden ihre Freiheit bedrohenden Plan sich mit aller Macht aufzulehnen. Derartiges mochte in ihren Augen wohnen, als sie mit heimlicher Angst zu der vor ihr Stehenden auffah.

Eine Weile betrachtete Mamsell Stine sie wie ein zürnender Donnergott, mit finster gerunzelten Brauen. Erst als sie in ihren Zügen das Gepräge wachsender Beklommenheit zu entziffern glaubte, ließ sie sich neben ihr nieder und bemerkte einleitend: „Hoffentlich bereuust du, in deiner heillosen Leidenschaftlichkeit unseren Freund Archibald in einer Weise gekränkt zu haben, daß er wohl zum letztenmal hier gewesen ist.“

Bei der Mahnung an den Genannten und den vorhergegangenen Verkehr mit ihm erwachte Theklas Eigenwille. Hätte Mamsell Stine, anstatt der aus ihrer Jugendzeit mit herübergenommenen herben Strenge rückwärtslos nachzugeben, mütterlich wohlwollend zu ihr gesprochen, so wäre sie ihr sicher um den Hals gefallen, sie mit Zärtlichkeiten überhäufend und das übervolle Herz vor ihr ausschüttend. An dessen Stelle bäumten die Regungen des Trostes sich in ihr auf, und dementsprechend antwortete sie: „Ich kränkte ihn nicht. Bleibt er fern, so verschuldete ich für meine Person es am wenigsten.“

„Leugne nicht,“ versetzte Mamsell Stine mit einer Schärfe, wie sie Thekla bisher fremd an ihr geblieben; „galoppierte er auf zehn Schritte an mir vorbei, ohne mich zu beachten, so muß das eine Ursache haben. In ihm beleidigtest du seine Mutter und mich.“

„Was ich nicht beging, brauche ich nicht zu leugnen,“ erwiderte Thekla, im Zorn tief errötend. „Ich kenne nur Wahrheit. Wo sie unwillkommen ist, schweige ich lieber.“

„Bereitwillig vereinbarte ich mit dir Bedenkzeit. Anstatt daran festzuhalten, brachst du dein Versprechen und vertriebst ihn dennoch,“ erklärte Mamsell Stine, sich mehr und mehr erhitzend.

Thekla zuckte die Achseln. Lieber hätte sie das Aergste über sich ergehen lassen, als auch nur eine Silbe des zu ihrer Kenntniß gelangten Geheimnisses preiszugeben oder zu Entschuldigungen ihre Zuflucht zu nehmen.

„Wäre es ein Unglück, wenn er nicht mehr erschiene?“ fragte sie erzwungen gleichmütig.

„Ja, ein Unglück für dich und für mich, und ein Unglück ist es, Undank zu ernten, wo man auf das Gegen teil rechnete.“

„Undank?“ fuhr Thekla wieder leidenschaftlich auf,



„Undank, wenn ich für meine Wohlthäterin in den Tod ginge? Undank, wenn ich mich weigere, da freundschaftliche Zuneigung zu heucheln, wo man mir keine Achtung einflößt?“

„Was nicht ausschließt, daß man sich lieben lernt, sich veredelt und in glücklichen Verhältnissen einer sonnigen Zukunft entgegengeht.“

„Es giebt keine sonnige Zukunft, solange man täglich jemand um sich sieht, der einem noch weniger als gleichgültig,“ versetzte Thekla heftig und fügte nach kurzem Bedenken entschlossen hinzu: „Eine sonnige Zukunft finde ich nur bei jemand, dem ich mich schon vor Jahren versprach.“

Mamsell Stine verhielt sich, wie ihren Ohren nicht trauend. Lähmendes Erstaunen hatte sich ihrer bemächtigt. Erst nach einer längeren Pause meinte sie spöttisch teilnehmend: „So? Das klingt ja recht erbaulich. Also schon als Kind verlobtest du dich? Doch, wer ist der Glückliche, wenn man fragen darf?“

Thekla bereute ihre Uebereilung, antwortete aber mit fester Stimme: „Raimund Damerow.“

„Der arme Schlucker, der dazu berufen ist, sein Leben zwischen Himmel und Wasser zu verbringen?“ versetzte Mamsell Stine, sich nur noch mit Mühe beherrschend, geringschätzig.

Bitter empfand Thekla die wegwerfende Art, in der Mamsell Stine des Geliebten gedachte, und bestätigte förmlich herausfordernd: „Gerade er und kein anderer.“

Abermals trat eine Pause ein. Mamsell Stine sah auf Thekla, wie vielleicht in den ersten Jahren nach der Aufnahme in ihrem Hause, als sie das zeitweise eigensinnige Kind noch mit wenigen ernstern Worten unter ihre Botmäßigkeit zurückbrachte. Unerhört, unfaßlich erschien ihr daher das jetzt bei demselben folgamen Kinde so jäh

zum Durchbruch gelangende Selbständigkeitsgefühl. Ratlos stand sie dieser plötzlichen Wandlung gegenüber. Allmählich aber trat die Ueberzeugung in den Vordergrund, auch heute noch ihren entscheidenden Einfluß geltend machen zu können, und in erwachender Entrüstung die Tragweite ihrer Worte nicht berechnend, bemerkte sie mit notdürftig erheuchelter Kaltblütigkeit: „Zwingen kann ich dich freilich nicht, möchte es auch nicht. Du aber darfst dich nicht wundern, wenn du eines Tages, wie ich selber zur Zeit, ebenfalls enttäuscht werden solltest.“

Thekla verstand die Andeutung, schwieg aber und sah unwillig vor sich nieder. Ihre Pulse flogen. Die mittelbare Drohung, der ihr vorgespiegelten Erbschaft verlustig zu gehen, hatte ihren Trotz auf den Gipfel gesteigert. Eine Weile betrachtete Mamsell Stine sie, wie etwa ein junges Pferd, dem zum erstenmal das Geschirr aufgelegt worden und das zu bändigen es nicht nur der Strenge, sondern auch der Klugheit bedarf. Endlich sprach sie, wie einen selbstverständlichen Umstand erwähnend: „Du wirst heute noch an Archibald schreiben —“

Thekla sprang auf. Ihr Antlitz glühte. Leidenschaftlich funkelten ihre Augen bei der ihr ungeheuerlich erscheinenden Zumutung.

„Nimmermehr geschieht das!“ rief sie aus, „und müßte ich deshalb heute einer Stätte den Rücken kehren, wo ich so lange übergücklich gewesen!“

„So? Du forderst also das Geschick mutwillig gegen dich heraus?“ fragte Mamsell Stine mit bedrohlicher Ruhe.

„Nur insoweit,“ erklärte Thekla fest, „als ich lieber mit jemand, dem ich vertraue, den ich achte und verehere, mein Hungerbrot teile, als durch Ueberfluß unablässig an glänzendes Glend erinnert zu werden.“

„Du wirst dir die Sache überlegen,“ versetzte Mamsell Stine, sich ebenfalls erhebend, „morgen denkst du anders.“



„Ich glaube kaum,“ hieß es erbittert zurück.

Mamsell Stine kehrte ihr den Rücken und schritt nachlässig davon, als ob überhaupt nichts vorgefallen wäre.

Thekla rührte sich nicht. Finster sah sie der Scheidenden nach. Wie diese erwartete, eiligst nahende Schritte hinter sich zu hören, so harrete Thekla ängstlich darauf, einem wenn auch nur über die Schulter ihr zugesendeten Blick zu begegnen. Doch beide besaßen harte Köpfe, beide fühlten sich gekränkt und in ihrem Recht beeinträchtigt. Keiner gewann es über sich, das erste Zerwürfniß durch ein versöhnliches Wort oder eine Gebärde zu überbrücken, das alte glückliche Einvernehmen wiederherzustellen. Und dabei schlugen zu derselben Zeit ihre Herzen vor Jammer, als wäre ein Stück von ihnen losgerissen worden. Das aber wußten sie eine von der anderen und gönnten sich gegenseitig die bitteren Empfindungen, ohne sich klar darüber zu werden, daß sich darin ein gewisses Rachegefühl geltend machte, das wiederum entfremdend zwischen ihnen wirken mußte.

Nachdem Mamsell Stine hinter Baum und Strauch verschwunden war, nahm Thekla ihren alten Platz wieder ein; das nächste in ihren Bereich hineinragende Zweiglein brechend, begann sie mit den Blättern den Ries vor sich zu fegen. Wie in ihren düster blickenden Augen, offenbarte sich auch in den spielenden Bewegungen störrischer Eigenwille. Aehnlich erging es Mamsell Stine. Es klang aus ihrer Stimme hervor, als sie auf dem Hofe die Befehle zu den letzten Abendarbeiten erteilte.

Als Thekla zum Essen gerufen wurde, weilte sie in ihrem Zimmer. Sie befände sich unwohl, verspüre keinen Appetit, ließ sie vermelden. Dann wartete sie gespannt darauf, daß Mamsell Stine, wie sonst stets in solchen Fällen geschah, sich nach ihr umsähe. Diese legte indessen der Unpäßlichkeit keine Bedeutung bei und antwortete der

Ueberbringerin der Botschaft, daß ein gesunder Schlaf alles wieder ins Gleichgewicht bringe und man Thekla nicht stören möge.

Doch an Schlaf dachte Thekla ebensowenig, wie an Speise und Trank. Sobald aber Stille im Hause eingetreten war, rüstete sie sich zu einem Gange. Bald darauf schlich sie leise ins Freie hinaus, mit besflügelten Schritten die Richtung nach der Stadt einschlagend. Beinahe eine Stunde wanderte sie durch die nächtlich stille Landschaft, ohne auch nur einmal in ihrem Entschluß zu schwanken. Sogar in dem herrischen Klopfen, mit dem sie die Bumbootwachtel ermunterte, verriet sich ein Wille, der nicht leicht zu erschüttern. Denselben Eigensinn offenbarte sie den tadelnden Vorstellungen der alten Freundin gegenüber, die diese nach Besiegen des ersten Erstaunens an sie richtete, wobei sie in Monika selbstverständlich eine nicht minder entschiedene Gegnerin fand. Ihren Vorschlag, folgenden Tages selbst nach dem Vorwerk hinauszugehen und die Mißverständnisse aufzuklären, verwarf Thekla mit der Erklärung, daß Mamsell Stine, wenn ihr daran gelegen sei, unbedingt selber in dem Logger erscheinen würde.

Ueber die Ursache ihrer Flucht erteilte sie nur unbestimmte Aufschlüsse. Sie gipfelten darin, daß sie einen Mann, den sie verabscheue, sich nimmermehr aufzwingen lasse, was natürlich nicht nur Monikas, sondern auch der Bumbootwachtel vollste Billigung fand. Sie hatte schon öfter in dem Logger übernachtet und ihn bei solchen Gelegenheiten ein Märchenschloß genannt. Sie unterzubringen war daher mit keinen Schwierigkeiten verknüpft; dann aber förderte ihren Schlaf der sorglichen Alten heiliges Gelöbniß, ihr auf alle Fälle für immer einen sicheren Port zu bieten.

Der Morgen kam, doch wer nicht kam, das war Mamsell Stine. Statt ihrer erschien Friedrich mit einem Arbeits-



wagen und zwei Wäscheförben, in denen Theklas Habseligkeiten sorgfältig verpackt lagen. Die Gnädige hatte alles selber besorgt, wie er redselig erzählte, und nur einen schönen Gruß beigefügt.

Anfänglich lebte Thekla unter dem Eindruck einer schmerzlichen Enttäuschung, doch nur so lange, bis sie in dem ihr zugewiesenen Raum sich nachbarlich mit Monika eingerichtet hatte. Dann beherrschte sie fast ausschließlich die Ueberzeugung, nunmehr allen Fährnissen entrückt zu sein. Es verlor die Trennung von den Stätten ihrer glücklichen Kindheit viel von ihrer Bitterkeit durch den sprechenden Beweis, daß Mamsell Stine sie nicht vermisste. —

Die Ereignisse, welche durch das Erscheinen Kellys und seines Genossen veranlaßt worden waren, erhielten gewissermaßen ihren Abschluß, als beide in Begleitung eines Sicherheitsbeamten an Bord des auf der Reede ankernden Dampfers geschafft und dort dem Kapitän übergeben wurden. Gleich darauf erfolgte der Befehl zum Ankerlichten. Zu derselben Stunde ging an die betreffende Behörde in New York eine Depesche ab, durch welche die beiden Verbrecher angemeldet wurden.

Während dieser ganzen Zeit waren George Braddon und seine neugewonnenen Freunde nicht müßig geblieben. Den Beratungen folgten die einleitenden Schritte zu einem Unternehmen, an das man, trotz der fehlerhaften Karte und des mehr als zweifelhaft erscheinenden Erfolges, mit allen Kräften heranzutreten beschloffen hatte. Briefe, die ihm zugleich einen weit reichenden Kredit eröffneten, wurden von seiten Aufdermauers für Raimund nach der Havana an ein dortiges Handelshaus entsendet. Andere, die Joachims Namen trugen, waren nach Fort Pierre am oberen Missouri bestimmt. Außerdem gingen die ausführlicheren Berichte Braddons an den Reverend Dixon

ab, und endlich ein Schreiben mit verschiedenen Aufträgen an den alten Basil.

Unter solchen Umständen konnte es nicht überraschen, wenn zwischen Braddon und denen, die an dem in Aussicht stehenden Werk mehr oder minder beteiligt waren, die freundschaftlichsten Beziehungen sich entwickelten. Wie Aufdermauer ihm mit unverkennbarer Hochachtung begegnete, sogar seine und anderer Beteiligung an den erforderlichen Vorschüssen zusagte, im Falle das Silberlager wirklich aufgefunden und erschlossen werden sollte, so bewies die Bumbbootwachtel ihm nicht minder ihr aufrichtiges Wohlwollen. Ihre beiderseitigen Gefühle begegneten sich in dem Bilde der holden Kleinen, von der Dixon schrieb, daß sie überraschend lieblich heranwache.

In Thekla, die er seit ihrer Uebersiedlung nach dem Logger beinahe täglich sah, hatte er ebenfalls eine warme Freundin gewonnen, die ihm nur dann mit einer gewissen abwehrenden Härte begegnete, wenn er sich erbot, zwischen ihr und Mamsell Stine die Ausöhnung anzubahnen. Gedachte Monika aber kaum noch der Möglichkeit, eines anderen belehrt zu werden und dem Glauben an Franklin Tracy entsagen zu müssen, so umging er selbst vorsichtig alle Klippen, an denen, wie er wähnte, ihr rührend hingebendes Vertrauen zu scheitern drohte.

Und so verkehrten sie in einer Weise miteinander, die man als eine geschwisterliche hätte bezeichnen mögen. Und dennoch loderte und flammte es in Braddons Innerem, so oft die liebliche junge Bewohnerin des Loggers in seinen Gesichtskreis trat, mit herzlichem Gruß ihm zutraulich die Hand bot, mit süßer Befangenheit in seinen Augen las, sogar in ihrem reizenden Geplauder verriet, wie tief sie von der Ueberzeugung durchdrungen war, ein heiliges Geheimnis mit ihm zu teilen, über alles hinaus aber seiner vermeintlichen Verschwiegenheit Achtung zollte.



## Siebzehntes Kapitel.

## Die letzten Tage.

Heidenreich war am Tage nach dem Tode seiner Tochter von den Beamten, die ihn wegen Buchers in Untersuchungshaft abführen sollten, in seinem Versteck aufgefunden worden. Aus Verzweiflung brachte er sich mit dem vergifteten Dolche eine Wunde bei, an der er ebenfalls starb. Seine reiche Hinterlassenschaft wurde von der Behörde mit Beschlagnahme belegt, und Aufdermauer hatte sich infolgedessen nur selten und dann auf kurze Zeit in dem Logger blicken lassen. Fortgesetzt war er in reger Thätigkeit, die Hinterlassenschaft des alten Buchers ordnen zu helfen. Gelangte er bei dieser Gelegenheit zur Kenntniss von Dingen, die er bis dahin für unmöglich gehalten hatte, so schöpfte er daraus die Lust und Geduld, einzelne der in der Rattenhöhle angesponnenen Fäden, deren einer ihn bis unter das Dach der Frau v. Brackensfeld führte, bis an ihr Ende zu verfolgen.

Die Ergebnisse seines menschenfreundlichen Bestrebens mußten ihn außerordentlich befriedigen; denn an dem heutigen Vormittage, an welchem er den Bewohnern des Loggers ein Stündchen widmete, war er ungewöhnlich aufgeräumt. Als erste Neuigkeit verkündete er, daß es ihm gelungen sei, für Archibald, der im Begriff gewesen, sich bei der französischen Fremdenlegion anwerben zu lassen, in einem überseeischen Handelshause eine Stellung zugesichert zu erhalten. Ferner berichtete er, daß Heidenreichs hoffnungsvoller Sohn schwerlich geneigt sei, die reiche Erbschaft seines Vaters um den Preis einer vieljährigen Zuchthausstrafe anzutreten.

Dann beklagte er wieder die Einsamkeit der Mamsell Stine, väterlich hinzufügend, daß bei einem durchaus überflüssigen Gezänk wenn auch nicht der klügere, so doch

der jüngere Teil nachzugeben habe. Den von Thekla erhobenen Einspruch schnitt er dadurch ab, daß er — ein unerhörtes Ereignis für seine Verhältnisse — sich ihr zu neigte und sie küßte. Zu seiner Entschuldigung fügte er hinzu, sie sei die feste Kraft, die nur je dem Steuer widerwillig gehorchte; er wünsche ihr aber einen Gatten, der als Fachmann verstehe, sie im richtigen Kurse zu erhalten. Ihr Erstaunen über die ihr nur zu verständliche Anspielung übersah er mit Bedacht, und sich Monika zukehrend, küßte er auch sie, den wohlmeinenden Rat einflößend, sich geradezuhalten, nicht einwärts zu watscheln wie eine Ente, am wenigsten aber zu jedem Ausgange zu schlagen wie ein Kriegsschiff zur Flottenparade, nebenbei lauter Fehler, die nur in seiner vormundschaftlichen Phantasie lebten. Hierauf ging er, das Bild unnachahmlicher Würde.

Die Mahnung Aufdermauers zu Verträglichkeit und Nachgeben war bei Thekla nicht ohne Nachwirkung geblieben. Noch am Nachmittage, als sie mit ihren Freunden in der Gaisblattlaube saß, hätte ein aufmerksamer Beobachter aus ihren Zügen herausgelesen, daß ihre Gedanken hin und wieder nach dem Vorwerk hinausschweiften. Die lebhafteste Unterhaltung erlitt eine Störung, als ein auf der Landstraße einherfahrender Wagen vor dem nach dem Logger führenden Pfade anhielt.

Sichtbar erschrocken war Thekla ins Freie hinausetreten und früh genug, um zu beobachten, wie Aufdermauer mit vollendetem Anstande Mamsell Stine die Hand reichte, ihr von dem Ponymägelnchen auf festen Boden half und Friedrich anheimgab, langsam auf und ab zu fahren.

„Sie kommt,“ sprach sie unter dem Andränge der sie bestürmenden Empfindungen in die Laube hinein, und überschwengliche Freude, Besorgnis und Trotz kämpften auf dem reizvollen Antlitze um den Vorrang.



Gleich darauf drängten die Bumbootwachtel und Monika sich neben sie hin, wogegen Braddon sich in den Hintergrund zurückzog.

Und sie kam in der That, die Mamsell Stine, und zwar in gemessenem zuversichtlichem Schritt und einer Haltung, als habe sie sich auf dem Wege zu ihren Feldarbeitern befunden. Ob Zorn oder mildere Gefinnungen hinter dem wettergebräunten Gesicht wohnten, hätte nicht leicht jemand erraten. Selbst in Aufdermayers scharf zugespitzten Zügen offenbarte sich eine gewisse zweifelnde Spannung. Auf alle Fälle übte sie einen Eindruck aus, daß sogar die Bumbootwachtel davon abstand, ihr gewohnterweise ein herzliches Willkommen entgegenzusenden.

Sie schien es auch nicht zu erwarten; denn ohne rechts oder links zu schauen, dagegen Thekla fest im Auge, näherte sie sich ihr bis auf drei Schritte. Dann herrschte Schweigen, wie wenn nach Herniedersfahren eines Wetterstrahls man des nachfolgenden Donners gewärtig. Als hätten alle sich unter dem Druck eines Schuldbewußtseins befunden, hielt man für geboten, Mamsell Stine das erste Wort zu gönnen. Thekla war augenscheinlich auf eine Flut von Vorwürfen gefaßt, aber auch entschlossen, obwohl sie der Alten am liebsten in die Arme geflogen wäre, ihre Erwiderungen nach den an sie ergehenden Anklagen abzuwägen.

Endlich ertönte Mamsell Stines kräftiges Organ, indem sie anhub: „Thekla, du fandest für gut, unter dem Schutze der Nacht auszurücken. Am hellen lichten Tage wäre es bequemer gewesen. Niemand hätte dich gehindert. Das ist indessen Nebensache. Dafür antworte mir jetzt offen und ehrlich: Wußtest du um die Geschichte mit dem Familienschmuck der Frau v. Brackensfeld?“

Thekla vermochte nur das Haupt zustimmend zu neigen, und Mamsell Stine fuhr streng fort: „Weshalb verheim-

lichtest du sie vor mir, obwohl durch ein einziges Wort der ganze Aerger vermieden worden wäre?“

„Aus Schonung für Archibald und seine Mutter. Ich hoffte, die Wahrheit würde verschwiegen bleiben,“ erklärte Thekla überzeugend.

„So? Mehr bedarf es nicht zwischen uns,“ versetzte Mamsell Stine, und ihre Stimme zitterte eigentümlich. „Du aber bist ein ehrenwertes Kind —“ das weitere erstickte unter der Festigkeit, mit der Thekla sie umarmte und zärtlich liebte.

„Und noch eines,“ hob Mamsell Stine wieder an, nachdem sie sich der stürmischen Umschlingung entwunden hatte, „du warst in deinem Recht, aber auch ich, und gefehlt mögen wir beide haben. Da meinte Herr Aufdermauer, gewiß ein erfahrener Stadtverordneter und vorzüglicher Vormund, ich sei dir eine Entschädigung dafür schuldig, daß du mein Haus durch Umsicht und Entschlossenheit vor großer Schmach bewahrtest. Schreibe daher an den hinterlistigen Schlingel, den Raimund, der mir schon als Junge oft genug den Kopf warm machte — Herr Braddon soll ihm den Brief selber einhändigen — ich hätte nichts dagegen. Nur die eine Bedingung, vom Wasser fortzubleiben, stellte ich. Nächstens ist die Pacht unseres Gutes abgelaufen, und wirtschaften wird er schon lernen —“

So lange hatte Thekla wie betäubt dagestanden. Bei den letzten Worten aber löste sich der Bann, der im Uebermaß des Glückes sich auf ihr Gemüt gelegt hatte. Laut weinend breitete sie die Arme aus, um von ihrer alten Wohlthäterin an die Brust gezogen zu werden. Mit ihr aber weinte Monika still, während die Bumbootwachtel, das Ungeahnte kaum begreifend, ein Thränlein nach dem anderen in den Augen zerdrückte, und Aufdermauer die spitze Nase in einer Weise schnaubte, als hätte er sie mit der Wurzel aus dem Gesicht drehen wollen. Gerührt



überwachte Braddon die ergreifende Scene, und als er, die Blicke von einem zum anderen sendend, den feuchten Augen Monikas begegnete, da war ihm, als ob ein von Behmut getragener warmer Liebesgruß sich in sein Herz gesenkt habe.

Da Mamsell Stine erklärte, Thekla zur Stunde mit fortzunehmen, begaben diese und Monika sich ungesäumt ans Werk, die beiden Wäscheförbe wieder zu füllen und zum Abholen bereit zu stellen. Aufdermauer und Braddon leisteten unterdessen den beiden alten Damen Gesellschaft. Aber sie kamen nicht zu Worte. Um so inniger ergöhten sie sich an der Verträglichkeit, mit der die sonst stets kampferüsteten Freundinnen einmütig eine gute Stallfütterung priesen und gereinigtem Theer einen nicht zu unterschätzenden wohlthätigen Einfluß auf Tauwerk, Leinen und Stricke jeder Art zuschrieben. Hätte Aufdermauer aber gehört, wie die beiden Mädchen während des Packens über den sonst so oft insgeheim gescholtenen Vormund urteilten, ihm die denkbar liebenswürdigsten Eigenschaften beimessen, sogar behaupteten, es sei schade um ihn, unverheiratet geblieben zu sein, da möchte er vor lauter Würde noch um einen oder zwei Zoll in der Brustbreite zugenommen haben. —

Nach Theklas Scheiden war es plötzlich recht still und einsam in dem Logger geworden, um so einsamer, nachdem die Bumbootwachtel, den letzten Tagesrest zu einem Geschäftsgange verwendend, in Aufdermauers Begleitung sich entfernt hatte. Denn Jodokus Quast, der unabänderlich seine Angelschnur überwachte, trug ebensowenig dazu bei, die wunderliche Heimstätte zu beleben, wie Monika und Braddon, die auf dem Deck einander gegenüber saßen. Erstere war eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt, während Braddon nicht minder aufmerksam die sich lebhaft regenden zierlichen Finger überwachte.

Die Sonne stand niedrig. Wie ermüdet nach vollendetem Tagewerk sandte sie träumerisch ihren letzten roten Goldbregen unter das Zeltbach. Aus entgegengesetzter Richtung machte die landwärts wehende erquickende Seebrise sich bemerklich. Zuweilen tiefer aufatmend, spielte sie mit den seidenweichen Schläfenlöckchen Monikas, oder hob den Rand einer Landkarte, die Braddon zur Erklärung seiner bevorstehenden Reise über das zwischen ihnen stehende Tischchen ausgebreitet hatte. Mit reger Spannung war Monika seinen Mittheilungen gefolgt. Beinahe unbegreiflich erschien ihr, daß er mit Entfernungen, deren Zurücklegung Monate erforderte, ebenso sorglos rechnete, wie sie selber, wenn es einer gelegentlichen Fahrt nach dem Vorwerk hinaus oder dem sonntäglichen Kirchgang galt. Nur einmal wendete sie treuherzig ein, es sei ein niederdrückender Gedanke, so sehr lange mit einer unbestimmten Hoffnung auf Wiedersehen von Brüdern und Freunden getrennt zu leben.

„Jede Hoffnung besitzt ihre eigenen Reize, sofern man nicht den damit geeinten Zweifeln einen entscheidenden Einfluß auf den inneren Menschen einräumt,“ versetzte Braddon freundlich belehrend.

Monika ließ ihre Hände rasten und warf, Braddons Augen unbefangen suchend, ernst ein: „Bis das Geschick plötzlich mit rauher Hand unbarmherzig eingreift.“

„So bliebe immer vorzuziehen,“ erwiderte Braddon, „die Zeit bis dahin in froher Zuversicht verbracht zu haben, anstatt mit Grämen und Härmen.“

Monika sann nach, ohne ihre Blicke von Braddon abzuziehen. Sicher achtete sie die Gründe, die ihn nach ihrer Ueberzeugung bewogen, seine Persönlichkeit zu verleugnen, zugleich aber mochte sie sich fragen, weshalb er jetzt noch, so kurz vor seinem Scheiden, zumal nach Entlarvung des falschen Franklin Tracy, zaudere, das ihn



umhüllende Dunkel zu lichten. Endlich bemerkte sie anerkennend: „Das ist das Urtheil eines Mannes, dem die gefährlichsten Bahnen die reizvollsten sind.“

„Doppelt reizvoll durch die Aufgabe, den letzten Willen treuer Verstorbener der Verwirklichung entgegenzuführen,“ hieß es beipflichtend zurück.

Wiederum zögerte Monika. Die Blut ihrer Wangen vertiefte sich noch ein wenig. Wie in einem Entschluß schwankend, ruhten die blühenden Lippen fester aufeinander; endlich fragte sie mit etwas weniger sicherer Stimme, nach ihrer Meinung klug berechnend: „Nicht auch durch die Erwartung, Zuverlässiges über den verschollenen Franklin zu erkunden?“

Braddon, der sie gewissermaßen mit dem Herzen überwachte, blieb keinen Augenblick in Zweifel über die Regungen, die sie zu der Frage trieben. Schwer wurde es ihm daher, ausweichend zu antworten: „Zuverlässiges erforsche ich auf alle Fälle, gleichviel, wie es lautet. Wohl aber darf ich hinzufügen, daß mein Leben mir nicht zu teuer dafür sein sollte, ihn meiner holden Freundin zuzuführen.“

Monika atmete leise auf. Die gewundene Erklärung, dazu bestimmt, ihren Wahn zu erschüttern, hatte gerade das Gegenteil bewirkt.

„Unter solchen Bedingungen muß es Ihnen gelingen,“ sprach sie begeistert, „nein — es kann nicht anders sein,“ und einen heiteren Ton erzwingend, versetzte Braddon: „Freundliche Zukunftsbilder bergen gewiß einen großen Zauber in sich; und dennoch ist es gefährlich, zu innig mit ihnen zu verwachsen.“

Enttäuschung webte auf Monikas Antlitz. Wie der Spiegel eines stillen Sees der trübenden Einwirkung des mattesten Lusthauches, gab ihre Gemütsstimmung jeder jäh wachgerufenen Regung fast augenblicklich nach.

„Was nennen Sie freundliche Bilder?“ fragte sie erwartungsvoll.

„Für mich jede Stunde des Verweilens auf diesem altehrwürdigen Logger; ferner, daß ich die Zeit beflügeln möchte, die mich von dem Tage trennt, an dem ich wieder als George Braddon vor Sie hintrete und das, was an irdischer Glückseligkeit ich ersehne, vielleicht aus Ihrem Willkommgruß heraushöre.“

Monika blickte freudig erstaunt. Ob sie die Bedeutung seiner Worte im vollen Umfange erfaßte, war nicht ersichtlich. Wohl aber verriet die tiefe Glut ihrer Wangen, daß sie einen volltönenden Nachhall in ihrem Herzen fanden. Meinte sie doch, daß nur einer mit so viel inniger Wärme zu ihr sprechen könne, und so erwiderte sie mit rührendem Eifer: „Freude werden Sie in jedem Auge lesen, herzliche Freude, wenn dann die letzten Schleier fallen, die jetzt noch die Wahrheit neidisch verhüllen.“

„Monika, teuerste Monika,“ versetzte Braddon, und hingerissen von dem Anblick, den sie in ihrer süßen Verwirrung bot, ergriff er ihre auf dem Tisch ruhende Hand, „ist es nicht grausam, daß mein Glück von der Verwirklichung eines leeren Wahns abhängig bleiben soll? Nicht grausam, mir in der Doppelgestalt, die Sie durchaus in mir erkennen wollen, das Bekenntnis zu versagen, daß ich durch unergründliche heilige Liebe mich an Sie gekettet fühle? Nicht grausam, daß wenn wirklich in Ihrem Herzen eine freundliche Regung für mich keimte, sie in Zweifeln ersticken soll, die sich für Sie und nur für Sie allein an meinen Namen knüpfen? Geben Sie es auf, ich flehe Sie an, unberechtigten Mutmaßungen fernerhin den Sieg über klares, vorurteilsfreies Denken und Empfinden einzuräumen.“

Mit niedergeschlagenen Augen hatte Monika seinen heißen Beteuerungen gelauscht. Erst als er endigte, sah



sie wieder auf. An ihren Wimpern zitterten Thränen. Wie von einem alle Sinne in Fesseln schlagenden Rausche umfangen, duldete sie, daß er ihre Hand zwischen seine beiden nahm und sie küßte. Von allem, was er sprach, hatte sie nur die Beteuerung seiner Liebe verstanden. Das übrige war ihr verloren gegangen, und so fragte sie, von der milden Glut holden Zagens überströmt, leise: „Besitze ich immer noch nicht Ihr volles Vertrauen? Soll ich auch jetzt noch im Ungewissen darüber bleiben, wem ich von ganzem Herzen zugethan bin? Zugethan seit der Minute, in der ich den so lange und treu erwarteten Franklin Tracy zum erstenmal begrüßte?“

„Monika!“ flehte Braddon erschrocken, „wäre ich Ihrer Liebe würdig, hätte ich mich auch nur auf eine Stunde zu dem mir nicht gebührenden Namen bekannt —“ er verstummte. Wie Eis legte es sich um seine Brust, als er entdeckte, daß Monika tödlich erbleichte. Mit Heftigkeit entriß sie ihm die Hand. Dann jagten Beschämung und leidenschaftliche Erregung das bewegliche Blut durch ihre Adern, wie um auf den Schläfen einen Ausweg zu suchen.

„Ich glaube Ihnen, jetzt glaube ich Ihnen,“ sprach sie hart, und der vertrauliche Verkehr, in dem sie so lange mit Braddon lebte, erleichterte es ihr, die Gedanken rückwärtslos in Worte zu kleiden, „ich gestehe es ein — ich befand mich unter dem Einfluß einer irrtümlichen Auffassung. Aber ich konnte in Ihnen nur Franklin Tracy erblicken, als zu dem gehörig ich mich betrachtete, seitdem ich aus der Ferne seine ersten Liebesgrüße empfang.“

„Ihn, den Sie nie kennen lernten?“ fragte Braddon bestürzt, „ihn, der als ein Ihnen Fremder unzweifelhaft fernab in öder Wildnis dem Tode in die Arme sank?“

„Ich bestreite es,“ erklärte Monika leidenschaftlich, „er ist nicht gestorben. Er wird wieder unter den Lebenden auftauchen, hierher kommen, wie er gelobte, sich über-

zeugen, daß mir nichts ferner lag, als eine Scheidewand zwischen uns zu errichten.“

„So wären die Beweise Ihrer Teilnahme — das Wort Zuneigung wage ich nicht anzuwenden — nur auf einer, wenn auch unbeabsichtigten Täuschung begründet gewesen?“ versetzte Braddon in bitterem Vorwurf.

„Nein, keine Täuschung,“ beteuerte Monika mit einer Entschlossenheit, die er am wenigsten in der eben erst erblühten Jungfrau gesucht hätte. „Folgte ich den Eingebungen des Augenblicks vielleicht ungebührlich, so waren Sie für mich Franklin Tracy, wie er mir seit Jahren in meinen Träumen vorschwebte und im Geist mich auf allen Wegen begleitete. Ich meinte sogar in ein vertrautes Antlitz zu schauen, daß unaßliche Freude mich erfüllte, ich das hingebendste Vertrauen keimen und wachsen fühlte. Einem Fremden gegenüber hätte ich mich sicher beherrscht, hätte es überhaupt nie so weit kommen können, und mir wäre das Geständnis einer tiefen Beschämung erspart geblieben.“

Ungestüm sprach sie diese Worte, die zu ihrer Entschuldigung dienen sollten, und dennoch gründeten sie sich unverkennbar auf so viel Wohlwollen, sogar aufrichtige Zuneigung, daß Braddon, trotz der darin enthaltenen Widersprüche, sich wie mit Himmelsgewalt zu ihr hingezogen fühlte. Zugleich aber drängte die Ueberzeugung sich ihm auf, in Fortsetzung seiner Beschwörungen einen vergeblichen Kampf zu kämpfen. Er antwortete daher mit unzweideutig hervorklingender Bitterkeit: „So scheid' ich von hier mit dem Bewußtsein, daß mein Loos ist, zu entsagen, wo Vergeben zur Unmöglichkeit geworden.“

„Nein, vergessen dürfen Sie mich nicht,“ wendete Monika mit derselben sich überstürzenden Hestigkeit ein, und Thränen drangen in ihre Augen. „Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie dankbare Freunde hier zurücklassen,



die Ihrer eingedenk bleiben, wohin auch immer das Geschick Sie verschlagen mag.“

Mitleid beschlich Braddon angeichts der nur notdürftig bekämpften Ratlosigkeit des lieblichen jungen Wesens. Das Gespräch weiter zu spinnen, widerstrebte ihm. Schonend mied er ihre Blicke und sah nach der Landstraße hinüber. Er hatte die Empfindung, als ob der Boden unter seinen Füßen brenne. Plötzlich belebten seine Züge sich wieder, und die Hand ausstreckend, bemerkte er erleichterten Herzens: „Die Frau Kapitän. Gefällt es Ihnen, so gehen wir ihr entgegen.“

Monika antwortete nicht, erhob sich aber bereitwillig, und bald darauf glaubte die Bumbbootwachtel in ihren erregten Zügen helle Freude über ihre Heimkehr zu entdecken.

Wie sich selbst, glaubte Braddon es auch Monika schuldig zu sein, ihr durch zwanglosen heiteren Verkehr über die noch frischen Eindrücke des Vorhergegangenen hinwegzuhelfen. Gern leistete er daher Folge, als die Frau Kapitän ihn einlud, den Abend in dem Logger zu verbringen. —

Je näher der Abschiedsstunde, um so schneller entschwand die Tage. Doch so oft Braddon hinauswanderte und so oft die Gelegenheit sich bot: nie wieder berührte er das mit Monika geführte Gespräch über seine Persönlichkeit. Erst als er sich von den beiden Bewohnerinnen des Loggers verabschiedete und sah, wie Monika, während ihre Hand in der seinigen ruhte, gegen Thränen kämpfte, wagte er eine darauf bezügliche nicht mißzuverstehende Bemerkung.

„Glückt das Unternehmen, zu dem ich von meinem väterlichen Freunde auserkoren wurde,“ sprach er, und Wehmut wohnte in seinen Augen, „so kehre ich noch einmal hierher zurück, um Rechenschaft über die erzielten Erfolge abzulegen. Schlägt dagegen alles fehl, was aller-

dings wahrscheinlicher, so wird meine Reise überflüssig. Das Zeugnis Ihrer Brüder betreffs meiner Thätigkeit würde in solchem Falle genügen.“

„Nein, das genügt nicht,“ versetzte Monika nunmehr wieder eifrig, „ob Erfolg Ihre Mühen lohnt oder Enttäuschungen unserer harren: etwas giebt es, das uns zuverlässig beglückt und erfreut und keinen anderen Händen als den Ihrigen anvertraut werden darf —“

„Unser liebes kleines Köschchen,“ schaltete die Bumbootwachtel bewegt ein, „und daher auf ein fröhliches Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen!“ sprach auch Monika, und fest sah sie in Braddons Augen, die plötzlich eine wunderbare Anziehungskraft für sie gewonnen zu haben schienen. Glaubte sie doch eine Welt der Liebe und des Leides in ihnen zu entdecken. Wie um noch etwas hinzuzufügen, öffnete sie die Lippen, schloß sie aber alsbald wieder, und ihre Hand der seinigen entziehend, eilte sie in die Kajüte und von dort in ihr eigenes Gemach. Auf ihr Bett warf sie sich, und das Antlitz in die Kissen vergrabend, weinte sie bitterlich.

„Ein wunderliches Kind,“ meinte die Bumbootwachtel entschuldigend, als sie mit Braddon den letzten Händedruck wechselte; „was der in dem kleinen warmen Herzen spukt, mag Gott wissen; vermutlich harmlose Kinder geschichten aus vergangenen Zeiten, die ihr das Abschiednehmen verleiden. Doch, ich wiederhole abermals aus vollem Herzen: Auf ein glückliches Wiedersehen, und daß alle unsere guten Wünsche sich erfüllen!“

„Mögen sie sich erfüllen,“ wiederholte Braddon. Kalt klang es, während um seine Lippen der Anflug eines selbstverspottenden Lächelns schwebte, daß die Bumbootwachtel befremdet zu ihm auf sah. Kopfschüttelnd blickte sie ihm nach, solange er ihr sichtbar war. Schwermütig sprach



sie vor sich hin: „Ihm ergeht's nicht anders als uns. Knarrt doch sogar jede alte vermorschte Plank, wenn sie von den befreundeten Spanten gewaltsam losgerissen wird.“

An demselben Tage, an welchem Braddon, von Aufdermauer begleitet und mit manchem gutem Rat versehen, an Bord des Dampfers ging, der ihn über den Ozean tragen sollte, war der „Hermann“ in die Bai eingelaufen, die sich zwischen Long Island und Connecticut bis zum Hafen von New York hinzieht. Nur als Gerücht war auf ihm verbreitet, daß zwei schwere Verbrecher zu den Mitreisenden zählten. Den Tag über hatten sie sich stets, wie es ihren eigenen Wünschen am meisten entsprach, in engem Gewahrsam befunden, wo sie keine Stunde unbeaufsichtigt blieben. Durfte ihnen doch, wie sie geschildert worden, zugetraut werden, daß sie in der sie verzehrenden Wut Feuer an das Schiff legten oder gar, um sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen, die erste Gelegenheit benutzten, über Bord zu springen. Den Fahrgästen den peinlichen Anblick ersparend, wurde ihnen nur zur späten Abendstunde unter Bewachung der Aufenthalt auf dem Vorderdeck gestattet.

Noch früh am Tage, verkündete doch schon der rege Schiffsverkehr die Nähe der Riesenstadt. Die meisten Passagiere weilten auf Deck, die Aufmerksamkeit den blühenden Ortschaften, Gartenanlagen und Landhäusern zuwendend, die als Panorama von unvergleichlicher Schönheit vorüberglitten.

Die Fahrt einer guten halben Stunde trennte den Dampfer noch von seinem Ziel, als der auf der Kommandobrücke weilende Kapitän eines mit vier Rudern bemannten Bootes ansichtig wurde, von dessen Heck die Flagge der Hafenwache wehte. Ein fünfter Mann saß am Steuer. Auf dessen nicht mißzuverstehendes Signal ließ der Kapitän die Maschinen anhalten. Einige Rück-

wärtsbewegungen der Räder brachten den Dampfer zum Stillstand, das Boot legte seitwärts an und herauf schallte die Frage, ob zwei Verhaftete sich an Bord befänden. Auf die bestätigende Antwort erklärte der Führer, daß er beauftragt sei, die Missethäter schon hier in Empfang zu nehmen. Erläuternd fügte er hinzu, daß deren Eintreffen in der Stadt ruchbar geworden sei, und man auf der Landungsbrücke einen durch deren Helfershelfer angezettelten Auflauf befürchte, darauf berechnet, im Gedränge ihre Befreiung zu bewirken.

Die Falltreppe wurde niedergelassen. Während einer der Ruderer zwei Paar Handschellen unter der Bank hervorholte und neben sich hinlegte, stieg der Führer nach oben, um zunächst sich vor dem Kapitän als Kriminalbeamten auszuweisen. Die üblichen Förmlichkeiten waren bald erledigt. Das Gepäck der Gefangenen wurde hinuntergeschafft, worauf sich eine Gasse bildete. Endlich erschienen die Verbrecher. Zerknirscht, als hätten die vielen neugierigen Blicke ihnen die letzte Fassung geraubt, schritten sie gesenkten Hauptes einher. Weder rechts noch links wagten sie zu blicken. Das Peinliche der ganzen Scene wurde dadurch erhöht, daß lautlose Stille herrschte. Nur das Keuchen der gepreßten Dämpfe hörte man, das Geräusch der unsicheren Schritte und gelegentlich eine Aeußerung des Bedauerns, zwei Männer im kräftigsten Mannesalter, gebrandmarkt fürs ganze Leben, einer trostlosen Zukunft hinter schweren Mauern und eisernen Gittern entgegengeführt zu sehen.

Wie auf der Flucht vor der ihm gezollten Aufmerksamkeit stieg Kelly hastig in das Boot hinab. Als aber zwei Männer mit den Handeisen vor ihn hin traten, vermochte er sich kaum aufrecht zu erhalten. Ein Schauer durchrieselte sichtbar seine Gestalt. Dann packte ihn wieder tierische Wut, und auf die Beamten sah er hin, als



hätte er ihnen an die Kehle springen wollen. Wie sich zum Angriff rüstend, ballte er die Fäuste, und vernehmlich schallte zu den über Bord Spähenden hinauf: „Lieber den Tod, als diese unverdiente Schmach über mich ergehen lassen.“

„Vorwärts! Vorwärts da unten! Meine Zeit ist kostbar!“ befahl der Kapitän ungeduldig.

„Braucht Gewalt!“ fügte der noch oben befindliche Führer gebieterisch hinzu, indem er Green der Treppe zudrängte.

Jetzt erst duldete Kelly mit einer gewissen Stumpfheit, daß ihm die Hände zusammengeschlossen wurden. Aehnlich verfuhr man mit Green, der sich mit mehr Gleichmut in das Unabwendbare fügte. Der Führer des Kommandos überreichte unterdessen dem Kapitän ein auf den Empfang der beiden Gefangenen lautendes Schriftstück und verabschiedete sich. Das Boot stieß ab; der Dampfer setzte sich in Bewegung, und schnell wuchs der Zwischenraum, der die beiden Fahrzeuge voneinander trennte. Der Führer hatte den Kurs auf die nicht allzu ferne Connecticutküste gewählt und, um keine ungewünschte Aufmerksamkeit zu erregen, die Flagge eingezogen. Eine Weile herrschte Schweigen in dem mit vollen Kräften geruderten Boot; so lange, bis man glaubte, gegen die Fernrohre auf dem Dampfer gesichert zu sein. Dann rief Kelly plötzlich hohnlachend aus: „Ich will verdammt sein, wenn das nicht der feinste Trick war, der jemals von gesunden Jungens eronnen und ausgeführt wurde,“ und sorglos reichte er die Hände dar, die alsbald von den Eisen befreit wurden.

„Und ich will zehnmal verdammt sein,“ antwortete der Bootführer triumphierend, „wenn ich ans Gelingen glaubte, bevor wir 'nen guten Vorsprung hatten. Wär' der Maurice nicht, dann säßet ihr drinnen in der Falle.“ Erkehrte sich Green zu, um seine Fesseln ebenfalls zu

lösen, und fuhr fort: „Der Henker kann uns immer noch jemand in den Weg schicken, der nach dem Woher und Wohin fragt; da möchten die Dinger zu Verrätern werden,“ und mit einem lustigen „Glückliche Reise!“ warf er die Eisen über Bord.

Kurze Zeit verrann, als auf Kellys Rat, der sich offenbar auf vertrautem Boden befand, der Bug des Bootes herungeworfen wurde, so daß es in der nächsten Minute fast an einen Ufervorsprung streifte. Kelly und Green fanden dadurch Gelegenheit, unter Zurücklassung des Gepäcks sich hinüberzuschwingen.

„Brennt euch das Feuer auf den Nägeln, so werf alles ins Wasser,“ riet Kelly über die Schulter, „Unerseßliches ist in den Koffern nicht enthalten, dafür sorgte man in Deutschland!“ und Green voraus begann er den Abhang zu ersteigen. Auf dessen Höhe bogen sie in einen Pfad ein, der zwischen Gärten und Parkanlagen hinführte. Jeder, der ihnen begegnete, mußte sie für sorglose Geschäftsleute halten, die sich auf dem Wege nach ihren Comptoirs befanden. Ihre Flucht von dem Dampfer war indessen von der Höhe aus argwöhnisch überwacht worden; denn um eine Ecke herumbiegend, sahen sie plötzlich einen Mann, dessen Gestalt sie an jemand erinnerte, dieselbe Richtung mit ihnen zögernd verfolgen. Erst als sie in gleiche Höhe mit ihm getreten waren, erkannten sie Maurice oder vielmehr den jungen Moritz Heidenreich. Eine kurze Strecke blieben sie mit ihm zusammen. Dann wußten sie, wo in der Nachbarschaft sie auf die nächsten Wochen einen sicheren Unterschlupf fanden, wofür Maurice mit schlotternden Knien die Kunde über das Ende von Vater und Schwester in Empfang nahm. Auch von der Beschlagnahme der von ihnen hinterlassenen Schätze sprachen sie, und daß er wahrscheinlich einer Auslieferung entgegen-  
sehe. —



Der Dampfer hatte um diese Zeit vor der Ausschiffungsbrücke angelegt. Bevor den Reisenden der Weg frei gegeben wurde, erschienen zwei Kriminalbeamte an Bord, um die Verhafteten in Empfang zu nehmen. Als sie vor den Kapitän hin traten und deren Auslieferung erbat, stand dieser sprachlos.

„Nach der an uns ergangenen Meldung müssen sie mit diesem Schiff herübergekommen sein,“ lautete die nächste Frage.

„Sicher,“ bestätigte der Kapitän befremdet, „und bis vor einer Stunde befanden sie sich auch noch in sicherem Gewahrsam.“

„Und wo blieben sie?“

„Von mehreren Ihrer Kollegen, die sich vollständig legitimierten, mir den ihnen schriftlich übermittelten Befehl vorlegten und die gesetzliche Decharge erteilten, wurden sie von Bord geholt und gefesselt. Es hieß, um sie, jedes Aufsehen vermeidend, auf einem Umwege nach dem Gefängnisse zu schaffen.“

Jetzt standen die Beamten, wie ihren Sinnen nicht trauend. Erst als ihnen der von einem höheren Polizeichef unterzeichnete und gestempelte Auslieferungsbefehl vorgezeigt und mit näheren Erläuterungen begleitet wurde, brachen sie in die Worte aus: „Sie sind allerdings vorwurfsfrei; dürfen aber, gleich uns, sich rühmen, von einem Ring der verschlagensten und verwegenen Verbrecher hinters Licht geführt worden zu sein.“ Dann entfernten sie sich, um schleunigst alles mögliche anzubieten, der Flüchtlinge, die nach ihrer Berechnung noch nicht weit gekommen sein konnten, wieder habhaft zu werden.

Eine halbe Stunde später arbeiteten Telegraphen; berittene Boten wurden nach allen Richtungen entsendet, und alles erfolglos. Die beiden Entsprungenen schienen von der Erde fortgesetzt zu sein. Nicht die leiseste Spur ent-

deckte man, der nachzugehen vielleicht der Mühe wert gewesen wäre. Doch auch Maurice, auf den zunächst der Verdacht der Beihilfe fiel, und dessen man sich zu versichern gedachte, suchte man vergeblich.

### Achtzehntes Kapitel.

#### Der Schiffbruch.

Ende Juli des Jahres 1864 war es, als ein furchtbarer Orkan den mexikanischen Golf tief aufwühlte. Unheimliche Dunstgebilde wälzten sich am Himmel einher. Schienen die niedergehenden Wolkenbrüche in der einen halben Stunde das Meer zu beschwichtigen, so peitschte in der nächsten vor dem flüchtig aufklärenden Wetter der Sturm die sich wütend aufbäumenden Fluten mit verdoppelter Heftigkeit.

Ueber den Korallenbänken, die sich zwischen den Bahama-Inseln und Inselchen ausdehnten, brandete und brüllte es unablässig. Hoch auf türmten sich die zusammenhängenden Schaumberge unter dem Druck übermächtiger Strömungen. Daraus hervor schossen wie Geisterarme, zischend und sprühend, blendendweiße Strahlen geisterartig hoch empor.

Mit einem tropischen Gewitter beginnend, hatte der Wind binnen kurzer Frist sich zu einem Orkan verstärkt, der alles, was zwischen Himmel und Wasser lebte und webte, mit Vernichtung bedrohte. Es war ein beängstigendes und doch majestätisches Naturschauspiel. Wie weltverloren in der unendlichen Einsamkeit der empörten Wasserwüste, kämpfte eine schmucke Brigg gegen den furchtbaren Wogendrang. Von der Havana mit flauem Winde ausgelaufen, hielt sie den Kurs in den Florida-Kanal hinein, als der Sturm sie mit einer Gewalt überfiel, als hätte er sie im ersten Anprall kieloberst in die



Tiefe hinabsenden wollen. Den Gipfel seiner Wut erreichte er gegen Abend. Die südöstliche Richtung verfolgend, wurde die von allen Seiten drohende Gefahr dadurch gesteigert, daß der Raum zum Manövrieren sich auf die verhältnismäßig schmale Straße beschränkte.

Mit unwiderstehlicher Wucht brachen die fortgesetzt wachsenden Sturzseen auf das wild umhergeschleuderte Schiff herein. Die Schanzverkleidung hatten sie eingeschlagen, das Deck rasiert und die an den Davits\*) hängenden Böte mit fortgerissen. Das Heulen und Tosen übertönend, kamen jetzt splitternd und krachend die Bramrahen herunter. Im Ringen auf Leben und Tod war das Schiff von den Brachhölzern klar gemacht worden; doch immer wieder trafen sie, von der kurzen Gegenströmung gepackt, ähnlich rammenden Widderköpfen, die Leeseite, daß das ganze Gebäude in allen Fugen erzitterte. Nur der dicht gereifte Klüver und das auf die kleinste Fläche beschränkte Großsegel standen noch und ermöglichten das Steuern.

Da erhob es sich wie ein Berg aus den tosenden Gemässern. Eine See von gewaltigem Umfange rollte dumpf brüllend heran und schlug das Ruder fort. Damit war das Schiff der Willkür der rasenden Elemente preisgegeben. Es schwang herum. Dem Orkan die Breitseite darbietend, schien es, leewärts übergepreßt, kentern zu sollen. Um der durch das Übergewicht erzeugten Gefahr zu entinnen, wurden die Masten gekappt und samt der ganzen Takelage über Bord gesendet. Zugleich ergab sich, daß infolge der schweren Erschütterungen unterhalb der Wasserlinie ein Leck gesprungen war und die sofort in Bewegung gesetzten Pumpen das eindringende Wasser nicht zu bewältigen vermochten.

Jede Arbeit fast bis zur Unmöglichkeit erschwerend,

---

\*) Eiserner, oben an der Schiffswand stehende Kräne.

rollte der unlenkfame Rumpf grauenhaft. Bald tauchte er auf dem Kamm einer Woge aus dem milchweißen Gischt hoch empor, bald verschwand er in einem siedenden Trog, der ihn nicht wieder herauszugeben drohte. Doch seine Stunde war noch nicht gekommen. Weiter trieb er in der durch Wind und Strömung bedingten Richtung, weiter und immer weiter einem brüllenden Schaumgebirge zu. Es konnte die Zeit berechnet werden, innerhalb deren er scharfe Korallengerüste streifte oder von einer Dünnung auf eine der zahlreichen Klippen geschleudert wurde.

Völlig ohnmächtig zu irgend einem Rettungsversuch, hatten der Kapitän, die beiden Steuermänner, wie vierzehn Matrosen und ein einzelner Fahrgast, um gegen das Ueberbordspülen gesichert zu sein, sich hinter dem noch stehenden Rest des Quarterdecks festgestaut. Unablässig von Sturzwellen überschüttet und gezwungen, ihre ganze Kraft aufzubieten, um bei den notwendigsten Bewegungen nicht zu straucheln und zu gleiten oder von nachstürzenden Holzteilen erschlagen zu werden, sahen sie zagenden Herzens dem unabwendbar erscheinenden Ende entgegen. Sogar das Sprechen war ihnen inmitten des Tosen und Heulens versagt. Es raubte der furchtbare Luft- und Wasserdruck den Atem, entführte das auf den Lippen schwebende Wort.

Und wilder kämpften die Schaumhügel um sie herum, ungestüm zuckte, zitterte und drehte sich der unbeholfene Schiffsrumpf unter dem Einfluß der über dem seichten Meeresgrunde einander begegnenden Strömungen. Mehrfach unterschieden die Bedrängten sogar das eigenthümliche, durch Mark und Bein schneidende Knirschen, mit welchem höher liegende Felszacken den über sie hinwegschrammenden Schiffsboden benagten und dem Wasser neue Wege in das Innere öffneten. An Rettung war nicht mehr zu denken; voranzusehen dagegen der Zeitpunkt, in welchem sie mitten in die Brandung hineingerieten.



Das treibende Wrack war um diese Zeit so weit herumgeschwungen, daß der Vorderstevan rückwärts wies, das breite Heck dagegen schwer stampfend in kurzen Pausen sich in einen Schaumtrichter einbohrte, um alsbald wieder schräg gen Himmel zu weisen. So geriet es allmählich in fast unmittelbare Nähe der Brandung, als plötzlich eine von hinten heranrollende See es noch einmal hob, einer anderen vor dem Riff sich stauenden und hoch aufbäumenden nachhalf, und zwar mit einer Gewalt, daß das Schiff unter dem auf ihn ausgeübten doppelten Druck um seine ganze Länge nach vorn schoß und mit unheimlichem Krachen sich in den polternden Gischt eingrub. Dann blieb er liegen; aber wie um sich einzunesteln, schwankte es, je nachdem es von dem Anprall der Fluten abhängig, von der einen Seite nach der anderen hinüber.

Was die Schiffbrüchigen als unvermeidlich voraussetzten, war nicht eingetroffen. Anstatt zwischen kreisenden Trümmern ein nasses Grab zu finden, war das Wrack auf eine Korallenbank gesetzt worden, und zwar so glücklich, daß die herbeirollenden Wogen sich vor dem scharfen Bug teilten und demnächst in Schaum verwandelt, nicht mehr die massive Wucht besaßen, das Deck einzudrücken oder im Vorbeigleiten die Schiffswände schnell zu durchbrechen. Von unten aber nagten die scharfen Korallenzähne um so verhängnisvoller. Mehr fühlbar, als hörbar, verriet das Knirschen und Seufzen im Innern, daß bei dem unaufhörlichen Wiegen Planke auf Planke sich löste, das Verderben nur einen kurzen Aufschub erfuhr.

Es war Abend geworden, eine Nacht des Schreckens und Entsetzens verheißend. Nur den einen Trost besaßen die Unglücksgefährten noch, daß bisher keiner aus ihrer Mitte gerissen worden. Die ersten Zeichen des Niedergehens des Orkans machten sich zwar bemerklich; doch wie lange dauerte es dann noch, bevor ihr erbittertster

Feind, der ungeheuerliche Seegang, sich ebenfalls beruhigte, während zu derselben Zeit das Vernichtungswerk seinen ungestörten Fortgang nahm. Denn immer wieder entdeckten sie, begünstigt durch das Meerleuchten, in den vorbeibrausenden Schaummassen Planken und sonstige Holztheile, die Zeugnis davon ablegten, mit welchem Eifer die tückischen Fluten arbeiteten und jede neu entstandene Oeffnung erweiterten. —

Träge zog der Morgen herauf; doch soweit das Auge reichte, war kein Segel sichtbar. Aber der Sturm, obgleich noch mit vollen Backen blasend, hatte bis zu einem gewissen Grade seine vernichtende Gewalt eingebüßt. Andererseits waren die Bestandteile des Bracks in einer Weise gelockert worden, daß bei jedem neuen Flutenandrang die Planken aneinander knirschten, und die Fugen sich erweiterten. Im Laufe der Nacht hatte das Brack sich nach Steuerbord übergeneigt, so daß auf der Backbordseite die ihrer Verschalung entkleideten Spanten, wie die Rippen eines gigantischen Meerungetüms, fortgesetzt von Schaumgarben umgeben, gen Himmel starrten.

Auf dem schrägen Deck mit Mühe ihre Stellung behauptend, kauerten die erschöpften Männer, die vor wenigen Tagen erst mit hoffnungsfreudigem Hurra den sicheren Hafen verließen. Durch die auf sie hereinbrechenden Sturzseen war ihnen das Zeug zum Teil vom Körper gerissen worden. Statt der frischen, in Gesundheit strotzenden Gesichter sah jeder in fahle Physiognomien, die von der Wirkung der Notlage und der Nässe zeugten. Mit Mühe hatte man aus den wassergefüllten Räumen einige Lebensmittel hervorgeholt. Man aß auch, allein als hätte man es für überflüssig gehalten, dem Körper noch viel zu bieten. Es gipfelte die letzten Hoffnungen darin, beim vollständigen Heruntergehen der schweren Dünungen ein Floß zu zimmern und zu versuchen, auf ihm das Festland zu erreichen.



Finsternis schaute der Kapitän hinein. Immer wieder hob er das Fernrohr, um über die bewegte Wasseroberfläche hinzuspähen, und jedesmal ohne Erfolg. Erst nachdem der halbe Vormittag hingegangen war, entdeckte er in nordöstlicher Richtung eine der fernen Linien des Horizontes sich entwindende Rauchsäule, die augenscheinlich von einem in die Floridastraße einbiegenden Dampfer herrührte. Weitere Beobachtungen bestätigten die Vermutung, daß er binnen absehbarer Frist dem Wrack gegenüber eintreffen werde, und bald darauf flatterte von einer der nackten Maststümpfe eine Art Notflagge. Mehr konnte vorläufig nicht geschehen. Der Sturm hatte sich zwar zu einer steifen Kühle ermäßigt; dagegen folgte das in Aufruhr versetzte Meer seinem Beispiel nur langsam. Nach wie vor, wenn auch in größeren Zwischenpausen, stürzten die Wogen über das Wrack hin, es fortgesetzt wiegend, zermürbend und zersägend.

Es stand daher zu befürchten, daß die Unglücklichen den letzten Boden verloren, bevor von dem Dampfer aus ein Versuch zu ihrer Rettung unternommen werden konnte. Zur Unthätigkeit gezwungen, blieb ihnen nur übrig, so viel wie irgend möglich die Wirkung des peitschenden Wassers auf die zerschlagenen Glieder abzuschwächen. Das letzte Stückchen Wand des zertrümmerten Quarterdecks als Halt für den Oberkörper benutzend, stützten sie sich halb stehend mit den Füßen auf die unter Wasser liegende Negeling. Neben dem Kapitän hatte der Fahrgast, ein düster blickender Spanier, seinen Platz gefunden. Auf der anderen Seite von ihm saß ein Matrose, der trotz der kläglichen Verfassung durch Haltung und Wesen sich vortheilhaft von gewöhnlichen Seeleuten unterschied. Wie er während der furchtbaren Fahrt und im Laufe der Nacht seine volle Kaltblütigkeit bewahrte, sah er auch jetzt mit stoischer Ruhe der ferneren Entwicklung der Dinge ent-

gegen. Er schien mit dem Kapitän auf vertrautem Fuße zu stehen; denn auf eine von ihm hingeworfene Bemerkung, das Wetter betreffend, hieß es mit einer gewissen Teilnahme zurück: „Ihretwegen wäre es mir lieber gewesen, ich hätte in der Havana Ersatz für Sie gefunden.“

„Und mir gereicht es zur Befriedigung, Ihnen zur Seite geblieben zu sein, gleichviel was aus uns wird,“ erwiderte der junge Seemann gelassen.

Eine Sturzwelle, die einige gelockerte Deckplanken mit fortnahm, störte das Gespräch, und erst nach einer Weile fuhr der Kapitän fort: „Hoffentlich bleibt der guten Bootwachtel erspart, um ihren Aeltesten zu trauern.“

Raimund blickte trüber, antwortete aber ungefümt: „Sie kennt das Meer und seine Tücken. Doch da giebt es andere, die noch nicht lernten, sich mit allen Wechselfällen eines gefährlichen Berufes abzufinden.“

„Sie denken an Monika?“

„An sie. Auch daran, daß oft gerade dann, wenn das Glück am verheißendsten lächelt, ein böses Verhängnis am nächsten ist.“

(Fortsetzung folgt.)







## Der Wahrheitsfreund.

Sumoristische Erzählung von Reinhold Ortman.

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

1.

(Nachdruck verboten.)

**I**n dem entlegensten und lauschigsten Heckengange des Stadtgartens zu F. lustwandelte an einem linden Augustabend ein junges Menschenpaar. Von dem Konzertplatz, wo sich um diese Stunde die Honoratioren der Stadt zusammenzufinden pflegten, drangen die flotten Weisen der Militärkapelle gedämpft zu ihnen herüber, und in den Blättern rings um sie her war ein heimliches Rauschen und Wispern wie von traurem, verstoßenem Liebesgeflüster.

„Gehörst du mir denn auch wirklich, meine süße Melitta?“ sagte der junge Mann, der mit seiner schlanken, straffen Gestalt, seinem energisch geschnittenen Gesicht und seinem kecken, dunklen Schnurrbart trotz des bürgerlichen Anzuges wie ein Militär ausah. „Und wird sich deine Liebe bewähren, auch wenn sie eines Tages hart auf die Probe gestellt werden sollte?“

Die Gefragte, ein hübscher Blondkopf von achtzehn Jahren, sah leuchtenden Blickes zu dem stattlichen Begleiter auf.

„Es käme freilich sehr darauf an, wie diese Probe be-

schaffen ist, mein Herr Georg Richter," gab sie mit schelmischem Lächeln zurück. „Wenn Sie etwa glauben, mich auf meine Anlage zur Eifersucht hin prüfen zu müssen —“

Aber er fiel ihr kopfschüttelnd in die Rede. „Nicht so ist es gemeint. Und ich spreche im vollen Ernst, mein Lieb! Ich habe eine große Sünde auf dem Gewissen, und mir ist sehr bange, ob du großmütig genug sein wirst, sie mir zu verzeihen.“

„Es ist nun schon das zweite Mal, daß du mir solche Andeutungen machst, Georg! Und sie fangen nachgerade an, mich zu beunruhigen. Handelt es sich denn um etwas so Schreckliches, daß du mir's noch immer nicht beichten kannst?“

„Käme es nur auf mich an, du hättest es längst erfahren. Aber ich bin leider der Sklave einer Pflicht, gegen die ich mich nicht auflehnen darf, ohne zugleich ein Gebot der Ehre zu verletzen. Ich kann dich nur immer wieder bitten, Geduld zu haben, vielleicht nur noch wenige Tage.“

Melitta seufzte und ließ das Köpfschen hängen. „Eigentlich sollte ich dir recht böse sein, daß du nicht Vertrauen genug zu mir hast, mich in alle deine Geheimnisse einzuweihen. Fürchtest du etwa, daß ich sie ausplaudern würde?“

„Gewiß nicht! Doch es sind eben nicht meine eigenen Geheimnisse, die hier in Frage kommen. Es handelt sich um Angelegenheiten meines Berufes —“

Er hielt plötzlich inne, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. Melitta aber meinte plötzlich verwundert: „Das verstehe ich nicht. In deinem Beruf als Buchhalter bei dem Bankhause Kraußnick und Söhne kann es doch eigentlich nichts geben, das dein Gewissen mir gegenüber belasten müßte. Deine Geschäftsgeheimnisse interessieren mich nicht im geringsten, und im übrigen —“



Georg legte seinen Arm um ihre zierliche Gestalt, und indem er sie sanft an sich zog, beugte er sich zärtlich zu ihr herab: „Laß uns nicht mehr davon reden, Liebling, denn wir würden am Ende doch nicht weiter sein als jetzt. Es ist meine Pflicht, dich auf eine unausbleibliche Ueberraschung vorzubereiten, die im ersten Augenblick wohl etwas Verstimmendes für dich haben wird; aber ich darf auch zu deiner Beruhigung hinzufügen, daß du nichts erfahren wirst, was mich deiner Liebe unwürdig machen müßte. Und darum hoffe ich mit voller Zuversicht, du wirst mir die Täuschung vergeben.“

„Eine Täuschung, Georg!“

„Ja, liebes Herz, ich kann es leider nicht anders nennen.“

Die junge Dame schien zu erschrecken. „War es eine Täuschung, als du mir sagtest, daß du mich liebst?“

„Nein, Melitta, das war die lautere Wahrheit!“

„So habe ich wegen der anderen Täuschung weiter keine Furcht. Etwas Schlechtes hast du ja gewiß nicht gethan. Und wann darf ich endlich meinem Vater unser Geheimnis offenbaren?“

„An demselben Tage, wo ich dir mein Geständnis gemacht haben werde, denn an diesem Tage werde ich bei ihm um dich werben. Es thut mir leid, daß ich dich so lange zu einer Heimlichkeit zwingen muß; später aber wirst du selber einsehen, daß ich nicht anders konnte.“

„Nun, es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mich in Geduld zu fassen. Aber wenn es gar zu lange währt, so stehe ich nicht dafür ein, daß mein Vater alles errät. Diese Stadt ist ein so greuliches Klatzschneß, und es nimmt mich wunder, daß in diesen vierzehn Tagen seit dem Sommerfest in der Ressource noch niemand bemerkt hat, wie wir miteinander stehen.“

Georg Richter sah sich beinahe ängstlich um. „So

kehre jetzt zu deinen Freundinnen zurück, liebste Melitta!  
Ich fürchte, daß all unser Glück auf dem Spiele stehen



könnte, wenn dein Vater zu früh von unserem Herzens-  
bündnis erführe.“

„Aber ich begreife nicht, Georg, du hast ihm doch



so gut gefallen. Gestern noch sprach er von dir als von einem sehr angenehmen jungen Manne."

"Das alles würde sich wahrscheinlich ändern, wenn ich vorzeitig zu einer Erklärung gedrängt würde. Darum beschwöre ich dich noch einmal: sei vorsichtig, mein süßes Lieb! Bewahre unser Geheimnis vor jedermann und glaube an mich — dann wird sicherlich alles gut werden."

"Ja, ich glaube an dich," sagte sie, und ihre blauen Augen schauten dabei so holdselig zu ihm auf, daß er trotz seiner Furcht vor neugierigen Spähern der mächtigen Versuchung nicht widerstehen konnte, sich zu dem reizenden Gesichtchen herabzuneigen und es zu küssen. Im nächsten Moment verschwand Melitta zwischen den Büschen, um sich wieder der kleinen Gruppe junger Damen zuzugesellen, die in der Nähe des Konzertplatzes auf und ab spazierten. Der Buchhalter Georg Richter aber suchte auf einem weiten Umwege die mit Tischen und Stühlen besetzte Terrasse neben dem Orchester auf, wo die angesehensten Bürger von F. mit ihren würdigen Gattinnen in ernsthaften und tiefsinnigen Gesprächen saßen.

## 2.

Es war eine Woche später, als der Rentier Robert Eversbach um die Vormittagszeit mit langen Schritten und in denkbar schlechtester Laune sein sogenanntes Arbeitszimmer durchmaß. Er war nach einer sehr lebhaften Unterredung mit seinem Töchterchen Melitta vom Frühstückstisch aufgesprungen, hatte wütend die Thür hinter sich ins Schloß geworfen und lief nun zwischen den vier Wänden umher wie ein eben erst eingefangener Löwe. In seinem Aeußeren hatte Robert Eversbach freilich sehr wenig Löwenähnliches aufzuweisen. Er war von kaum mittelgroßer, wohlbeleibter Gestalt, hatte einen mächtigen, beinahe haarlosen Schädel und ein rundes rotes Gesicht mit einer

plattgedrückten Stumpfnase. Seine winzigen Neuglein blickten zwar für gewöhnlich recht gutmütig in die Welt; aber sie konnten doch auch einen sehr giftigen Ausdruck annehmen, und es ließ sich begreifen, daß Herr Eversbach bei derartigen Anfällen von seiner Umgebung einigermaßen gefürchtet war.

Für die gute Gesellschaft von F. war der Besitzer der Villa Robertshof eine sehr interessante Persönlichkeit, die man in seiner Abwesenheit zumeist vielsagend und gewichtig nur den „Amerikaner“ nannte. Robert Eversbach war vor einundfünfzig Jahren in einem der armseligsten Häuschen dieser Stadt, die ihn heute unter ihre Patrizier zählte, als der Sohn eines Schuhmachermeisters zur Welt gekommen. In der Gemeindeschule hatte er seine wissenschaftliche Ausbildung empfangen und unter der Anleitung des trefflichen Schlächtermeisters Matschke dann der Erlernung des ehrsamem Fleischergewerbes obgelegen, bis ihn in seinem siebzehnten Lebensjahre die verführerische Einladung eines halb vergessenen kinderlosen Oheims bestimmt hatte, nach Amerika auszuwandern. Von da an war er für die Einwohner von F., die sich freilich auch schon vorher nicht sonderlich viel um ihn gekümmert hatten, mehr als drei Jahrzehnte hindurch verschollen gewesen, bis er eines Tages als der behäbige Rentier Eversbach mit einem reizenden Töchterchen wieder auf der Bildfläche erschien.

Ohne eigentlich auf großem Fuße zu leben, ließ der „Amerikaner“ doch bei jeder Gelegenheit den wohlhabenden Mann erkennen, und namentlich der Umstand, daß über die Art, wie er sich drüben seine Reichtümer erworben, niemand etwas Bestimmtes zu sagen mußte, leistete den abenteuerlichsten Gerüchten über die Herkunft und den Umfang des Vermögens Vorschub. Jedenfalls erwies er sich im gesellschaftlichen Verkehr als ein Mann von gesundem Verstande, der über alle Fragen des öffentlichen Lebens



ein gewichtiges Wörtlein mitzureden wußte, und da er überdies ein gastliches Haus führte, so fiel es niemandem ein, ihm seine niedere Herkunft nachzutragen.

Robert Eversbach hatte eigentlich wenig Ursache, mit dem Schicksal zu hadern, und wenn er sich heute in so ausnehmend schlechter Laune befand, so mußten dafür notwendig ganz besondere Gründe vorliegen. Das eigentümliche Zucken seines Antlitzes, als ihm das Stubenmädchen jetzt den Besuch des Herrn Georg Richter meldete, ließ vermuten, daß zwischen diesen Gründen und der Person des jungen Buchhalters irgend eine enge Beziehung vorhanden sei. Und der geradezu vernichtende Blick, mit dem der Rentier die höfliche Verbeugung des feierlich gekleideten Besuchers erwiderte, stellte diese Thatsache außer allen Zweifel.

„Mein verehrter Herr Eversbach, ich bin gekommen —“

Eine gebieterische Handbewegung des Rentiers schnitt ihm die Weiterrede ab.

„Ersparen wir uns die überflüssigen Redensarten, mein Herr! Meine Tochter hat mich zu meiner schmerzlichen Ueberraschung bereits von allem unterrichtet. Sie erweisen mir die Ehre, mein Schwiegersohn werden zu wollen — nicht wahr?“

„Wenn Sie mir gestatten wollen, Ihnen vor allem zu erklären —“

„Was ist da viel zu erklären! — Sie stellen die Thatsachen nicht in Abrede. Ich darf Ihnen also ohne Umschweife erwidern, daß Sie sich leider umsonst bemüht haben. Ich muß auf die schmeichelhafte Familienverbindung verzichten, Herr — Herr — ja, wie heißen Sie denn nun eigentlich mit Ihrem richtigen Namen?“

„Melbitz, Herr Eversbach — Georg Melbitz, Lieutenant außer Dienst und Polizeikommissar. Ich nahm an, daß Fräulein Melitta Ihnen auch davon bereits Mitteilung gemacht haben würde.“

„Möglich, daß sie es gethan hat. Aber wer bürgt einem denn dafür, daß dies nun die Wahrheit ist? Sie kennen doch das Sprichwort: „Wer einmal lügt“ und so weiter? Nehmen Sie mir die Offenheit nicht übel; aber drüben in Amerika ist man gewöhnt, jedem seine Meinung frei ins Gesicht zu sagen.“

„Eine sehr löbliche Gewohnheit, die ich gern auch für mich in Anspruch nehme. Und meine Meinung, verehrter Herr Eversbach, geht also dahin, daß es doch unzulässig ist, die Werbung eines ehrenhaften Mannes ohne jede Angabe von Gründen zurückzuweisen.“

„O, die Gründe können Sie schon erfahren. Erstens einmal nimmt es mich gegen Sie ein, daß Sie hinter meinem Rücken mit dem Mädcl angebandelt haben.“

„Ich gebe zu, damit nicht ganz korrekt verfahren zu sein; aber in Anbetracht der Thatsache, daß Sie doch auch einmal jung gewesen sind, Herr Eversbach, und mit Rücksicht auf die besonderen Umstände, die mir aus dienstlichen Gründen eine frühere Aufklärung verboten, hoffe ich —“

„Halt! — Hoffen Sie nichts, mein Herr! Denn das mit der Heimlichkeit ist für mich keineswegs das Entscheidende. Ich könnte vielleicht darüber hinwegsehen, wenn Sie sonst ein Mann nach meinem Geschmack wären. Aber das sind Sie eben nicht. Eine nähere Erklärung sollten Sie mir lieber ersparen.“

„Ich muß im Gegentheil dringend darum bitten. Da es sich hier um das Glück Ihres Kindes und um das meinige handelt, habe ich wohl ein Recht darauf, zu erfahren, was Ihnen an mir mißfällt. Ich befinde mich in einer geachteten Lebensstellung, und wenn ich Fräulein Melitta auch keine großen Reichtümer bieten kann, so besitze ich doch ein kleines Vermögen, das —“

„Ach, was frage ich danach! Ich habe Geld genug, um mir selbst einen blutarmen Schwiegersohn zu gestatten,



wenn es mir so gefiele. Wären Sie wirklich der Buchhalter Georg Richter mit achthundert Thalern Jahresgehalt gewesen — wer weiß, ob ich nicht hätte mit mir reden lassen! Aber ein Polizeibeamter — und noch dazu einer, der solche Schauspielerstückchen aufführt — nein!”

„Erlauben Sie: was Sie ein Schauspielerstückchen nennen, war einfach eine gewissenhafte Erfüllung meiner dienstlichen Obliegenheiten, die Ausführung eines ganz bestimmten Auftrages.“

„Jawohl, ich weiß! Sie sollten den Urheber der geheimnisvollen Bankdiebstähle entdecken, nach dem man hier seit Monaten vergebens suchte. Und wie ich höre, ist es Ihnen ja auch glücklich gelungen.“

„Gewiß! Und es würde mir ohne jene unschuldige Täuschung niemals gelungen sein, den Verbrecher zu entdecken.“

„Alles recht und schön. Die Hauptsache aber ist, daß Sie fünf Wochen lang hier eine Komödie gespielt haben, und das ist nichts für mich. Ich bin eine ehrliche, gerade Natur, und jede Lüge ist mir in den Tod verhaßt. Wie ich mich selber nicht einmal in der höchsten Not zu einer Unwahrheit verstehen würde, so kann ich sie auch keinem anderen verzeihen. Wenn Sie als Kriminalkommissar dem Grundsatz huldigen: der Zweck heiligt die Mittel, so mag das ja zu Ihren Berufspflichten gehören, zu meinem Schwiegersohne aber macht es Sie ein für allemal ungeeignet.“

„Das ist eine Begründung, auf die ich allerdings nicht gefaßt war, Herr Eversbach! Und ich glaube auch noch gar nicht, daß es Ihnen ernst damit ist. Bedenken Sie doch nur, wie gerade in diesem Fall die Dinge lagen! Seit Monaten ruhte der Verdacht auf einem Unschuldigen, einem rechtschaffenen Familienvater. Man hatte ihn zwar aus der Untersuchungshaft wieder entlassen, weil die ver-

meintlichen Beweise nicht ausreichten, ihn zu überführen; aber der Makel war doch auf seinem Namen geblieben, er hatte seine Stellung verloren, und er wäre vielleicht unter der Last des falschen Argwohns zu Grunde gegangen, wenn es mir nicht gelungen wäre, den Schuldigen zu finden. Meine Masquerade hat niemandem geschadet, als einem Verbrecher, aber sie hat einen ehrlichen Mann vor dem Verderben errettet. Ich bin deshalb sehr weit davon entfernt, mich ihrer zu schämen.“

„Nun, das können Sie freilich halten, wie Sie wollen. Und ich leugne gar nicht, daß Ihr Beruf für die Allgemeinheit nützlich und notwendig ist. Aber es gibt eben mancherlei nützliche und notwendige Berufsarten, mit deren Vertretern man sich doch nicht gerne allzuweit einläßt. Mein Grundsatz ist: Die Wahrheit über alles! Damit habe ich's aus einem armen Teufel zum wohlhabenden Manne gebracht und damit will ich es auch bis an mein Ende halten. Schlagen Sie sich also den Gedanken an meine Melitta aus dem Sinn.“

„Und das Glück Ihrer Tochter — Sie bedenken sich nicht, es einer eigensinnigen Laune zum Opfer zu bringen?“

„Die Verantwortung dafür nehme ich auf mich. Solange ich es hindern kann, wird mein Kind niemals einem Manne ausgeantwortet werden, der so gefährliche Uebung hat in der Kunst, andere zu hintergehen.“

Der Polizeikommissar nahm seinen Hut. „Nun, wir sprechen uns wieder, Herr Eversbach! Ich gebe Melitta nicht auf, und ich weiß, daß auch sie mir die Treue halten wird. Es würde mir leid thun, wenn wir am Tage ihrer Großjährigkeit ohne Ihren Segen Hochzeit machen müßten. Darum hoffe ich noch immer, daß Sie sich die Sache vorher überlegen. Ich sage Ihnen daher nicht gleich auf immer lebewohl, sondern auf Wiedersehen!“

Er wandte sich zum Gehen, während Robert Evers-



bach, der zuletzt kirschrot im Gesicht geworden war, als Erwiderung auf den freundlichen Abschiedsgruß nur den giftigsten seiner Blicke hatte. Draußen im Vorzimmer aber flog Melitta weinend auf Georg Melbitz zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Ich habe alles gehört,“ schluchzte sie, „und ich wußte ja auch schon vorher, wie es kommen würde. Aber ich lasse dich nicht — ich bleibe dir treu, und wenn ich darüber auch eine alte Jungfer werden müßte.“

Zärtlich blickte ihr Georg in die thränengefüllten Augen. „Sei guten Mutes, mein Lieb! Du wirst keine alte Jungfer werden. Das Schlimmste, was uns geschehen kann, ist, daß wir uns noch ein paar Jahre gedulden müssen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, deinen Vater schon vorher von seiner wunderlichen Abneigung zu kurieren.“

Melitta theilte diese Zuversicht offenbar nur in sehr geringem Maße; denn sie schüttelte traurig den Kopf. Zu weiteren Erörterungen aber war ihnen keine Zeit gegeben, denn der wuchtige Tritt des Herrn Eversbach näherte sich der Thür des Vorzimmers so bedenklich, daß das junge Mädchen den geliebten Mann zum Fortgehen drängte.

„Du weißt, wohin du mir schreiben kannst, Georg,“ flüsterte sie ihm hastig zu. „Ich werde dir antworten, so oft es mir möglich ist. Lebe wohl! — Ich bleibe ewig — ewig dein.“

Die Thür des Studierzimmers wurde heftig aufgerissen; aber zu seiner ingrimmigen Befriedigung gewahrte der „Amerikaner“ noch, wie sich der Polizeikommissar eben entfernte.

## 3.

Ein paar recht unbehagliche Wochen waren es, die in der Villa Robertshof auf diese abgewiesene Werbung folgten. Melitta nahm sich die erste bittere Enttäuschung

ihres jungen Lebens mehr zu Herzen, als Robert Eversbach es erwartet hatte. Ihre Munterkeit, die sonst das ganze Haus mit Frohsinn und Sonnenschein erfüllt hatte, schien unwiderbringlich dahin, und ihre schönen Augen zeigten oft die Spuren heimlich vergossener Thränen. Wenn sie auch niemals von Georg Melbüz sprach, so empfand der Vater doch nachgerade ihren bloßen Anblick als stummen Vorwurf und heimliche Klage. Sein eigensinniger Entschluß, diese Heirat mit dem „Polizeispion“ niemals zuzugeben, wurde dadurch zwar nicht erschüttert, wohl aber begrüßte er mit Freuden die erste Gelegenheit, sich der häuslichen Trübsal wenigstens auf ein paar Tage zu entziehen.

Ein Brief mit dem Poststempel Heidelberg und mit der Unterschrift „in alter, treuer Freundschaft Ihre Bessy Crabbe“ stellte diese willkommene Gelegenheit dar. Sein Eintreffen hatte Robert Eversbach eine gewaltige Ueberraschung bereitet, und seine Lektüre hatte sogar vorübergehend einen kleinen Sturm in seinem Herzen wachgerufen, denn Bessy Crabbe war nicht etwa irgend eine beliebige gleichgültige Persönlichkeit, sondern sie hatte einst eine gar bedeutsame Rolle in seinem Leben gespielt. Mit vierundzwanzig Jahren, als sie noch die jugendschöne, unverheiratete Tochter des Wicsefabrikanten Wehmeier in Chicago gewesen war, hatte er sie angebetet. Ihr hatte seine erste Liebe gegolten; ihr würde er mit Freuden sein Herz zu Füßen gelegt haben, wenn sie es nicht damals vorgezogen hätte, sich einem reicheren Bewerber, dem Holzhändler Abraham Lincoln Crabbe aus Indianapolis, zu vermählen. Robert Eversbach war in jener traurigen Zeit der Verzweiflung nahe gewesen; aber er hatte sich doch schließlich getröstet und hatte nur noch gelinde Wallungen sanfter Wehmut empfunden, wenn er später gelegentlich einmal erfuhr, Mrs. Bessy Crabbe habe ihren beneidenswerten Gatten



mit dem vierten oder fünften munteren Sprößling beschenkt. Wiedergesehen hatte er die Jugendgeliebte nie, und es durfte ihn darum wohl in eine gewisse Aufregung versetzen, daß sie selber ihm jetzt eine Zusammenkunft in Berlin vorschlug. Sie hatte vor zwei Jahren ihren Gemahl durch den Tod verloren, und während sie nun auf einer Erholungsreise durch die schönsten Gegenden Europas ihren Kummer zu vergessen suchte, war ihr plötzlich die unbezwingliche Sehnsucht gekommen, dem gleichfalls verwitweten Jugendfreunde noch einmal vor ihrem Tode die Hand zu drücken. Einem Zufall verdankte sie die Kenntniß seines jetzigen Aufenthalts, und mit dem Freimut der Amerikanerin hatte sie nicht gesäumt, ihm von ihrem Herzenswunsche Kenntniß zu geben.

Robert Eversbach antwortete mit wendender Post, daß er pünktlich zur Stelle sein werde, und er war bei seinen Reisevorbereitungen diesmal ganz besonders darauf bedacht, seinen äußeren Menschen in möglichst vorteilhafter Beleuchtung zeigen zu können. Der berühmteste Schneider von F. mußte ihm noch in aller Eile einen neumodischen Herbstüberrock liefern; Krawattenhändler und Handschuhmacher wurden mit seinem Besuche erfreut, und bis zu den eleganten Lackstiefeln hinab fehlte in seiner Ausrüstung nichts zu einem Bilde eines vollkommenen Gentleman.

Sein Abschied von Melitta war hastig und etwas verlegen, denn er fürchtete, daß sie ihn noch im letzten Augenblicke bitten würde, sie mitzunehmen, und dazu verspürte er gerade diesmal nicht die geringste Neigung. Erst als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, atmete er auf, froher Erwartungen voll, und fest entschlossen, die Tage der goldenen Freiheit nach Kräften zu nützen.

Bierundzwanzig Stunden später hatten die frohen Erwartungen allerdings bereits eine sehr beträchtliche Herabminderung erfahren, denn die erste Wiederbegegnung mit

dem Ideal seiner Jugendträume war eine gewaltige Enttäuschung gewesen. Von der schlanken, zarten Elisabeth Behmeier, deren Bild seine Erinnerung bewahrte, hatte er in der dicken, etwas asthmatischen Matrone mit den falschen Zähnen nichts mehr gefunden. In der fünf- und zwanzigjährigen Ehe mit Herrn Abraham Lincoln Crabbe war all ihre bezaubernde Anmut den heiligen Mutterpflichten zum Opfer gefallen, und nichts war geblieben als eine ungeheure Masse von Gefühlseligkeit und Fett.

Robert Eversbach hatte als ein höflicher Mann bei Bessy Crabbe den Thee eingenommen, hatte sie auf ihren Wunsch ins Opernhaus begleitet und nach der Vorstellung mit ihr zu Abend gespeist. Damit aber glaubte er der Pietät für die Empfindungen seiner Jugend hinreichend Rechnung getragen zu haben, und als ihm Bessy mit holder Verschämtheit einige Vorschläge für das Programm des nächsten Tages machen wollte, erklärte er rund heraus, daß seine Muße leider sehr beschränkt sei, und er sich zu seinem tiefen Schmerz schon heute wieder auf unbestimmte Zeit von ihr verabschieden müsse. Die dicke Dame bemühte sich nicht, ihren Mißmut über diese schimpfliche Fahrenflucht zu verbergen, und man trennte sich in einer Verstimmung, die das Grab aller verschwiegenen Hoffnungen und Träume bedeutete.

Wenn damit auch der eigentliche Zweck der Reise über Erwarten schnell seine Erledigung gefunden hatte, so dachte der Rentier doch nicht daran, sofort nach F. zurückzufahren. Wenigstens für einige Tage noch wollte er die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens und seine Vergnügungen nach Herzenslust genießen. Als ein Mann, der in Amerika gelernt hatte, methodisch zu handeln, entwarf er mit Hilfe des Hotelportiers einen wohlüberlegten Plan für seinen Streifzug durch die mannigfaltigen Sehenswürdigkeiten Berlins, und es geschah in gewissenhafter



Befolgung dieses Planes, daß er sich am Nachmittag des dritten Tages im Landesausstellungspark zu Moabit ein-



fand, um die neuesten Meisterwerke der Malerei und der Bildhauerkunst in Augenschein zu nehmen.

Noch war er mit der Besichtigung des ersten Kuppel-

saales beschäftigt, als sein Blick zufällig auf die Gestalt eines jungen Mannes fiel, der mit raschen Schritten auf ihn zu kam und schon von weitem grüßend seinen Hut lüftete. Nichts hätte das Vergnügen des Herrn Robert Eversbach empfindlicher beeinträchtigen können, als eine erneute Auseinandersetzung mit Melittas abgewiesenem Freier, und in dem Moment, da er Georg Melbitz erkannte, machte er deshalb eine ungestüme Seitenschwenkung nach der Skulpturenhalle hin, um ihm zu enttrinnen.

Dabei hatte er seiner Umgebung nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet, den er prallte so unsanft mit einem elegant gekleideten Herrn zusammen, daß diesem der goldene Zwicker von der Nase fiel.

„Zum Henker, Herr, so nehmen Sie sich doch in acht!“ rief ihm der empfindlich Betroffene zu, und ganz beschämt setzte Robert Eversbach unter wiederholten Entschuldigungen seine Wanderung fort.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ wandte sich plötzlich ein Fremder an ihn, „es muß Sie draußen im Garten jemand mit der Cigarre gestreift haben. Ihr schöner Ueberrock ist ganz mit Asche beschmutzt.“

Eversbach blickte auf und gewahrte einen etwas schwächlichen jungen Mann mit einnehmenden Gesichtszügen und blondem Bärtchen. Auf eine wahrhaft menschenfreundliche Art bemühte sich dieser liebenswürdige Jüngling zugleich, die verunreinigte Stelle, die der Rentier selbst nicht sehen konnte, weil sie zu weit nach dem Rücken hin lag, mit seinem Taschentuche zu säubern. Und lächelnd beruhigte er Herrn Eversbach darüber, daß der neue Rock vollständig unversehrt geblieben sei. Es war etwas so Gewinnendes in dem bescheidenen Auftreten des blonden jungen Mannes, daß sich die Anknüpfung einer weiteren Unterhaltung fast von selbst ergab, und daß sie wohl eine Viertelstunde lang miteinander plauderten, während der



Rentier fortfuhr, die Bildwerke und Gemälde zu betrachten.

Vor dem Eingange des nächsten Saales aber zog der freundliche Jüngling seinen Hut und verabschiedete sich auf eine fast befremdlich hastige Weise. Eine halbe Minute später stand Georg Melbitz wie aus der Erde gewachsen neben dem verblüfften Rentier.

„Bitte, überzeugen Sie sich doch sofort, ob Ihnen nicht irgend etwas gestohlen worden ist,“ sagte er statt des Grußes rasch und dringend. „Der Herr, mit dem Sie sich eben so freundschaftlich unterhielten, ist einer der gefährlichsten Taschendiebe.“

Bestürzt tastete Eversbach nach jenen Körperstellen, wo er seine Kostbarkeiten wußte; doch schon nach wenig Sekunden veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts, und ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Wenn Sie keinen besseren Kniff ersinnen können, um mich von der Nützlichkeit Ihres Berufes zu überzeugen, so sollten Sie Ihren Geist lieber gar nicht erst anstrengen, Herr Melbitz,“ erwiderte er geringschätzig. „Dieser junge Maler war so wenig ein Taschendieb, als ich einer bin. Da, überzeugen Sie sich selbst: hier ist meine Uhr, hier mein Portemonnaie und hier mein Notizbuch mit neun Hundertmarktscheinen! Ein Mann, der länger als dreißig Jahre in Amerika gewesen ist, läßt sich nicht bestehlen, aber er geht auch nicht auf den ersten besten Leim. An mir sollten Sie Ihre Künste nicht versuchen, Herr Polizeikommissar!“

Gleichmütig zuckte Melbitz die Achseln. „Ich kann Sie natürlich nicht zwingen, meinen Worten Glauben zu schenken. Und es genügt mir zu wissen, daß Ihnen nichts entwendet worden ist. Gestatten Sie mir jetzt vielleicht, mich nach Fräulein Melittas Befinden zu erkundigen?“

Die ruhige Gelassenheit, mit der er diese Frage stellte, brachte das Blut des „Amerikaners“ in Wallung.

„Danke für die gütige Nachfrage!“ polterte er. „Sie befindet sich ausgezeichnet und ist niemals vergnügter gewesen als jetzt.“

„Da Ihnen die Wahrheit über alles geht, Herr Eversbach, muß ich wohl annehmen, daß meine anders lautenden Nachrichten den Thatsachen nicht entsprechen. Ich freue mich dessen aufrichtig und bitte Sie, Fräulein Melitta außer meinen herzlichsten Grüßen —“

„Herr, wollen Sie mir am Ende gar noch eine Bestellung an meine Tochter auftragen? Das heißt denn doch, meine Geduld auf eine etwas zu harte Probe stellen. Zwischen meiner Tochter und Ihnen wird es mit meiner Einwilligung keine Mitteilungen mehr geben, als höchstens die von Melittas Hochzeit, die Ihnen, wie ich hoffe, sehr bald zugehen wird.“

Georg Melbitz verbeugte sich leicht. „Auch ich hoffe und wünsche natürlich von Herzen, daß diese Hochzeit recht bald stattfinden möge. Da ich aber jedenfalls als Bräutigam dabei sein werde, dürfte eine besondere Benachrichtigung kaum erforderlich sein.“

Robert Eversbach hatte eine sehr unparlamentarische Entgegnung auf der Zunge, aber er beherrschte sich noch zur rechten Zeit und begnügte sich, dem Beamten mit einem sehr ausdrucksvollen „Guten Abend, Herr Polizeikommissar!“ den Rücken zu wenden. Das Vergnügen an seinem Berliner Aufenthalt war ihm jedoch durch den Ärger dieser Begegnung gründlich verleidet worden, daß er nicht nur geradeswegs in seinen Gasthof zurückkehrte, sondern auch die noch unerledigten sieben Nummern einfach vom Programm strich und sich zum nächsten Morgen die Rechnung bestellte.

Das trübkelige Regenwetter, das über Nacht eingetreten war, bestärkte ihn vollends in seinem Entschluß, und mit dem Frühzuge dampfte er ziemlich übelläunig seiner Heimat



wieder zu. Eine angenehme Ueberraschung aber sollte ihm während dieser Fahrt doch noch zu teil werden. Denn als er in seinem Ueberrock nach der Cigarrentasche suchte, entdeckte er in der äußeren Seitentasche einen Gegenstand, von dessen Besitz er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Es war eine funkelnagelneue, anscheinend sehr kostbare Briefftasche aus feinstem Saffianleder, auf der oberen Seite geschmückt mit einem silbernen Monogramm, das in kunstvoller Verschlingung die Buchstaben B. E. erkennen ließ, und auf einer der seidenen Innenflächen mit einem kunstvoll gestickten Vergißmeinnichtsträußchen geziert. Anfänglich drehte Robert Eversbach den hübschen Fund ziemlich ratlos in den Händen; dann aber begann es ihm plötzlich zu tagen. Obwohl die Briefftasche nichts enthielt, das auf ihre Herkunft hingedeutet hätte, konnte es für das Geheimnis, wie es in seine Rocktasche gekommen war, doch nur eine einzige Erklärung geben. Keine andere als Bessy Crabbe war die Spenderin; ihre Hände hatten das sinnige, vielsagende Vergißmeinnichtsträußchen auf den seidenen Grund gezaubert, und ein übergroßes Zartgefühl nur hatte sie abgehalten, ihm das reizende Erinnerungszeichen offen zu übergeben. Auch der Buchstabe B. in dem Monogramm, der ihn einen Augenblick stutzig gemacht hatte, erklärte sich leicht genug. War er doch in jenen fernen, glücklichen Tagen, wo er geglaubt hatte, Elisabeth Wehmeiers Herz zu besitzen, für sie wie für alle seine Freunde nur der lustige „Bob“ gewesen, und konnte er es darum doch mit Recht für einen vielsagenden Zug halten, daß sie auch jetzt den Anfangsbuchstaben dieses seines Rosenamens gewählt hatte!

Das Geschenk machte ihm wohl Freude, aber es setzte ihn zugleich ein wenig in Verlegenheit, wenn er sich seiner etwas brüskten Verabschiedung von Bessy erinnerte. Er faßte darum den Entschluß, es durch einen recht liebens-

würdigen Dankesbrief und durch eine passende Gegengabe zu erwidern. Doch war er immerhin in seiner augenblicklichen Rührung vorsichtig genug, sich für die Ausführung dieser Absicht einen Termin zu setzen, der ihm erlaubt, Brief und Geschenk wieder nach Indianapolis in den Vereinigten Staaten zu adressieren. Die Gefahr eines nochmaligen Wiedersehens mit Bessy Crabbe wollte er denn doch um dieser Briefftasche willen nicht leichtsinnig heraufbeschwören.

Seine Laune hatte sich wesentlich gebessert, als er wieder in der Villa Robertshof anlangte; von seiner Begegnung mit Georg Melbitz aber verriet er der trübselig darschauenden Melitta keine Silbe.

## 4.

Der Winter verging und der Frühling kam, ohne daß sich die Ausichten für die beiden Liebenden gebessert hätten. In dem heimlichen Briefwechsel, den sie durch die Vermittlung einer gefälligen Freundin führten, suchten sie sich zwar noch immer mit allerlei Hoffnungen auf eine baldige Vereinigung gegenseitig aufzurichten und zu trösten; in Wirklichkeit aber war ihre Zuversicht nachgerade recht gering geworden.

Da begab es sich in den ersten Tagen des wunderschönen Monats Mai, daß im Haushalt allerlei wichtige Dinge fehlten, die man nach Eversbachs Ansicht gut und preiswürdig nur in Berlin kaufen konnte. Es wurde also ein langes Verzeichnis der betreffenden Gegenstände entworfen und der Handkoffer wiederum für die Fahrt nach der Hauptstadt gepackt. Diesmal bat Melitta den Vater, sie mitzunehmen; denn ein kurzes Zusammentreffen mit Georg hätte sich dann gewiß ermöglichen lassen. Aber Eversbach erklärte, daß Berlin eine viel zu gefährliche Stadt für unerfahrene junge Mädchen sei, und daß er



die Verantwortung nicht auf sich nehmen könne, seine Tochter in dieses Babel zu führen. Alle ihre Bitten prallten wirkungslos von seinem steinernen Herzen ab, und bei seiner Abreise gab es in der Villa Robertshof wieder viel Thränen und finstere Mienen.

Vielleicht lastete dem Rentier diese Wahrnehmung noch ein wenig auf dem Gewissen, als er eine Wagenabteilung zweiter Klasse in dem Morgenschnellzug bestieg, wenigstens befand er sich noch keineswegs in der rechten Reifestimmung, und er entschuldigte sich darum kaum, als er beim Unterbringen seines Handgepäcks den einzigen Passagier, der sich außer ihm in der Abteilung befand, auf den Fuß trat.

„Zum Henker, Herr, nehmen S' sich doch ein bißchen in acht!“ brummte der andere, indem er unwirsch zur Seite rückte. Und dabei war es Eversbach, als ob er die Stimme schon einmal gehört, als ob er dies schwarzbärtige Gesicht mit dem goldenen Zwicker auf der Nase schon einmal gesehen haben müßte. Aber er konnte sich trotz allen Nachdenkens der Umstände nicht erinnern, unter denen es der Fall gewesen war, und da sich nach der ersten, wenig verheißungsvollen Anknüpfung ein genüßreiches Gespräch mit dem Reisegefährten kaum erhoffen ließ, lehnte sich Robert Eversbach in seine Fensterecke zurück und zog die Brieftasche — Bessy Crabbes sinniges Geschenk — aus der Tasche, um als ein bedachtsamer Mann noch einmal die Liste der Besorgungen durchzugehen, die er in Berlin auszuführen hatte.

Er mochte sich dieser Beschäftigung etwa fünf Minuten lang hingegen haben, als er eine Berührung an seinem Arme fühlte und aufblickend in das sichtlich erregte, weit zu ihm herüber geneigte Antlitz des Schwarzbärtigen sah.

„Verzeihen Sie, mein Herr! Aber diese Brieftasche da — wie kommen Sie zu dieser Brieftasche?“

„Was geht es Sie an, woher ich diese Tasche habe?“ fragte Eversbach erstaunt. „Es ist das Geschenk einer Dame, wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen.“

„Ah, in der That? Das Geschenk einer Dame? Und ein Geschenk, das von Anfang an für Sie bestimmt war?“

„Natürlich, für wen denn sonst? Da“ — und er hielt ihm den gestickten Vergißmeinnichtstrauß unter die Nase — „nun werden Sie mir's wohl glauben, daß es von einer Dame herrührt, und daß es für mich bestimmt war. Ich erhielt es als Freundschaftsangebinde aus ihren eigenen Händen.“

Der andere rückte zurück. „Sie erhielten es aus den eigenen Händen der Dame? — Ach, das ist etwas anderes. Ich bitte um Entschuldigung. Ich glaubte nämlich, daß Sie die Tasche vielleicht irgendwo gekauft hätten. Aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Bitte um Verzeihung!“

Eversbach murmelte etwas Unverständliches, steckte die Briestafche wieder ein und zog die Reisemütze über die Augen, um ein Schläfchen zu machen. Erst eine Stunde später wachte er auf. Die Station, die man eben erreicht hatte, war die einzige, auf der es vor dem Ende der Fahrt noch einmal einen längeren Aufenthalt gab. Der Schwarzbärtige hatte es sehr eilig, aus dem Wagen zu kommen, und verschwand im Lauffschritt nach der Richtung hin, wo eine Thür des Stationsgebäudes die Aufschrift „Telegraphenamt“ zeigte. Im letzten Augenblick erst, als der Zugführer schon die Signalpfeife an den Lippen hatte, kehrte er atemlos zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, drückte er sich in die Ecke und entfaltete eine umfangreiche Wiener Zeitung, hinter der sein Gesicht dem Mitreisenden für den ganzen Rest der Fahrt verborgen blieb. —

Als man in den Außenbahnhof Berlins einfuhr, machte



Eversbach sich mit seinem Gepäck zu schaffen; der Schwarzbärtige aber stellte sich an das Fenster und spähte aufmerksam hinaus wie jemand, der ungeduldig ist, einen teuren Angehörigen auf dem Bahnsteig zu erblicken. Der Rentier, dem er die Aussicht völlig versperrte, sah, daß er lebhaft mit beiden Händen winkte, und machte sich schon darauf gefaßt, einer rührenden Begrüßungsscene beiwohnen zu müssen. Diskret hielt er sich deshalb ein wenig zurück, als der andere hinaussprang; aber er hörte ihn doch ganz deutlich sagen: „Zawohl, Herr Bahnhofsvorsteher — mein Name ist Büнау, und ich bin der Absender der Depesche. Dies ist der Mensch, dessen Verhaftung ich verlange.“

Ein Kopf mit einer roten Mütze erschien in der offenen Thür und hinter ihm noch ein anderer mit ernst blickendem Gesicht. \*)

„Wollen Sie die Güte haben, auszustiegen, mein Herr!“ sagte der Eisenbahnbeamte in höflichem, aber bestimmtem Tone. „Man wünscht, daß Ihre Personalien polizeilich festgestellt werden, und ich ersuche Sie, sich diesem Verlangen unter Vermeidung alles unnötigen Aufsehens zu fügen.“

Robert Eversbach starrte ihn an, als ob er in einer fremden Sprache geredet hätte.

„Was? Ich? Personalien feststellen? Polizei? — Ja, wer ist denn dieser unverschämte Kerl, der sich erfrecht, meine Verhaftung zu verlangen?“

„Das werden Sie schon rechtzeitig erfahren,“ erwiderte der Schwarzbärtige. „Ich wiederhole auf das bestimmteste, meine Herren, daß dieser Mensch derselbe ist, der mir im September vorigen Jahres meine Briefftasche mit sechs-tausend Gulden gestohlen hat. Er trägt die Briefftasche

\*) Siehe das Titelbild.

noch bei sich, und ich bitte den Herrn Polizisten, darauf zu achten, daß er sie nicht etwa auf dem Transporte nach dem Gefängnisse fortwirft.“

Eversbach war bis über die Stirn hinauf dunkelrot wie ein gesottener Hummer. Einen Augenblick schien es, als ob er sich auf seinen Beleidiger stürzen wollte; dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Haha! Taschendiebstahl — sechstausend Gulden! Hat man je solche Verrücktheiten erlebt? Es ist wahrhaftig zum Totlachen. — Bringen Sie den Menschen um Gottes willen ins Irrenhaus, bevor er gemeingefährlich wird!“

„Diese Auseinandersetzungen, meine Herren, bringen uns nicht weiter,“ mischte sich jetzt der Begleiter des Bahnhofsvorstehers ein. „Ich bin nicht dazu berufen, die Angelegenheit zu untersuchen, und ich muß deshalb bitten, mir zu folgen. Sie werden auf der Polizei Gelegenheit genug haben, sich zu verständigen.“

„Gut!“ erklärte Eversbach. „Wenn der Verrückte auch mitkommen muß, bin ich bereit. Ich werde schon dafür sorgen, daß man ihn unschädlich macht.“

Sie bestiegen alle drei eine der vor dem Bahnhofe haltenden Droschken und legten die Fahrt bis zum Alexanderplatz in grimmigem Schweigen zurück, nachdem der Kriminalschutzmann noch einmal ziemlich energisch betont hatte, daß er sich jeden aufgeregten Wortwechsel verbitten müsse. Die Geduld des Rentiers war fast erschöpft, als er nach mehr denn halbstündigem Warten in einem sehr ungestlichen Vorzimmer endlich zugleich mit seinem Ankläger in einen Raum geführt wurde, wo ein freundlich dreinschauender, graubärtiger Herr und ein spindelbürrer Schreiber an grün überzogener Tafel saßen. Ein rascher, aufmerksamer Blick des Polizeiinspektors streifte die Eintretenden.

„Na, was haben wir denn da? Sie sind also der Fabrikant Eduard Bünau aus Wien?“



„Jawohl! Hier ist mein Paß — und da sind auch noch verschiedene andere Papiere, aus denen mein Name und mein Stand zur Genüge hervorgehen dürfte.“

„Schön! — Und Sie?“

„Ich bin der Rentier und Hausbesitzer Robert Eversbach aus F.“

„Ihre Ausweise?“

Der Rentier suchte in seinen Taschen; dann schüttelte er ärgerlich den Kopf. „Ich schleppe mein Familienarchiv nicht mit mir herum, Herr Inspektor! — Drüben in Amerika, wo ich länger als dreißig Jahre gelebt habe, hat ein ehrlicher Mann das nicht nötig.“

„Hier in Deutschland aber thut man immer gut, ein Ausweispapier bei sich zu führen, zumal wenn man sich auf Reisen befindet,“ entgegnete der Beamte gelassen. „Doch über Ihre Persönlichkeit werden wir wohl später ins reine kommen. — Was haben Sie also gegen diesen Mann vorzubringen, Herr Büнау?“

„Ich beschuldige ihn, mir im September vorigen Jahres hier in Berlin eine Briefftasche mit sechs-tausend Gulden in Banknoten gestohlen zu haben.“

Eversbach wollte wieder in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechen; aber der Inspektor bedeutete ihm mit einem ernststen Blick, sich ruhig zu verhalten.

„Worauf gründet sich Ihre Vermutung?“

„In erster Linie darauf, daß ich die gestohlene Briefftasche heute in seinen Händen gesehen habe. Ich erkannte sie auf den ersten Blick.“

„Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Daß die Behauptungen des Menschen erfunden sind. Da — dies ist die Briefftasche, von der er redet. Ich empfing sie als Geschenk von einer mir befreundeten Dame.“

„So! — Na, geben Sie das Ding doch einmal her!

Herr Büнау, wenn die Tasche, wie Sie sagen, Ihr Eigentum ist, so werden Sie mir vielleicht einige besondere Kennzeichen angeben können, die Ihre Erklärung glaubwürdig machen.“

„Gewiß! — Da ist zunächst das silberne Monogramm mit den Anfangsbuchstaben meines Namens E. B.“

„Haha, gefehlt!“ fiel der Rentier ein. „Die Buchstaben lauten B. E. und bedeuten: Bob Eversbach — wie man mich drüben in Amerika nannte.“

„Wirklich? Das ist ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen.“

„Außerdem,“ fuhr der Wiener fort, „befindet sich im Inneren der Briefftasche eine Stickerei, einen Vergißmeinnichtstrauß darstellend. Meine Gattin hat sie angefertigt, als sie mir die Briefftasche vor einem Jahre zum Geburtstage schenkte.“

Robert Eversbach hatte diese Worte mit einem höhnischen Lächeln begleitet. „Der Herr hat es allerdings nicht schwer, ein Merkmal anzugeben, das ich selber ihm vorhin gezeigt habe. Er wird nicht leugnen wollen, daß ich ihm die Vergißmeinnicht unter die Augen hielt, als er in der Eisenbahn zuerst mit seinen Faselien anfing. Ich halte es fast unter meiner Würde, noch einmal zu wiederholen, daß die Handarbeit von einer mir nahestehenden Dame herrührt, die mir das kleine Angebinde bei unserer letzten Zusammenkunft überreichte.“

„Darf man vielleicht auch den Namen dieser Dame erfahren?“

„Ihr Name ist Bessy Crabbe.“

„Und ihr Wohnort?“

„Indianapolis in Indiana, Vereinigte Staaten von Nordamerika.“

„Alle Wetter, das ist ein bißchen weit. Es würde, wie mir scheint, etwas umständlich sein, die Dame zu be-



fragen. Wissen Sie mir etwa sonst noch ein Kennzeichen zu nennen, Herr Büнау?"

„Allerdings, Herr Inspektor! Jener Herr dort wird mir hoffentlich zugeben, daß ich die Briestafche, seitdem sie sich in seinem Besitz befindet, nicht einen Moment in den Händen gehabt habe —“

„Natürlich nicht,“ brummte Eversbach, dem es mit einem Male merkwürdig unbehaglich wurde. „Aber wo soll denn das hinaus?“

„Sie werden es gleich erfahren. Auf das innere Seidenfutter der Verschlußklappe schrieb ich mit unzerstörbarer Tinte in stenographischen Schriftzeichen meinen Namen. Ich glaube nicht, daß es dem Dieb gelungen ist, diese Eintragungen zu entfernen. Und vielleicht hat er sie bei ihrer Winzigkeit nicht einmal bemerkt.“

Der Inspektor prüfte aufmerksam die bezeichnete Stelle; dann hielt er sie dem dünnen Schreiber entgegen.

„Können Sie das lesen, Mertelmann?“

„Jawohl, Herr Inspektor! Es heißt Eduard Büнау.“

Robert Eversbachs Kniee begannen plötzlich zu zittern. Er fühlte, wie alles Blut ihm aus dem Gesicht wich, als der Beamte sich wieder zu ihm wandte: „Na, hören Sie, mein verehrter Herr Rentier und Hausbesitzer, die Sache mit der Dame aus Indianapolis scheint mir denn doch nicht ganz geheuer. Wenn Ihre Angaben richtig sind, wie in aller Welt kommt dann der Name des Herrn Büнау in Ihre Briestafche?“

„Ich weiß in der That nicht, Herr Inspektor — hier muß irgend ein tückischer Zufall seine Hand im Spiele haben. Ich fand das Ding in einer Tasche meines Ueberziehers und konnte den Umständen nach nur annehmen, daß es ein Geschenk von Bessy Crabbe sei.“

„Ah, das klingt ja schon anders. Sagten Sie nicht vorher, die Dame hätte es Ihnen selbst überreicht?“

„Ich — ich habe mich vielleicht schlecht ausgedrückt. Was ich soeben erklärte, ist jedenfalls die lautere Wahrheit.“

„Und die sechstausend Gulden, die sich in der Brieftasche befanden, hielten Sie die auch für ein Angebinde Ihrer Freundin?“

„Es war nichts darin, ich schwöre es! Nicht ein Papierschnitzel, Herr Inspektor!“

Ohne ihm eine Antwort zu geben, kehrte sich der Beamte wieder zu dem Schwarzbärtigen.

„Wann wurde das Geld gestohlen?“

„Am 14. September vorigen Jahres — und zwar in der Kunstausstellung zu Moabit.“

Einer der unglücklichsten Einfälle seines Lebens war es, der Robert Eversbach in diesem Augenblick sagen ließ: „Ich bin niemals in der Kunstausstellung gewesen. Wenn die Tasche wirklich das Eigentum des Herrn dort ist, so mag der Himmel wissen, wie sie sich in meinen Ueberrock verirren konnte.“

„Haben Sie den Diebstahl damals zur Anzeige gebracht, Herr Büнау?“

„Gewiß! Nur muß ich bemerken, daß mir dabei ein Irrtum passiert ist. Ich entdeckte das Fehlen der Brieftasche nämlich erst am 16. September, und da ich tags zuvor das deutsche Theater besucht hatte, nahm ich an, daß sie mir dort in dem Gedränge vor der Garderobe gestohlen worden sei.“

„Ich bin niemals im deutschen Theater gewesen,“ fiel der Rentier mit Nachdruck ein. „Und ich wiederhole, die Sache ist mir vollkommen unerklärlich.“

„Woher wissen Sie denn aber nun so bestimmt,“ forschte der Inspektor weiter, „daß der Diebstahl nicht im Theater, sondern in der Kunstausstellung erfolgt ist?“

„Ich weiß es, weil ich schon vorhin während der Fahrt



in dem Herrn dort einen Menschen wieder erkannte, der mich in der Ausstellung ohne jede wahrnehmbare Ursache anrannte. Vermutlich ist dies sein gewöhnliches Manöver bei der Ausführung von Taschendiebstählen.“

Nun mußte Robert Eversbach freilich mit einem Male, woher ihm das Gesicht des Schwarzbärtigen und seine Stimme vorhin so bekannt vorgekommen waren. Aber er durfte sich um keinen Preis nochmals auf einer Unwahrheit ertappen lassen, und so sagte er fast überlaut: „Der Herr irrt sich. Ich bin nie in meinem Leben in der Kunstausstellung gewesen.“

„Nun, das wird sich schon feststellen lassen,“ unterbrach ihn der Polizeiinspektor sehr ernst. „Zunächst erkläre ich Sie für verhaftet und werde Sie der Staatsanwaltschaft überweisen.“

„Der — der — Staatsanwaltschaft?“ stammelte der unglückliche Rentier und dann, sich aufrassend, fügte er mit plötzlich neu erwachender Hoffnung hinzu: „Kennen Sie den Polizeikommissar Georg Melbitz, Herr Inspektor?“

„Gewiß kenne ich ihn. Was soll die Frage?“

„Nun, dieser Herr würde mich nicht nur rekonoszieren können, sondern er würde Ihnen auch sagen, daß dieser schimpfliche Verdacht, dem ich da ausgesetzt werde, ein offener Wahnsinn ist.“

Der Beamte drückte auf den Knopf eines Signaltelegraphen.

„Ist Herr Melbitz da?“ fragte er den eintretenden Kanzleidiener.

„Jawohl, der Herr Kommissar ist drüben auf seinem Amtszimmer.“

„So bitten Sie ihn, auf einen Augenblick herüberzukommen.“

Kaum zwei Minuten waren vergangen, als der Gerufene über die Schwelle trat. Er war unverkennbar ge-

waltig erstaunt, den Vater Melittas an diesem Orte zu finden.

„Wie, Herr Eversbach — Sie hier?“ rief er. „Das ist ja ein ganz unverhofftes Vergnügen!“

„Der Herr hat sich auf Ihr Zeugnis berufen, lieber Kollege,“ erklärte der Inspektor. „Sie kennen ihn also wirklich?“

„Gewiß! Er ist der Rentner Robert Eversbach aus F., der liebenswürdige Besitzer der gastlichen Villa Robertshof, in der ich einige der glücklichsten Stunden meines Lebens zugebracht habe.“

„Das ist sonderbar. Der Herr wird nämlich beschuldigt, am 14. September vorigen Jahres in der Kunstausstellung zu Moabit durch Taschendiebstahl eine Brieftasche mit sechstausend Gulden an sich gebracht zu haben; und es ist jedenfalls außer Zweifel, daß die Brieftasche heute bei ihm gefunden worden ist. Die Erklärung, die er für diesen verdächtigen Umstand zu geben versucht, ist ziemlich widerspruchsvoll und im ganzen wenig glaubwürdig. Außerdem behauptet er, niemals in der Ausstellung gewesen sein.“

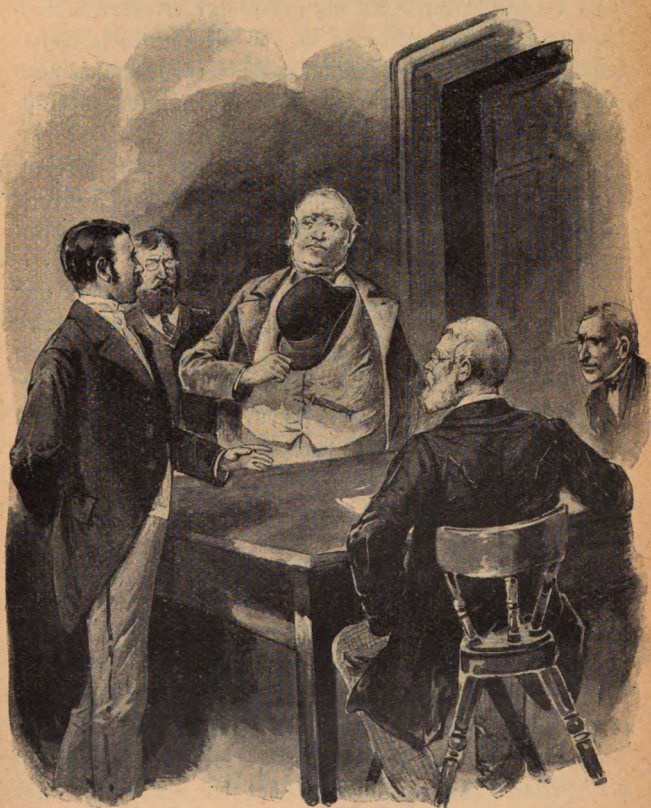
Das Antlitz Georgs war während dieser kurzen Erläuterung des Sachverhalts sehr ernst geworden.

„Damit befindet sich Herr Eversbach allerdings im Irrtum,“ sagte er. „Ich selbst hatte das Vergnügen, ihm am 14. September vorigen Jahres, nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr, dort zu begegnen. Ich erinnere mich des Datums ganz genau!“

Ein Schwindel befiel den beklagenswerten Rentier. Halb ohnmächtig tastete er sich bis zu dem nächsten Stuhl. Er wollte irgend etwas zu seiner Rechtfertigung sagen; aber die Zunge gehorchte ihm nicht mehr, und er hörte nur noch, wie aus weiter Ferne, die fürchterliche Stimme des Polizeinspektors, der dem dürren Schreiber das Pro-



tofall zu diktieren begann. Er sah auch, daß der Kommissar zu seinem Vorgesetzten trat und ihm irgend etwas ins Ohr flüsterte; aber das alles verschwamm doch vor



seinen Augen in einem unbestimmten Nebel, und er war noch halb geistesabwesend, als der Schreiber ihm mit eintöniger Stimme das Protokoll vorlas, das er unterzeichnen sollte. Mechanisch setzte er wirklich die Feder an, mit einer

Empfindung, als sei es sein eigenes Todesurteil, dem er damit Rechtskraft verlieh.

„Sie werden also zunächst im Polizeigewahrsam bleiben,“ sagte der Inspektor, „bis an zuständiger Stelle eine Entscheidung darüber getroffen ist, ob die eigentliche Untersuchungshaft über Sie verhängt wird. Die Briefftasche wird vorläufig beschlagnahmt. Sie, Herr Büнау, können einstweilen gehen.“

Der Schwarzbärtige entfernte sich mit einer Verbeugung, und der Kriminalschutzmann, der ihn vorhin hierher gebracht hatte, trat mit einer hinlänglich deutlichen Gebärde an Eversbach heran.

Da richtete sich der Rentier noch einmal auf, und indem er dem abgewiesenen Freier Melittas einen beredten Blick zuwarf, rief er: „Jetzt hätten Sie Gelegenheit, einen Beweis für die Nützlichkeit Ihres Berufes zu erbringen, befreien Sie mich aus der unwürdigen Lage, und ich werde alles zurücknehmen, was ich Ihnen Unfreundliches gesagt habe.“

Doch die Miene des jungen Beamten behielt ihren feierlichen Ernst.

„Wenn mein Herr Vorgesetzter mich mit den Nachforschungen in dieser Angelegenheit betrauen sollte,“ erwiderte er mit Würde, „so ist es selbstverständlich, daß ich meine ganze Kraft dafür einsetzen werde, sie nach allen Richtungen hin aufzuklären. Persönliche Rücksichten aber können dabei für mich nicht maßgebend sein, denn für einen pflichtgetreuen Polizeibeamten giebt es kein Ansehen der Person. Ein Hausbesitzer hat da nicht mehr Anspruch auf gerechte und unparteiische Behandlung, als ein Bettler.“

Gesenkten Hauptes hörte Robert Eversbach die Belegung an, und ganz gebrochen ließ er sich abführen.

Sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, fragte



der Inspektor: „Sie sind also von seiner Schuldlosigkeit überzeugt?“

„Felsenfest. Der Gedanke, daß er einen Taschendiebstahl begangen haben könnte, ist geradezu lächerlich.“

„Aber die Geschichte mit der Briefftasche?“

„Ich glaube auch dafür die Erklärung bereits gefunden zu haben. Es ist wahr, daß er an dem gedachten Tage in der Ausstellung gewesen ist. Ich selber befand mich dort, um ein wenig auf verschiedene internationale Taschendiebe zu fahnden, von deren Eintreffen in Berlin man uns benachrichtigt hatte. Leider konnte ich keinen von ihnen bei der Arbeit abfassen. Aber ich sah, daß sich ihr Matador, der Pole Stanislaus Mankiewicz, in auffälliger Weise gerade an den mir bekannten Eversbach herandrängte und sich wohl eine Viertelstunde lang mit ihm unterhielt. Als er ihn verließ, nahm ich dann sofort Veranlassung, mich zu überzeugen, ob dem ahnungslosen Herrn nichts von seinen Wertsachen abhanden gekommen sei. Daß der Gauner ihm statt dessen etwas in die Tasche gesteckt haben könne — darauf bin ich damals nicht verfallen.“

„Ah, Sie meinen also, daß Mankiewicz der Dieb war, und daß er die Briefftasche —“

„Nachdem er sie seines Inhalts beraubt, dem biederen Rentier aus F. in den Ueberrock gesteckt hat. Ja, das ist meine feste Ueberzeugung. Vielleicht hat sich der Halunke damit nur einen Spitzbubenspaß machen wollen, vielleicht auch hat er irgend eine besondere Veranlassung dazu gehabt. — Das mit der Bessy Crabbe, die unzweifelhaft existiert, ist dann eben nur ein für den armen Eversbach besonders verhängnisvolles Zusammentreffen gewesen.“

„Mankiewicz sitzt augenblicklich fest, nicht wahr?“

„Ja, die ganze Bande befindet sich seit zwei Monaten in Haft. Wenn Sie gestatten, möchte ich gleich einmal

mit dem Untersuchungsrichter Hellmann, der die Sache bearbeitet, Rücksprache nehmen. Er ist geschickt genug, mit diesem Material dem Burschen ein Geständnis abzupressen, und es wäre doch wünschenswert, daß unser Gästling noch heute aus seiner Angst befreit werde, wenn ihm die kleine Lehre auch wahrhaftig nichts schaden konnte. Ich erzähle Ihnen da mit Ihrer Erlaubnis, ehe Sie ihn wieder vorführen lassen, noch eine interessante Geschichte; denn ich bin gesonnen, Sie um einen großen Liebesdienst zu bitten, Herr Inspektor!"

— — — — —  
 Und er hatte den jovialen Vorgesetzten nicht vergeblich gebeten.

Als um fünf Uhr nachmittags Robert Eversbach bleich und zitternd abermals in das Amtszimmer des Polizeinspektors trat, reichte ihm der Beamte zu seinem maßlosen Erstaunen freundlich die Hand.

„Ich darf Ihnen die angenehme Mitteilung machen, mein Herr, daß Sie frei sind. Durch die wahrhaft aufopfernden Bemühungen, die Sachkenntnis und den außerordentlichen Scharfsinn meines jungen Kollegen Melbitz ist die verwickelte Angelegenheit überraschend schnell zu ihren Gunsten aufgeklärt worden. Bis auf den Verlust der Brieffasche, die ich Ihnen allerdings nicht zurückgeben kann, und bis auf die kleine Zeitversäumnis ist das Abenteuer also noch glimpflich genug für Sie abgelaufen. Doch ich wiederhole, daß Sie ohne den Beistand des Kommissars Melbitz, eines unserer tüchtigsten Beamten, vielleicht Wochen und Monate hätten in Untersuchungshaft zubringen können.“

Der Rentier, der nach der vorausgegangenen tiefen Entmutigung noch kaum seinen Ohren zu trauen wagte, ließ sich den Zusammenhang erklären. Dann fragte er entschlossen: „Wo kann ich meinen Retter finden, Herr Inspektor?“



„Melbitz ist drüben in seinem Amtszimmer — Nummer 207 — gleich neben der Treppe.“

„So erlauben Sie mir, mich zu verabschieden. Ich muß ihn sprechen!“ — —

„Herein!“ tönte Melbitz' sonore Stimme auf das zaghafte Klopfen des Rentiers. Und mit feierlicher Amtsmiene erhob sich der Kommissar von seinem Stuhl. Robert Eversbach aber, dem die Thränen in den Augen standen, sagte mit vor Rührung halb erstickter Stimme: „Mein lieber junger Freund — können Sie mir verzeihen?“

„Ehe ich darauf antworte, Herr Eversbach, muß ich Ihnen bemerken, daß die Feststellung Ihrer Schuldlosigkeit nur durch eine Notlüge möglich wurde. Man hat dem Taschendieb Mankiewicz ein Geständnis nämlich einzig dadurch entlocken können, daß man ihn glauben machte, einer seiner Genossen habe bereits gestanden. Nach Ihrem strengen Grundsatz: Ueber alles die Wahrheit —“

„Ach, lassen Sie mich damit in Ruhe!“ schrie der Rentier, indem er Melbitz' Hände erfaßte und sie schüttelte. „Nehmen Sie auf der Stelle Urlaub, damit Sie morgen in Robertshof mit uns essen können! Ich hatte mir vorgenommen, meiner Melitta etwas recht Schönes mitzubringen; aber ich denke, ich kann ihr doch mit nichts anderem eine so große Freude machen, als mit Ihnen.“

Georg Melbitz schlug ihn kräftig auf die Schulter und sagte lachend: „Abgemacht! — Denn das ist wahrhaftig auch meine Ansicht, Schwiegerpapa!“





## Unter den Thalmännern.

Nordische Wanderbilder. Von Ernst Montanus.

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**Z**u den eigenartigsten und anziehendsten Gebieten Schwedens gehört die von den gewöhnlichen Bergnütungsreisenden noch fast gar nicht besuchte Provinz Dalarna, wohin wir heute unsere Leser im Geiste zu versetzen gedenken. Es ist dies jenes rauhe, aber auch an malerischen Landschaftsbildern so überaus reiche Gebirgsland an den beiden Dalefeln und dem Siljansee und zugleich der nördlichste Teil des eigentlichen Schwedens (Svealand). Nach ihren Bewohnern, den durch Sitte, Sprache und Tracht von den übrigen Schweden sich wesentlich unterscheidenden Dalekarliern, das heißt Thalkerlen oder Thalmännern, nennt man bei uns auch diese Provinz vielfach Dalekarlien, was jedoch durchaus falsch ist, da ihr Name Dalarne (zu deutsch: die Thäler) lautet.

Wer die Heimat der Thalmänner kennen lernen will, fährt am zweckmäßigsten von Gothenburg nach Falun, wobei man die Provinzen Dalmland, Wermland, Westmanland und Dalarne durchschneidet. Die Reise auf der die reichen Bergwerksgebiete von Wermland mit jener großen südwestlichen Hafenstadt Schwedens in Verbindung



sehenden Bahn dauert zwei Tage, mit Uebernachten in  
Daglöfen.

Falun ist die Hauptstadt von Dalarne, zwischen den



Am Fahrkartenschalter in Falun.

Seen Warpan und Tisken auf beiden Seiten eines Flüß-  
chens gelegen; sie zählt 7500 Einwohner und genießt eines  
Weltrufes wegen der reichen Kupfergruben in seiner Um-  
gegend. Das ganze südwestliche Gebiet sieht von dem  
Koftrauche, der aus den die Gruben umgebenden Kof-

hügeln aufsteigt, wie verbrannt aus. Dieser sogenannte „Rost“ macht alles Holz schwarz, Metalle aber fleckig; andererseits hält er indessen erfahrungsmäßig auch alle Epidemien von Falun fern. Eine wunderbar konservierende Kraft besitzt das Kupfervitriol in diesen Bergwerken. Im Jahre 1719 fand man in einem der Bergwerke bei Falun den durchaus wohlerhaltenen Leichnam eines 1670 verunglückten jungen Mannes, Matts Israelson, genannt Fet-Matts, den seine ehemalige Braut auf der Stelle wiedererkannte. E. Th. A. Hoffmann wurde durch diese Notiz zu einer seiner besten Novellen angeregt, welche wiederum F. v. Holstein für das Textbuch zu seiner hübschen Oper „Der Heideschacht“ als Vorwurf gedient hat.

Von dem eigentlichen Volksleben der Dalecarlier ist in der Stadt natürlich wenig zu gewahren; dies entfaltet sich am ursprünglichsten vielmehr in den Kirchspielen um den Siljansee (Dalarnes Auge genannt), wohin einen Ausflug zu machen kein Fremder unterlassen sollte. Zur Ausführung dieses Ausflugs muß man einige Stationen in der Richtung nach Gothenburg wieder zurückfahren, und kann dann entweder mit der Bahn oder dem Dampfschiff, die Dalelf aufwärts, nach dem Siljansee gelangen. Schon an dem Fahrkartenschalter in Falun, dem „Biljett Kontor“, bietet sich dem Fremden meist ein ganz interessanter Anblick. Dort sieht man Männer in Kniehosen und Strümpfen, mit großen Lederschürzen und niedrigen breitrandigen Hüten; Mütter, die ihr Kleinstes in einem Ledersack auf dem Rücken tragen, und frische Bauernmädchen mit seltsam geformten Spitzhüten und bunten Röcken und Schürzen.

Es empfiehlt sich, die Fahrt bis zum See ganz auf der Eisenbahn zurückzulegen und erst auf dem See selbst das Dampfschiff zu benutzen. Man fährt zunächst von Falun bis Borlänge, dem Knotenpunkt für die von Krylbo



kommende Eisenbahn, und von dort mit der 37 Kilometer langen Siljans-Eisenbahn weiter. Die Linie geht



Die Kirche in Rättöf.

über Lennheden, wo sie die an Stromschnellen und Wasserfällen wie an Fischen reiche Dalelf überschreitet, an dem

jäh abfallenden Djurmokladfelsen vorüber bis nach Insjön an dem von der Dester-Dalelf durchflossenen kleinen See



Hölzerner Glockenturm.

gleichen Namens. Hier besteigt der Reisende eines der den Siljan befahrenden Dampfschiffe der Gesellschaft „Dester-Dalarne“, das ihn zunächst auf der Dester-Dalelf auf-



wärts in einer halben Stunde bis nach Lekсанд bringt, wo die Oesterviken genannte Südbucht des Siljansees erreicht ist.

Wir steigen in Noret, dem Hauptorte des Kirchspiels Lekсанд, an das Land und befinden uns nun mitten in Dalarne, wo uns Tracht, Sprache, wie die Bauart der Häuser außerordentlich fremdartig vorkommt. Die

Dalekarlier, deren Kleidung wir noch eingehender schildern werden, sprechen ihren eigenen Dialekt, so daß uns selbst die Kenntniss des Schwedischen zunächst nichts nützt. Das uralte Runenalphabet ist den Thalmännern ganz geläufig, und noch im vorigen Jahrhundert (vereinzelt auch gegenwärtig) benutzten sie den altnordischen Runenstab als immerwährenden Kalender. Sie reden jedermann vertraulich mit „du“ an, und machen selbst dem König gegenüber hiervon keine Ausnahme.

Wie Noret, so sind alle Städtchen und größeren Ort-



Kirchenportal in Lekсанд.

schaften im Inneren des Landes gebaut. Die aus roh behauenen Baumstämmen aufgeführten und mit Schindeln gedeckten Häuser sind von außen entweder sauber bemalt oder mit Kalk und Mörtel beworfen, womit man auch



In der Kirche zu Rättvik.

die Erker  
und  
Mansar-  
den ver-  
putzt; je-  
des Dach  
wird un-  
gefähr  
um ein

Meter von einem weißen steinernen Schornstein überragt. Die Straßen sind in geraden Linien geführt und rechts und links mit Birken bepflanzt, was einen recht freundlichen Eindruck macht.

Alle Häuser sind peinlich sauber, aber schmucklos und



einfach. Von architektonischer Bedeutung sind einzig und allein die Kirchen, die mitunter ein sehr hohes Alter haben,



Zunfuhrt der Boote nach der Fahrt zur Kirche.

wie das Gotteshaus in Nättrvik, das in hübscher Umgebung an der Bucht Nättrviken liegt. Bei vielen Kirchen befindet

sich auf dem angrenzenden Friedhof ein eigener, aus Holzstämmen aufgeführter Glockenturm. Manchmal kann man deutlich wahrnehmen, daß auf den Ueberresten der ursprünglichen Kirche ein neuer Bau aufgeführt worden ist.



Weibliche Totengräber.

Verschiedene dieser Neubauten werden auf die von Karl XII. gefangenen Russen zurückgeführt, worauf auch die Rundbogen der Portale, wie die eigentümlich geschweifte Form des Turmdaches schließen lassen. Im Inneren sind die Gotteshäuser ziemlich einfach und schmucklos; die linke Seite des Schiffes und der Empore nehmen die Frauen und Mädchen ein, während die Männer rechts sitzen.





Begräbnis.

Schon in der breiten, zur Kirche führenden Allee wird diese Trennung der Geschlechter streng durchgeführt.

Die Bewohner derjenigen Orte am See, welche keine eigene Kirche besitzen, machen jeden Sonntag eine Bootfahrt zu dem Gottesdienst in ihrem Pfarrdorfe. Man benutzt dazu meist große flachgehende Fahrzeuge, die mehrere Familien gemeinsam besitzen und unterhalten, und von denen manche siebenzig bis hundert Personen aufnehmen vermögen. Die Form dieser Boote ist wie die der Kleider und Geräte seit unvordenklichen Zeiten die gleiche geblieben. Bei der Kirchfahrt steht der Steueremann aufrecht im Stern und lenkt das Fahrzeug mit sicherer Hand vermittelst eines Ruders, das ein breites, viereckiges Blatt hat, und dessen Stange durch einen Ring am Hinterteil gesteckt ist. Inmitten des Bootes sitzen die Ruderer, auf beiden Seiten dem Bordrande zunächst die kräftigsten unter den Frauen und Mädchen, die ebenfalls an den mächtigen Rudern mit angreifen. Oft sind in solcher Weise vierzig Ruderer beiderlei Geschlechts thätig, da man zehn oder elf Paar Ruder braucht, um das Schiff mit seiner Last durch das Wasser zu treiben. Vor den Ruderern bis zum hoch emporstrebenden Schiffsschnabel sitzen die alten Leute, während sich im hinteren Teile das junge Volk zusammenfindet.

Die Bootsmannschaft ist immer vorzüglich eingearbeitet: ganz gleichmäßig bewegen sich die Oberkörper, streng taktmäßig tauchen die Ruder in das Wasser und wieder empor, und das alles vollzieht sich in größter Ruhe. Oft sucht ein Boot dem anderen bei der Kirchfahrt zuvorzukommen, und dann giebt es jedesmal ein interessantes Wettrudern, wobei man so recht die erstaunliche Kraft und Ausdauer dieses abgehärteten nordischen Volksstammes gewahr werden und bewundern kann.

Ist das Ziel erreicht, so werden die Boote auf den



roten Wollmütze eine gleichgestaltete aus weißem Linnen auf und vertauscht die gestreifte Schürze mit einer hochgelben. Die Witwe endlich umhüllt den Kopf mit einem schleierartig darum geschlungenen Tuch, zieht über das Leibchen



In einem Bauernhof.

eine schwarze Jacke und deutet auch durch eine Schürze von gleicher Farbe ihre Trauer an. Mädchen und Knaben gehen bis zum Alter von neun Jahren ganz gleichmäßig in Kleidern, die mit Birkenrinde gelb gefärbt sind. Zum Unterschiede tragen die Buben bloß schwarze und die kleinen Mädchen rote Kappen auf dem blonden, lang herunter-

Strand geschoben und angepflöckt, und dann Festtags-toilette gemacht. Die Frauen und Mädchen nehmen mit schneeweißem Linnen umhüllte Bündel zur Hand, die sie mitgebracht haben, und holen frische Brusttücher hervor, welche sie, sich gegenseitig helfend, anlegen, sie stecken sich irgend ein einfaches Schmuckstück an, die Kinder werden von den Müttern herausgeputzt, und selbst die Männer hantieren eifrig mit Bürsten und Kämmen, bevor man sich in der oben angeführten Ordnung zur Kirche begiebt.

Nach dem Gottesdienst findet meist die Bestattung der im Laufe der Woche verstorbenen Gemeindemitglieder statt. Das Grab ist bereits am Abend vorher durch fleißige Frauen, denen in Dalarne überhaupt ein reich bemessener Anteil sämtlicher Arbeit zufällt, ausgeschaufelt. Vier Männer tragen dann auf ihren Schultern den schwarz verhangenen Sarg, der auf einer einfachen Bahre ruht, herbei, um ihn in Anwesenheit der ganzen Gemeinde in die Grube zu senken.

Bei diesen Kirchgängen kann man am besten die alte Landestracht studieren. Die Männer tragen fast alle Neberröcke von blauer Farbe mit kurzer Taille und langem Schoß, blaue Strümpfe und schwere Schuhe, deren Sohle oft aus Birkenrinde besteht. Auf dem Kopfe haben sie einen niedrigen runden Hut mit breitem Rand. Zur Winterszeit ist für Männer und Weiber der Pelz an der Tagesordnung. Im Sommer aber sind Frauen und Mädchen in eine Tracht gekleidet, deren Besonderheiten auf den ersten Blick das Alter und die Stellung der Betreffenden erkennen läßt.

Bis zur Verheirathung verbergen die jungen Mädchen ihre Haarflechten unter roten, spitzen Mützen. Ueber den dunklen Wollröcken tragen sie rote, enganliegende Leibchen, ferner weiße, in Falten umgeschlagene Brusttücher und eine gestreifte Schürze. Die junge Frau setzt statt der



roten Wollmütze eine gleichgestaltete aus weißem Linnen auf und vertauscht die gestreifte Schürze mit einer hochgelben. Die Witwe endlich umhüllt den Kopf mit einem schleierartig darum geschlungenen Tuch, zieht über das Leibchen



In einem Bauernhof.

eine schwarze Jacke und deutet auch durch eine Schürze von gleicher Farbe ihre Trauer an. Mädchen und Knaben gehen bis zum Alter von neun Jahren ganz gleichmäßig in Kleidern, die mit Birkenrinde gelb gefärbt sind. Zum Unterschiede tragen die Buben bloß schwarze und die kleinen Mädchen rote Kappen auf dem blonden, lang herunter-

hängenden Haar; später werden die Knaben gleich wie die Männer angezogen.

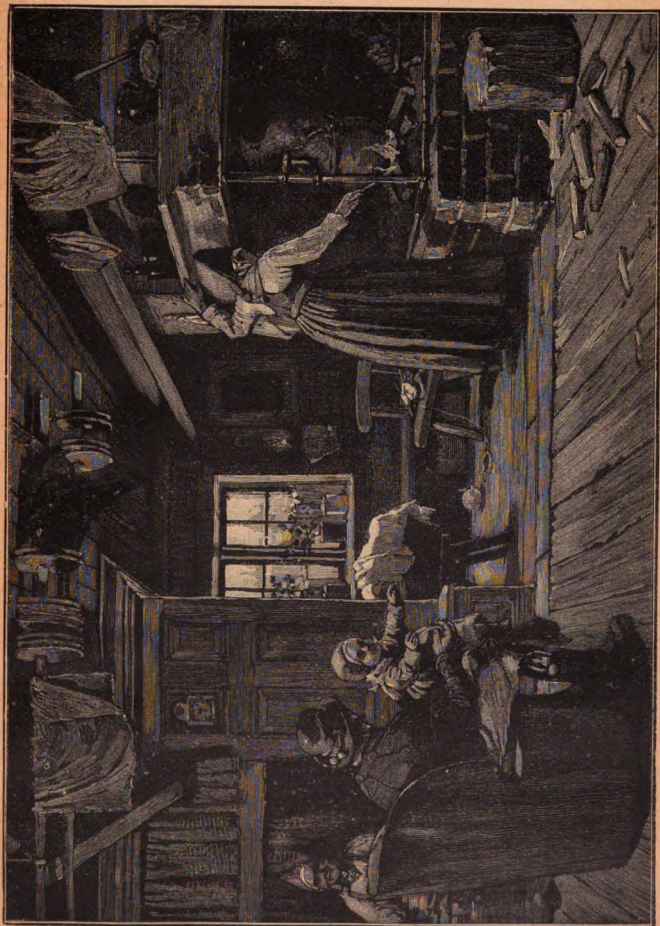
Es ist durchweg ein kraftvoller, großer, wohlgebauter und schlanker Menschenschlag, der diese Provinz bevölkert. Namentlich unter den jungen Mädchen begegnet man höchst anziehenden Typen derber ländlicher Schönheit, mit üppigem, graublondem Haar, blauen Augen, blühender Gesichtsfarbe und geschmeidig starken Gliedern, deren Ebenmaß selbst die wenig kleidsame Tracht nicht ganz zu verbergen vermag.

Der Fremde, welcher das Land durchstreift, mag, wenn er hungrig und durstig ist, ungescheut in dem ersten besten Bauernhose einkehren; überall wird er mit ungesuchter, biederer Gastfreundschaft aufgenommen werden. Den viereckigen Hofraum schließen rings die niedrigen, aus Baumstämmen aufgeführten Gebäude ein, die außen wie innen überall gleich und in derselben Weise eingeteilt sind. Das Erdgeschosß bildet einen einzigen großen Wohnraum, mit einer mächtigen Feuerstelle in der einen Ecke, auf der die Hausfrau das einfache Mahl zubereitet. Daneben steht ein mächtiger Block, auf dem nicht nur das Holz für die Feuerung klein gehackt wird, sondern der auch als Schnitzbank für allerlei Arbeiten der häuslichen Industrie benutzt wird.

Das Heiligtum des Hauses bildet die Klädarkamar oder Kleiderkammer, in der eine noch peinlichere Sauberkeit herrscht als in dem übrigen Hauswesen. An den niedrigen Dachsparren sieht man Stricke oder dünne Holzstäbe befestigt, auf denen die schneeweißen Leinenhemden, der Größe nach für die einzelnen Familienmitglieder gesondert, hängen. An den Wänden reihen sich rote Leibchen, dunkle Wollröcke und so weiter, in einer Ecke sind weiße, schöngestickte Hauben aufgestapelt, und auf dem Boden stehen Schuhe von allen Größen. Männerkleider



und Pelze nehmen wieder eine Wand für sich ein. Spinnräder und Haspel, auf denen die Fäden gesponnen und



Innere eines Bauernhauses.

aufgewunden werden, die den Stoff geben für diese zum großen Teil im Hause selbstverfertigte Garderobe, fehlen

natürlich auch nicht in diesem Raume, aus dem ein Geruch von frischer Wäsche und getrockneten aromatischen Blättern



In der Klädarkamar.

dem Eintretenden entgegenschlägt. Diese Ausstattung für die gesamte Familie, welche die Kleiderkammer umschließt, macht den größten Schatz der Hausfrau aus. Ihr Inhalt richtet sich natürlich nach den Vermögensverhältnissen.



nissen des Hofbesitzers, aber ganz fehlt die wohlgeordnete Klädarkamar auch in dem ärmlichsten Gehöfte nicht.

Im Winter sind die dalekarlischen Bauern oft monatelang auf das Weilen in ihren vier Pfählen angewiesen. Die langen Abende werden dann durch das Anfertigen von Weberkämmen, Wanduhren und mancher hölzernen Geräte ausgefüllt. Unter den Gebrauchsgegenständen fällt dem Fremden namentlich eine Vorrichtung auf, um bequemer Wasser aus größerer Entfernung herbeizuschaffen.

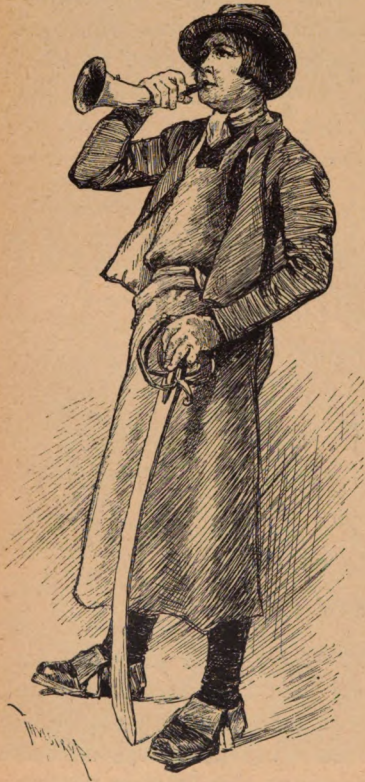


Wassertransport.

Es wird eine entsprechend lange Stange mit dem einen Ende auf die Schulter gelegt, mit dem anderen ist sie an einem Rade befestigt, und in der Mitte hängt das Gefäß mit Wasser. Die Winter sind oft so streng, daß im Norden sogar das Quecksilber gefriert. Im Frühjahr wandern viele Thalmänner aus, um in anderen Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen.

Für die Dabeimbleibenden bringt der kaum einige Wochen umfassende Sommer dann Arbeit genug. Nur die Länge der Tage ermöglicht es, das Graben, Pflügen, Säen

und Ernten überhaupt zu bewältigen, und es gehört die ganze urwüchsigte Kraft dieser fleißigen und anspruchslosen Landbewohner dazu, um rechtzeitig damit fertig zu werden.



Nachtwächter.

Man mag während dieser Zeit so früh aufstehen wie man will, immer findet man die Landleute schon draußen in voller Thätigkeit. Noch

des Abends um zehn Uhr schirrt der Ackerknecht die Pferde zum Einfahren an; gegen Mitternacht kann man

die hochbeladenen Erntewagen heimfahren sehen, und das Geräusch menschlicher Thätigkeit hört während dieser Periode eigentlich die ganze Nacht hindurch nicht auf. Im Hochsommer

geht ja in jenen Breiten die Sonne kaum unter, und die Nachtwächter — meist kräftige Männer, die mit dem Horn und einem

langen Säbel ausgerüstet sind — haben dann wenig zu thun und sind eigentlich überflüssig.

Zur Zeit der Sommer Sonnenwende hat man in der Provinz Dalarne zwanzig Stunden lang Tag, und der goldige



Schimmer der Abendröthe geht ohne dazwischenliegende Dunkelheit wieder in den Schein des aufgehenden Tagesgestirns über. Mit dem Untergehen der Sonne schwindet allerdings der Glanz, den sie über alle Gegenstände ausbreitet, nicht aber ihre Leuchtkraft. Ein ganz eigenartiges, verschwimmendes Licht, bei dem Gras und Laub eine unnatürlich tote Färbung annehmen und die Dinge keinen Schatten werfen, geht vom ganzen Himmelszelt aus, bis dann nach einigen Stunden langsam und fast unmerklich abermals eine Veränderung vor sich geht. Es breitet sich ein anderes Licht, das irgend einer geheimnisvollen Quelle zu entstammen scheint, über die ganze Gegend aus und verleiht ihr einen völlig neuen Farbenton. Der rosige Widerschein aus dem Westen erlischt, zuletzt in einen schwachen Goldschimmer übergehend; Abend und Morgen kämpfen gleichsam eine Weile miteinander, bis plötzlich die ersten Sonnenstrahlen über dem Horizont emporzucken und es wieder voller Tag wird. Ein eigentümlich ergreifendes, unvergessliches Schauspiel!

Mit Bedauern scheidet der Besucher dieses nordischen Gebirgslandes von seinen biederen, durch Vaterlandsliebe und freien Sinn ausgezeichneten Bewohnern. Diese schlichten Thalmänner haben in der schwedischen Geschichte eine große Rolle gespielt, und an ihrer Tapferkeit brachen sich zu wiederholten Malen die gegen Schwedens Freiheit gerichteten Angriffe. Bei ihnen fand einst Gustav Wasa Zuflucht, und namentlich die Umgegend von Mora am Nordende des Siljansees ist voll von Erinnerungen an diesen Stammvater der Dynastie, welche bis 1654 den Thron innehatte. Er wie Gustav Adolf und Karl XII. haben nicht wenige ihrer Siege den tapferen Thalmännern zu danken gehabt.





## Ungleiche Kräfte.

Novelle von A. Vogel vom Spielberg.

1.

(Nachdruck verboten.)

**G**ott sei Dank, fertig!" sagte Frau Rosalie Gabler halblaut. Sie atmete befriedigt auf, stellte Plätteisen und Plättbrett an Ort und Stelle, schloß den Windofen, darin die Eisen gehitzt wurden, ab und betrachtete froh den Berg blühend weißer, kunstvoll geplätteter Wäsche, der vor ihr auf dem blank gescheuerten Rükchentische lag.

Sie war eine Frau von kleiner, zart scheinender, aber sehniger Gestalt, besaß ein Paar dunkle, klar und lebhaft blickende Augen, die viel Energie verrieten, ein leicht gefurchtes Antlitz mit unverwischbaren Spuren früherer Schönheit und einem Ausdruck von so großer Willenskraft, daß ihr anzusehen war, sie hatte sich vom Schicksal nicht meistern lassen; wohl aber hatte sie es selbst gemeistert.

In jungen Jahren verwitwet, hatte sie mit drei kleinen Kindern schutzlos dagestanden, durch den rasch erfolgten Tod des Gatten aus gesicherten Verhältnissen in Sorge und Not gestürzt. Ihr Mann war ein Opfer seines Berufes geworden. Als Werkführer in einer Maschinenfabrik, war er bei Aufstellung eines neuen Dampfmotors von einem Rad erfaßt, emporgehoben und herabgeschleudert worden.



In hoffnungslosem Zustande brachte man ihn heim, und zwei Tage später erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Nun war Frau Rosalie mit ihren drei Kindern plötzlich auf sich selbst angewiesen. Zu stolz, um Almosen zu erbitten, erwarb sie mit ihrer Hände Arbeit das Brot für sich und die Kleinen, plagte sich als Wäscherin rastlos vom grauenenden Morgen bis tief in die Nacht hinein, und es gelang ihr, die Not fernzuhalten und ihre Kinder in Ehren großzuziehen.

Nun, da die beiden Töchter und der Sohn auf eigenen Füßen standen, und sie selbst nach zwanzigjähriger Plage hätte ausruhen können, gönnte sie sich dennoch nicht die wohlverdiente Ruhe, denn es widerstrebte ihrem Selbstgefühl, sich von den Kindern erhalten zu lassen, so oft diese auch schon gebeten hatten, die Mutter möge endlich dauernd feiern. Darauf ging sie nicht ein; wohl aber sah sie nach wie vor streng darauf, als das Oberhaupt der Familie respektiert zu werden.

Heute nun hatte sie wieder einmal so recht aus dem Vollen gearbeitet, von vier Uhr morgens an beim Plättbrette gestanden und eben, da es sieben Uhr abends läutete, das letzte Wäschestück bewältigt.

Noch aber war das Tagewerk nicht ganz vollendet. Noch galt es, den hohen Wäscheberg für die einzelnen Rundschaften zu sortieren, nachzuzählen und in die dafür bestimmten Tücher einzuschlagen, was eine weitere Stunde in Anspruch nahm. Dann erst machte sie endgültig Feierabend.

Sie strich das noch ganz dunkle, schlicht gescheitelte Haar zurück, die breite blaue Leinenschürze glatt, kühlte das heißgerötete Gesicht und die von dem unausgesetzten starken Druck des runden Plätteisengriffes brennenden Hände in frischem Wasser und ging in das Zimmer, das nebst der Küche und einem kleinen Kabinett die ganze Wohnung ausmachte.

Es war ein sehr bescheidenes Gemach mit niedriger Decke, zwei kleinen Fenstern mit weißen Gardinen und vielen Blumenstöcken, braunlackirter Diele und einfachen Möbeln; allein der Geist der Reinlichkeit und Ordnung, der darin waltete, machte es freundlich und traut.

Auf dem mit schwarzem Leder überzogenen Sofa, das an der einen Längswand den zwei hochgetürmten, mit grünen Nipsdecken verhüllten Betten gegenüberstand, saß ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren vor dem mit Wachstuch belegten großen Tische, von dem aus eine Lampe, mit Milchglasschirm versehen, ihr mildes Licht ins Zimmer warf.

Sein Antlitz wies eine so auffallende Aehnlichkeit mit jenem der eintretenden Frau auf, daß er augenblicklich als ihr Sohn zu erkennen war; nur schien es beim Anblick seiner übrigen Erscheinung verwunderlich, daß dieses kleine, zartaussehende Weib einen so großen, kraftvollen Sohn besitzen könne. Leider hatte er in Folge der schwarzen Blattern, die er in seiner Kindheit zu überstehen gehabt, ein Auge verloren, was sein Gesicht arg entstellte. Das linke Auge lag unter dem für immer geschlossenen Lide starr und tot in seiner Höhle und schimmerte nur durch einen winzigen Spalt in bläulichweißem Glanze zwischen den dunklen Wimpern hervor, während das rechte Auge im Glanze seiner großen, tiefbraunen Iris feurig glühte.

Er war Cypeditor bei einer großen Zeitung und hatte eine ganz gut bezahlte und sichere Stelle.

Da sein Dienst ihn zwang, allabendlich gegen zehn Uhr das Haus zu verlassen und die ganze Nacht zu arbeiten, so stärkte er sich dafür immer mit mehrstündigem Schläfe auf dem Sofa.

Nun eben erst vom Schlummer erwacht, beschäftigte er sich mit kleinen Rechnereien in seinem Notizbuche, als die Mutter nach vollbrachtem Tagewerk ins Zimmer trat.



„Es stimmt nicht recht,“ sagte er ungefragt zu ihr. „Mir fehlt beinahe ein Gulden, und ich kann mich nicht erinnern, was ich damit gethan hab’.“

„Na, wart nur, Hans, das werden wir schon gleich haben,“ war ihre Antwort, indem sie sich neben ihn auf das Sofa setzte. „Hast du dir nicht zwei neue Vorhemdchen gekauft?“

„Rein, Mutter, das war vorigen Samstag,“ entgegnete er kopfschüttelnd.

„Und die neue seidene Krawatte?“

„Ist längst schon eingetragen.“

So rieten sie eine Weile hin und her, bis sie endlich für den räthselhaften Abgang des Geldes die richtige Erklärung hatten. Dann waren beide froh.

Lange litt es die ewig thätige Frau nicht auf dem behaglichen Sitze.

„Ich möcht’ jetzt schnell ums Nachtmahl gehen,“ sagte sie sich erhebend. „Ich verspür’ einen rechten Hunger, und die Mädeln werden auch gleich da sein und was essen wollen. Was willst denn du heut, Hans?“

„Hab’ schon lang kein Gefelchtes gehabt, Mutter,“ entgegnete er. „Wenn du ein recht schönes Stückel kriegen könntest —“

„Ich will’s schon ausfuchen,“ war die bereitwillige Erwiderung. „Und Bier wie gewöhnlich?“

Er nickte.

„Also einen Liter für dich und einen für die Mädeln,“ sagte sie, „und für mich ein Viertel Wein.“ Sie deckte rasch den Tisch, ging dann nach der Kommode am Fensterpfeiler, nahm aus der obersten Lade Geld heraus, griff nach dem Umhängetuche, das am Kleiderstoß hing, und hüllte sich hinein. „Brauchst nit hinter mir zuzumachen, Hans, ich bin gleich wieder da.“

Als sie wieder kam, war die jüngere Tochter, eine

auffallend hübsche Brünette von zwanzig Jahren, schon daheim. Sie trug sich einfach, aber mit einem so guten Geschmack, daß jeder, der ihre Herkunft nicht kannte, sie für ein Fräulein halten mußte. Dem widersprach auch ihr übriges Wesen nicht: sie besaß natürliche Anmut und wußte auch so reizend zu sprechen, daß man glauben konnte, sie sei in einem Pensionat erzogen worden. Während Mutter und Bruder die breite, etwas schwerfällige Aussprache der unteren Volksschichten hatten, war Bettys Rede-weise so leicht und fließend, daß es ein Vergnügen war, ihr zu lauschen. Daß sie eine Vollblutwienerin war, bewies der erste Blick auf ihre Gestalt, die bei ihrer Mittelgröße Schlankheit mit Ueppigkeit vereinte.

Die Mutter mit einem Handkusse begrüßend, nahm sie ihr rasch den vollen Bierkrug, sowie den kleinen Einkaufskorb ab, befreite die Geware aus ihrer Papierumhüllung und richtete sie auf den vier Tellern an. Die Mutter saß beim Speisen immer auf dem Sofa, Hans ihr gegenüber, die Töchter seitwärts an den Schmalseiten des Tisches.

„Die Sali is noch nit da?“ sagte die Mutter, sich aus ihrem Tuche herauschälend, erstaunt. „Es is doch bald halb neun. Sollten sie heut dort so lange Ueberstunden machen müssen?“

„Nicht länger als bei uns,“ entgegnete Betty bestimmt. „Der größte Kummel der Saison ist ja schon vorüber, es steht ja der November vor der Thür. Sie wird sich halt mit einer Freundin ein bissel verplauschen. Sollen wir auf sie warten, Mutter?“

„Ich kann nit, ich hab' zu viel Hunger,“ entgegnete die Mutter und ergriff Gabel und Messer. „Es is nur, daß ihr Bier warm wird, wenn sie noch länger ausbleibt.“

Und sie blieb länger aus, die Sali. Sie blieb sogar sehr lange aus, so lange, daß der Bruder ihre Heimkunft



nicht mehr abwarten konnte. Er war schon eine Viertelstunde fort, als sie heimkam.

Rosalie, nur um zwei Jahre älter als Betty, gleich dieser im Aeußeren, in der Sprache und im Benehmen, nur mies ihr reiches braunes Haar unverkennbar einen goldigen Schimmer auf, der der Jüngerer fehlte. Aus der verblaßten Photographie des toten Vaters, die über dem Sofa hing, war zu ersehen, daß beide Mädchen mehr nach ihm als nach der Mutter geraten waren.

Das junge Mädchen sah erhitzt aus, als sie die schiefgetretene Treppe des alten, spärlich und nur mit Petroleum erhellten Hauses hinaufflog. Ihre Wangen glühten, ihre graublauen Augen strahlten lebhafter als sonst, ihr ganzes Wesen drückte eine nur mühsam verhaltene freudige Erregung aus.

Vor der Thüre angelangt, zauderte sie eine kleine Weile, ehe sie die Glocke in Bewegung setzte. Niemals noch war sie ohne geschäftliche Abhaltung so spät nach Hause gekommen. Was würde die Mutter sagen?

Im nächsten Augenblick richtete sie sich entschlossen auf und zog den länglichen Holzknauf der sehr veralteten Thürglocke mit einer gewissen Energie an.

Betty öffnete ihr. „Wo warst du denn so lang, Sali?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Die Mutter hat sich schon geängstigt. Ist etwas passiert?“

„Was Schlimmes nicht,“ entgegnete Rosalie mit einem glücklichen Lächeln und huschte an der Schwester vorbei ins Zimmer.

Betty verriegelte die Thüre und folgte — durch die Antwort Rosaliens neugierig gemacht — rasch nach.

„Na, da bist ja,“ sagte die Mutter, als sie sich über das lange Ausbleiben der älteren Tochter nicht mehr zu sorgen hatte, in verweisendem Tone. „Wo warst denn so lang? Weißt denn nit, was an der Zeit is? Schickt

sich denn das für ein junges Mädcl, so spät heimzukommen?"

Rosalie küßte in gewohnter Weise der Mutter die Hand und bat in herzlichem Tone: „Nicht böß sein, Mutterl, ich hab' mich nicht verspäten wollen, aber heut ist es schon einmal nicht anders gegangen.“

„Wie du nur aussehst!“ grollte die Mutter weiter. „Ganz erschoffert! Was rennst denn so? Willst dir eine Lungenentzündung einwirtschaften? Daß mir das alles nimmer vorkommt, bitt' ich mir aus! Wo warst also so lang?“

Das junge Mädchen gab nicht sogleich Antwort. Sie hatte, was sie sagen mußte, ganz unbefangen äußern wollen; allein sie fühlte, daß ihr das nicht gelingen werde. In der Verwirrung, die sie plötzlich ergriff, nestelte sie die lange Hutnadel los, nahm die rotsammetene Toque von den goldbraunen Haaren und knöpfte die schwarze Kammgarnjacke mit dem Posamenterieaufpuß auf, um sie abzuliegen.

„Was is das?“ rief die Mutter nun ernstlich zürnend. „Warum will dir die Red' nit heraus? Hast etwas Schlechtes gethan, daß dich's nit zu sagen traust?“

„Aber Mutter!“ wehrte sich Rosalie nun lebhaft. „Was Schlechtes — ich!“ Und nun fand sie plötzlich den Mut, alles mit einem Worte zu sagen. „Ich bin seit einer Stunde verlobt.“

Sie sprach es stolz und glücklich, mit leuchtenden Augen und selig lächelndem Munde.

Der Schwester entfuhr ein leichter Ueberraschungslaut, dann starrte sie die andere mit einem Gemisch von Staunen, Ehrfurcht und ein ganz klein wenig Neid an.

Die Mutter hingegen — im ersten Augenblick gleichfalls auf das höchste überrascht — nahm dann wieder ihre strenge Miene an.



„So, verlobt?“ sagte sie scharf. „Und hinter meinem Rücken? Das thut ein anständiges Mädel nit, das hätt' ich von dir nit erwartet! Also eine heimliche Bekanntschaft hast du g'habt — wer weiß, wie lang! Mit wem aber? Wer is er denn, der große Herr, der die Tochter haben will, aber die Mutter, weil sie eine Wäscherin is, nit erst fragen braucht, ob sie ihm 's Mädel auch wirklich giebt?“

„Aber Mutter!“ rief nun Rosalie gekränkt. „Was fällt dir denn nur ein? Er will ja morgen kommen, sich dir vorstellen und dich bitten, daß du ihm meine Hand nicht versagst. Er ist ein ehrlicher Mensch, der mich so lieb hat, wie ich ihn, und darum bitt' ich dich, liebe Mutter, sei uns nicht böse und sei recht freundlich mit ihm, wenn er kommen wird.“

Sie bat mit einer solchen Innigkeit in Blick und Ton, daß Mutter Gabler ihre Strenge nicht länger aufrecht erhalten konnte. Doch hielt sie es für nötig, das nicht so gleich erkennen zu lassen.

„Schon gut, schon gut,“ erwiderte sie, noch immer mit leisem Groll in Stimme und Miene. „Aber jetzt setz dich da her zu mir und erzähl mir, wie das alles so gekommen is, und warum du mir so lang verheimlicht hast, daß du mit wem gehst.“

Rosalie kam der Aufforderung mit einem Eifer nach, aus dem hervorging, wie glücklich es sie machte, endlich einmal ihr Geheimnis ausplaudern zu dürfen.

Flugs nahm sie neben der Mutter Platz, ohne das für sie bereitstehende Nachtmahl auch nur mit einem Blick zu streifen, und begann mit einem Lächeln seliger Erinnerung zu erzählen.

„Gar so lang hab' ich es nicht verheimlicht, Mutterl — ich kenne ihn ja erst seit vier Monaten und habe ja auch nicht gewußt, daß es so kommen wird. Zuerst

war gar nichts daran, als daß ich bemerkt hab', es geht mir immer einer nach, wenn ich am Morgen ins Geschäft und am Abend heimgehe. Dann — Ende Juli — nach einem sehr heißen Tag, kommt abermals, wie ich den gewöhnlichen Weg über den Botivkirchenplatz gehe, plötzlich ein furchtbares Gewitter mit einem wahren Wolkenbruch, und ich hab' damals in Gedanken meinen Schirm stehen lassen und steh' nun selber da ganz hilflos. Da hör' ich mich plötzlich angesprochen, und vor mir steht der junge Mann, den ich alle Tage hinter mir gehen sehe. Er bittet mich, unter seinen Schirm wenigstens über den großen Platz hinüberzugehen, unter einem Hausthor Zuflucht zu suchen, und was wollt' ich thun? Ich mußte ja sagen, und das war der Anfang."

"So habt ihr euch jetzt alle Tage gesprochen?" fragte Betty mit Interesse, während die Mutter sich ganz still verhielt und nur ab und zu leise mit dem Kopfe nickte.

"Ja, alle Tage," bekräftigte Rosalie im Tone der Selbstverständlichkeit. "Und immer nur über ganz unschuldige Sachen haben wir geredet: vom Wetter, von der Jahreszeit, vom Geschäft, vom Prater und vom Theater, kurz: was man so spricht, wenn man sich noch nicht recht kennt und sich dabei doch recht gut versteht. So haben wir auch immer so viel zu reden gehabt, daß wir gar nicht dazu gekommen sind, zu fragen, wen wir eigentlich gegenseitig vor uns haben. Er hat nur gewußt, daß ich Sali heiße, und ich, daß er Franz heißt. „Fräulein Sali“ also und „Herr Franz“ — das hat uns genügt. Und so war's bis heute. Heut ist aber — —"

"Na, was ist geschehen?" konnte sich Betty abermals nicht enthalten zu fragen.

"So sei doch still," tabelte die Mutter. "Daß sie doch ausreden! Du brauchst ihr nit das Wort aus dem Mund zu ziehn."



„Heut,“ setzte Rosalie ihre Erzählung fort, „hat er mich wie gewöhnlich zu unserer Gasse begleitet, und wie ich gehen will und ihm adieu sag', da faßt er plötzlich meine Hand und bittet mich, noch eine Weile dazubleiben, er hätte mir so viel zu sagen. Und wie ich noch in aller Unschuld frage: „Ja, was denn?“ Da faßt er auch meine zweite Hand, beugt sich zu mir nieder, schaut mir so tief in die Augen, daß mir ganz wirblich worden ist, und fragt mit halber Stimme, ob ich es denn noch nicht bemerkt habe, daß er mich lieb habe.“

„Und du?“ entfuhr es Betty trotz des früheren Berweises.

„Und ich,“ erzählte Rosalie weiter, „ich wußte bisher nicht, daß auch ich ihn gern gehabt; aber in dieser Sekunde habe ich es gewußt, da ist es mir klar geworden. Und wenn es auch mein Unglück gewesen wär' — jetzt konnte ich nicht heimgehen! So viel haben wir zu sprechen gehabt — und endlich habe ich auf seine vielen Bitten ihm versprechen müssen, daß ich von dir, liebe Mutter, die Erlaubnis kriege, daß er morgen, am Sonntagnachmittag, herkommen darf, um die ganze Familie kennen zu lernen. Dann will er dich auch bitten, du sollst die Zustimmung geben, daß wir uns schon im Fasching heiraten dürfen.“

„Aber wer is er denn? Wie heißt er, was is er?“ beehrte die Mutter zu wissen.

„O, ein sehr anständiger Mensch,“ beteuerte Rosalie. „Und wie er heißt? Franz Prohaska und wohnt gleich in der Nähe, in der Hahngasse 15. Und was er ist? Installateur in der elektrischen Anstalt am Opernring.“

Die Mutter schien mit dieser Auskunft ganz zufrieden; nicht so aber Betty.

„Installateur!“ rief sie so jäh ernüchtert, als habe sie zum mindesten einen Ingenieur erwartet, und ihre Mienen nahmen einen geringschätzigen Ausdruck an. „Ja, hörst

du, Sali, daß du es auf einmal so billig thust, das hätt' ich von dir nicht geglaubt! Installateur — nein, das wär' nichts für mich!"

Aber da kam sie bei der Mutter schön an.

„Du halt deinen Schnabel und red, wenn du gefragt wirst!“ rief Frau Gabler ihr erzürnt zu. „Du hochnasiges Ding, du hast's notwendig, so groß zu thun! Was bild'st denn du dir ein?“

„Das'selbe, was die Sali sich auch immer eingebildet hat,“ wagte Betty mit einem gewissen Troß zu sagen. „Einen Beamten wenigstens! Ja, sonst heirat' ich lieber gar nicht!“

„Das werden wir schon sehen, wenn nur der Rechte kommt,“ nahm Rosalie, um einen weiteren Zornesausbruch der Mutter zu verhindern, in vermittelndem Tone das Wort. „Ja, auch ich habe mir einen Beamten eingebildet, solange keiner da war, der mich zum Weib gewollt hat. Aber besser den Spatz in der Hand wie die Taube am Dach! Du kannst dir deinen noch lang suchen, Betty, und ich wünsch' dir alles Glück; aber ich habe den meinen schon und tausche ihn für keinen Grafen aus!“ Heller Jubel klang aus ihrer Stimme. „Gelt, Mutterl, so ist es recht?“

„Na, na, nur nit so übermütig!“ warnte die Mutter, und um ihre Autorität beiden gegenüber zu wahren, entschied sie kategorisch: „Zuerst muß ich mir ihn gut anschauen, den Herrn Prohaska, bevor ich Ja und Amen sagen thu'. Denn es is keine Kleinigkeit, ein Kind von sich zu lassen, wenn man nicht überzeugt sein kann, daß es auch zum Glück ausschlagt.“

„Das wird es aber!“ rief Rosalie in fröhlicher Siegeszuversicht und fiel der Mutter um den Hals.



## 2.

In wachsender Unruhe, die sich allmählich zu fiebender Erregtheit steigerte, verbrachte Rosalie den Sonntagvormittag — diesen Vormittag, der ihr kein Ende zu nehmen schien, so bleiern schwandan ihr die Stunden dahin. Und alle Arbeit wollte ihr nicht hinweghelfen über den schrecklichen Schneekengang der Zeit.

In aller Frühe schon hatte sie angefangen, in Küche und Zimmer herumzuputzen, was sie nur konnte — eine Arbeit, die sie sonst nie verrichtete, so wenig als die Schwester. Die Hauswirtschaft mit allem, was dazu gehörte, war der Mutter Gebiet, zunächst schon deshalb, weil es ihr sonst niemand nach Wunsch machen konnte, und dann auch, weil die Töchter ihre Hände schonen mußten. Sie waren in ihrem Fach geschickte, gutbezahlte Arbeitskräfte — jede in einem Modegeschäft, das vornehme Damenkundenschaft hatte; da durften sie, die ausschließlich nur feine Seidenroben arrangierten, nicht grobe Hände haben. So war ihnen aus reinem Berufsinteresse jede häusliche Arbeit nicht nur erlassen, sondern geradezu verwehrt.

Heute aber fühlte sich Rosalie dieses Zwanges entbunden und mühte ihre zarten Hände, die weiß und glatt waren, mit Rehrbesen und Staubtuch in einer Weise ab, daß die Mutter böse wurde.

„Was wirtschaft'st denn herum wie närrisch?“ zankte sie. „Wenn schon der Reinlichkeitsteufel in dich hineing'fahren is, Madel, so kannst ihn einmal in deiner eignen Wirtschaft auslassen, aber nit bei mir, nit in meinem Haus. Da is es, Gott sei Dank, nit nötig; da schau' ich schon selber drauf — verstanden?!“

Vorübergehend übte diese mütterliche Standrede wohl ihre Wirkung; doch auf die Dauer konnte Rosalie sie nicht

beherzigen. Die rastlose Unruhe in ihr peitschte sie immer wieder auf, trieb sie hin und her und trug ihr noch manche Klüge der Mutter ein.

Im übrigen wußte Frau Gabler den erregten Zustand ihrer Aelteren wohl zu würdigen. Du lieber Gott, sie war auch einmal jung gewesen, hatte geliebt, war liebend begehrt worden, und bevor ihr Ferdinand zu ihren Eltern kam, um sie zu werben, da hatte sie es auch so verrückt getrieben, wie heute ihre Sali.

Und endlich — endlich war's so weit: er kam!

Rosalie erspähte ihn in dem Augenblick, als er, von der Hahngasse herkommend, um die Ecke der Servitengasse bog. Mit purpurroten Wangen zog sie sich hastig in das Innere des Zimmers zurück und musterte mit forschenden Blicken, ob alles wohl in Ordnung sei.

Gottlob! Das war es! So spiegelblank und rein sah alles aus, so traut und freundlich, daß er sich sicherlich sogleich ganz heimisch fühlen mußte.

Ja, alles war in Ordnung und so hübsch, daß Rosalie daran nichts auszusetzen fand. Rasch huschte sie noch zum Spiegel hin und unterzog sich einem prüfenden Blicke; allein auch mit sich selbst konnte sie zufrieden sein: sie hatte heute ihren schönen Tag. Das heißt: sie sah reizender als je aus mit ihren froherregten Mienen, ihren sehnsuchtstrahlenden Augen und den in der Erwartung lieblich geröteten Wangen. O ja, sie konnte sich sehen lassen — überall, und das freute sie jetzt mehr als je.

„Er kommt wohl schon?“ neckte Betty, die mehr der Schwester als dem zukünftigen Schwager zu Ehren sich gleichfalls schön gemacht hatte.

„Ja, er kommt,“ gab Rosalie mit möglichster Unbefangenheit zur Antwort, aber sie konnte es doch nicht hindern, daß ihre Stimme plötzlich wie belegt klang.

Eine Weile stand sie regungslos da, dann wandte sie



sich jäh an den Bruder, der am Fenster saß, die Zeitung lesend, und in einem Atem an die Mutter, die eben hereinkam, nachdem sie draußen den Kaffee bereitet hatte.

„Mutter, Hans,“ bat sie mit ausgebreiteten Händen, „seid freundlich mit ihm, macht es ihm leicht, was er zu sagen hat, und macht, daß er sich hier behaglich fühlt. Ich bitt' euch herzlich darum.“

„Na, das is doch selbstverständlich,“ sagte Hans ein wenig brummig über ihre Angst. „Was glaubst denn du von mir, Sali? Bin ich ein Menschenfresser? Oder hab' ich schon jemanden hinausgeworfen, der auf anständige Weise zu uns ins Haus kommen is? Brauchst es mir nicht erst zu sagen, wie ich meinen Schwager zu behandeln hab'.“

„Und ich meinen Schwiegersohn,“ fiel die Mutter ein. „Ich glaub', du könntest's wissen, daß wir ihn mit Ehren aufnehmen wollen: an dem da könntest es schon sehen.“ Sie deutete dabei auf den gedeckten Tisch, hierauf auf Hans, der seinen neuen Anzug angelegt, und zuletzt auf ihre eigene Person, die den Sonntagsstaat anhatte.

Ihre Worte im Verein mit der bezeichnenden Gebärde beruhigten Rosalie nun vollends, befreiten sie von einer großen, schweren Sorge. Da schlug draußen die altersschwache rostige Glocke in ihrem heiseren Tone an, und Rosalie flog wie gejagt hinaus, um zu öffnen.

Ihr ganzes Antlitz schien wie in Blut getaucht, als der Bräutigam nun, einen Blumenstrauß in Händen, mit seinem festen Schritt die Schwelle überschritt. Doch gleich darauf blieb er eine Weile zögernd stehen — förmlich betroffen über den Anblick seiner Braut.

Kein Wunder auch! Er hatte sie bisher nie anders als mit Hut und Schleier gesehen, und da war sie ihm schon reizend erschienen. Nun aber, da er sie nur in dem Schmucke ihres schönen Haares vor sich sah, kam sie ihm

um so vieles lieblicher und schöner vor, daß er davon ganz überrascht war.

Mit Wärme und Hestigkeit drückte er ihre Hand, dann reichte er ihr den Strauß, und nebeneinander her schritten sie ins Zimmer.

„Mutter, das ist Herr Franz Prohaska,“ sagte Rosalie mit leicht zitternder Stimme und wußte plötzlich nicht weiter.

Die Mutter kam ihr allsogleich zu Hilfe. Sie reichte dem großen, kräftigen Manne, dessen Züge sie sehr angenehm fand, die Hand.

„Freut mich,“ sagte sie freundlich und mit Würde. „Meine Tochter hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt... Willkommen, Herr, in meinem Haus!“

Er erwiderte den Gruß höflich. Zu reden wußte er nicht viel. Er fragte nur — vielleicht durch Bettys kritisch an ihm haftenden Blick verwirrt — in fast kindlich naivem Tone: „Sie nehmen mich also freundlich auf, verehrte Frau?“

„Ja,“ war die Antwort. „Ich und mein Sohn, der Hans, und auch meine Tochter, die Betty — wir alle.“

Die Männer reichten sich mit kräftigem Druck die Hände, und Betty streckte ihm die Fingerspitzen hin mit einem Lächeln, das mehr lustig als liebenswürdig war.

Der Eindruck, den er auf die verschiedenen Familienmitglieder machte, war sehr ungleich: Betty fand ihn derb und schwerfällig mit seiner massigen Gestalt, seinen großen, roten Händen und seinem linkschen Gebaren. Daß sein Gesicht ganz hübsch war, ließ sie gelten; aber er war doch ganz und gar ein Proletarier, den sie nicht zum Mann genommen hätte, und wenn er bis über die Ohren in Gold gefessen hätte. Sie begriff die Schwester ganz einfach nicht: dieses zarte, feine Ding und so ein ungeschlachter Bär!



Hans wieder fällte zunächst gar kein Urtheil; der Schwager mißfiel ihm zwar nicht, doch ebensowenig konnte er an ihm etwas finden, das sein Herz sogleich mit brüderlicher Zuneigung erfüllt hätte. An und für sich ließ ihn Franz ganz gleichgültig, und da Hans zu bedachtsam war, um aus diesem Umstand Schlüsse auf den Charakter des andern zu ziehen, beschloß er, sich aufs Beobachten zu verlegen, um alsdann die Wahl seiner Schwester entweder zu billigen oder ihr entschieden von diesem Manne abzuraten.

Die Mutter hingegen fand Franz „ganz passabel“. Sein hübsches Gesicht gefiel ihr, er trat bescheiden auf und schien kein Springinsfeld zu sein — alles das schien ihr ausreichende Bürgschaft für das Glück Rosaliens zu bieten.

„Ich danke sehr, Frau Gabler,“ antwortete er mit einer linkischen Verbeugung, „allen dank' ich für den freundlichen Empfang. Warum ich mir erlaubt habe, zu kommen, hat das Fräulein Sali wohl schon gesagt. Ich hab' sie lieb, ich möcht' mich glücklich schätzen, wenn sie meine Frau werden dürft', und darum, hochgeehrte Frau Gabler, bitt' ich Sie hiermit, unsere gestrige Verlobung gutzuheißen und mich in Ihre werthe Familie aufzunehmen.“

Bittend streckte er ihr die Hand entgegen, und Rosalie bat mit, doch nur mit ihren stumm beredten Blicken.

„Sie scheinen ja ein ganz anständiger Mensch zu sein,“ entgegnete die Mutter nach einer kleinen Pause, „und mein Kind aufrichtig gern zu haben; einwenden könnt' ich also nir, als höchstens das eine, daß wir uns ja bisher gar nit gekannt haben, und daß die ganze G'schicht ein bißerl zu schnell kommt. — Ich sag' nit nein,“ fuhr sie ruhig und bedächtig fort, „aber Sie müssen schon entschuldigen, Herr Prohaska, wenn ich verlange, daß wir uns erst ein bißel erkundigen thun. Nit, daß ich Ihnen kein Vertrauen entgegenbring', nein, ich halt' ja alles Gute

von Ihnen; aber es is nur wegen der Verantwortung und meine Pflicht, daß mir mein Kind später einmal nit vielleicht Vorwürfe macht, daß ich zu schnell ja g'sagt hab'. Das sehen Sie alles selber ein, nit wahr, Herr Prohaska?"

Er sah das ein, gab der Mutter recht und beschied sich.

„Also dürfen Sie nit dagegen haben, wenn ich selber vielleicht morgen schon zu Ihrem Herrn Chef und auch ins Haus geh', wo Sie wohnen, um die notwendige Umfrage zu halten,“ fügte sie mit anstandsvollem Freimut hinzu.

„Nein, ich hab' nit dagegen,“ gab er zuversichtlich zur Antwort, „Sie werden nit Schlimmes über mich hören, Frau Mutter.“

„Das soll mich freuen. Und jetzt — ich bitt': nehmen Sie Platz — da auf dem Sofa — und geben Sie uns die Ehre auf ein Schalerl Kaffee.“

Damit war das Offizielle abgethan, die Gemütlichkeit trat in ihre Rechte. Franz verlor die Befangenheit, er erwies sich als ein intelligenter, lebenserfahrener Mensch, dem man trotz seiner etwas langsamen und holperigen Redeweise gern zuhörte; Hans taute gleichfalls auf, die Mutter fühlte sich behaglich, behielt aber ihre Zurückhaltung bei; Betty wurde schelmisch und übermütig, so sehr belustigte sie sich innerlich über den „Bären“, und die Braut schwamm in stiller Wonne über den gütigen Empfang, den ihr Verlobter gefunden hatte. —

„Er g'fällt mir ganz gut, dein Franz,“ sagte die Mutter, als Prohaska das Haus verlassen hatte. „Er scheint ein ganz tüchtiger, solider Mensch zu sein, ernst und gesetzt, das lob' ich mir.“

„Ich hab' weiter auch nichts auszusetzen an ihm,“ nahm Hans das Wort, „und daß er ein ganz g'scheiter Kopf is, g'fällt mir an ihm am besten. Aber es is etwas in seinem G'sicht, was mir zu denken gegeben hat. — Na, na, Sali,“ unterbrach er sich in väterlichem Tone, da sie



lebhaft und entrüstet auffahren wollte, „reg dich nit auf und laß mich ausreden. Ich mein' ja keine Schlechtigkeit, das steht nit drin g'schrieben; aber er scheint mir sehr selbstüchtig zu sein, 's is so ein harter, kalter Ausdruck um seine Augen und um seinen Mund herum. Das wollt' ich sagen.“

„Da irrst du dich aber sehr, Hansl,“ entgegnete Rosalie nun fröhlich lachend. „Selbstüchtig? Nein, das is er nit! Und wenn auch — alle Männer sind's, gelt, Mutter! Und die meisten Frauen auch.“

„Ich wenigstens gewiß,“ gestand Betty mit einem gewissen Selbstgefühl. „Um alles in der Welt wär' ich nicht so dumm, selbstlos zu sein. O nein! Der Selbstlose soll sich nur gleich lieber begraben lassen: man tritt ja so wie so nur auf ihm herum.“

„Willst still sein, vorlaut's Ding!“ rief die Mutter aufgebracht. „Selbstsucht ist der schnellste Weg, der die Menschen ins Unglück führt, was man auch drüber anders sagen mag. Und jetzt, Kinder, geht's schlafen, es is schon spät, und morgen heißt es zeitig auf sein.“

Damit machte sie der weiteren Unterhaltung ein Ende, und bald lagerte nächtliche Ruhe über dem friedlichen Heim, in das heute ein neuer Mensch getreten war.

## 3.

„Ueberleg dir's gut, Sali, solange es noch nicht zu spät is, und du keinen weiteren Schaden davontrags. Jetzt kannst noch immer zurücktreten; wenn du aber einmal verheiratet bist, dann mußt bei ihm bleiben, wenn du's auch noch so schlimm haben wirst — das merk dir!“

Hans war es, der an einem Feiertagsmorgen so zu Rosalie sprach, als er mit ihr allein daheim war. Rosalie saß an der Nähmaschine in der einen Fensterische,

mit einem neuen Kleide für sich selbst beschäftigt. Ein heftiges Kopfschütteln war ihre nächste Antwort.

„So laß mich damit doch in Ruh!“ rief sie ungeduldig. „Du weißt, es nützt euch gar nichts, wenn ihr mir von dieser Heirat abreden wollt. Warum sind euch denn die Bedenken nicht gleich gekommen? Warum erst jetzt, da ich knapp vor der Hochzeit stehe?“

„Das weißt du wohl selber,“ entgegnete Hans in seinem ruhigen Tone. „Erst mit der Zeit haben wir so manches erfahren, was nicht zu seinen Gunsten spricht.“

„Und was denn, wenn ich bitten darf?“ fragte Rosalie scharf. „Daß er vor mir andere Mädeln gern gehabt hat? Wie viele Männer giebt's denn auf der Welt, die immer gleich die erste, die ihnen in den Weg kommt und gefällt, heiraten? Nein, lieber Hans, das kommt im Gegenteil sehr selten vor, nimm dich nur selber bei der Nase! Hast du nicht auch schon ein paar Liebschaften gehabt, und ist es dir eingefallen, gleich Hochzeit zu machen? Nein, du hast es dir gehörig überlegt und bist frei geblieben bis heute. Kommt aber die rechte Liebe, dann macht man ernst! So wird's bei dir sein, und so ist's beim Franz.“

Hans zuckte mit den Achseln und schwieg eine Weile.

„Er verdient ein hübsches Geld,“ wandte er dann ein, „und braucht doch alles auf.“

„Was weiter?“ parierte Rosalie schlagfertig. „Bisher war er ein einsamer Mensch — für wen hätte er sparen sollen? Er plagt sich viel, so muß er dafür auch seine Unterhaltung haben. Es ist kein Verbrechen, wenn ein Mensch gut ißt und trinkt. Daß das bei ihm der Fall ist, haben wir alle schon bemerkt; aber ich kann ihm das nicht verübeln. Wenn er einmal mein Mann ist, werd' ich schon darauf schauen, daß etwas für unvorhergesehene Fälle zurückgelegt wird. Einstweilen genügt es mir vollständig, daß er keine Schulden hat. Im übrigen hat ihm



ja sein Chef das beste Zeugnis ausgestellt, und seine Hausleute auch — das weißt du ja. Erinnere dich nur, wie die Mutter nach den Erkundigungen über ihn ganz glücklich heimgekommen ist und mir dazu gratuliert hat, daß ich einen so braven Mann bekommen werde.“

Hans gab sich noch immer nicht geschlagen.

„Du weißt es, Sali, der Faktor in unserer Druckerei, der uns alle einmal mit ihm beim Nonacher gesehen hat, kennt ihn von früher her, und —“

„Ja, und ich weiß auch, daß er zu dir gesagt hat, er sei ein roher, rücksichtsloser, jähzorniger Mensch,“ unterbrach Rosalie den Bruder. „An die Roheit und Rücksichtslosigkeit glaub' ich nicht, und was den Jähzorn anbelangt — du lieber Gott! Gerade jähzornige Leute sind die gutmütigsten Menschen auf der Welt. Kurz: ich fürchte mich vor seinem Jähzorn nicht. Erstens werde ich ihm keinen Grund dazu geben, und zweitens, sollte er ohne Grund aufahren wollen, dann werde ich einfach still sein, bis er wieder ruhig ist. O, ich werde ihn schon zu lenken wissen, ohne daß er's merkt.“

Nun streckte Hans die Waffen. Alle Einwände, alle Vorstellungen prallten an der Schwester wirkungslos ab, auf alles hatte sie schlagfertige Antworten bereit. Was konnte er weiter thun, als sie gewähren lassen? Sie zu warnen war seine Pflicht gewesen; sie wollte nicht darauf hören — so mochte es denn sein!

„Meinetwegen also!“ sagte er resigniert. „Aber — du weißt es, Sali, die Mutter ist nach und nach auf dieselben Gedanken gekommen und hat's an Mahnungen nit fehlen lassen. So gieb uns später keine Schuld, wenn du unglücklich werden solltest. Das eine kann ich dir sagen: es wär' dann besser, daß ich nix davon erfahren thät'. Denn müßt' ich hören, daß der Franz dich schlecht behandelt, dann —“ in dem Blick des Einäugigen

flammte es drohend auf — „dann wollte ich es ihm schon zeigen, daß du noch einen Bruder hast, der sich seiner Schwester annimmt.“

Unwillkürlich richtete er sich zu seiner vollen Größe empor und ballte die Hände. Dabei funkelte sein Auge in einer Weise, als schlugen im Innern lodernde Flammen daraus hervor.

„Aber geh,“ sagte Rosalie, sich zu einem Lächeln zwingend, „du siehst Gespenster, Hans. Ich weiß, du bist ein guter Bruder, und das werde ich dir immer danken, aber du thust dem Franz unrecht, und mir thust du weh. Denk doch daran, daß ihm mein ganzes Herz gehört, und fränke mich nicht mehr mit solchen Reden. Was soll denn ich dazu sagen,“ setzte sie im Tone vorwurfsvoller Klage hinzu, „daß du so weit ganz freundschaftlich mit ihm verkehrst und hinter seinem Rücken doch so hart von ihm sprichst?“

„Ich steh' ihm ja weiter auch nit feindselig entgegen,“ rechtfertigte sich Hans. „Er is dein Bräutigam und wird mein Schwager — als solchen kann ich mit ihm doch nit fremd thun und gespreizt. Aber du, Sali, stehst mir tausendmal näher als er, und nur um dich ist es mir zu thun, um deinen Frieden, um dein Wohlergehen. Und deswegen hab' ich geredet, wie ich geredet hab', und ich wünsch' dir's nit, daß du einmal daran sollst denken müssen.“

„Niemals!“ rief sie nun wieder in fröhlicher Zuversicht. „Niemals wird das der Fall sein! Er ist ein guter Mensch und hat mich lieb!“

Der Schall der Thürglocke unterbrach das Gespräch, und die Heimkunft Betty's, die eine Freundin mitbrachte, gab ihm alsbald eine andere Wendung.

---

Es war nicht mehr weit bis zu Rosaliens Hochzeit.



Ende Februar sollte die Trauung stattfinden, und die wenigen Wochen, die zwischen heute und dem Trauungstage lagen, vergingen rasch in all der angenehmen Geschäftigkeit und Sorge, welche die Gründung eines eigenen Hausstandes auferlegt.

Da galt es eine passende Wohnung zu suchen, nicht weit weg von der Familie und von seinem Geschäft, aber sie mußte schöner sein als die der Mutter, in einem neuen Hause mit Gas- und Wasserleitung, und dabei nicht zu teuer. Das Suchen danach war freilich eine große Plage, aber endlich fanden sie doch, was sie wünschten, und nun erst liefen sie die Möbelhandlungen des ganzen Bezirkes ab, um sich so hübsch als möglich und dabei doch um den billigsten Preis einzurichten. Dennoch kostete es ein schönes Stück Geld und verschlang einen großen Teil von Rosaliens Mitgift, für welche sie auf Geheiß der Mutter von ihrem fünfzehnten Jahre an jeden Sonntag die Hälfte ihres Wochenlohnes in die Postsparkasse getragen hatte.

Ein weiterer Teil ging auf die hunderterlei Kleinigkeiten für Rükeneinrichtung und Zimmerschmuck darauf, und wenn die Mutter oft auch brummig wurde und schalt, daß sie es zu nobel geben wollten — Rosalie hatte schon einen Vorgesmack der köstlichen Selbständigkeit einer jungen Hausfrau verkostet und ließ die Mutter reden. Ihr selbst that's gar nicht leid um das so mühsam ersparte Geld. Es wurde doch nur für den Zweck verwendet, für welchen es überhaupt zurückgelegt worden war. Ihr Haus sollte ihre Welt sein, darum wollte sie es so hübsch und behaglich als nur möglich haben.

Die Wäscheausstattung lag schon längst in einem schwarzen Holzkoffer bereit; da gab es weiter nichts mehr zu sorgen. So blieb als letztes nur noch das Brautkleid, und dieses wurde von einer fremden Schneiderin gemacht. Nicht um die Welt hätte Rosalie es selbst verfertigt: denn

eine Braut, die sich das Hochzeitskleid mit ihren eigenen Händen herstellt, näht sich damit das Leichenkleid ihres Glückes; so sagt der Aberglaube. —

Endlich war der Hochzeitstag gekommen.

Umgeben von ihren Freundinnen stand Rosalie inmitten der Kammer, wo sie sich von Mutter und Schwester schmücken ließ, während im Zimmer Hans die Hochzeitsgäste empfing. Das lustige Geplauder der Versammelten tönte durch die abgeschlossene Thüre in die Kammer herein, wo es stiller, aber geschäftig herging und nur hie und da halblaute Ausrufe der Bewunderung hörbar wurden, die der Braut galten.

In der That, Rosalie sah sehr hübsch aus in dem zarten weißen Kreppkleid, das rückwärts in leichten Falten niederfiel und in einer mäßigen Schleppe endigte. Aus dem duftigen Schleier, den ein kleiner Myrtenkranz auf dem Haare festhielt, blickte das Antlitz so süß und lieblich hervor, daß es eine Freude war, diese zarten, halb froh, halb bang erregten Züge zu betrachten.

Als dann die Braut, gefolgt von Mutter, Schwester und den Basen, ins Zimmer trat, ein Lächeln süßer Befangenheit auf den Lippen, da wurde sie mit so laut tönender Bewunderung begrüßt, daß man dabei das Läuten der Thürglocke überhörte. Erst als es wieder und noch einmal, mit immer stärkerer Kraft ertönte, eilte Hans hinaus und trat alsbald wieder mit dem Bräutigam herein.

Seine Gestalt schien in dem schwarzen Frack, den ein kleines Myrtensträußchen schmückte, weniger mäßig als sonst, er sah sehr schmuck aus, der „fesche Franz“, wie man ihn allgemein nannte.

„Dreimal hab' ich läuten müssen,“ sagte er nach den ersten Begrüßungen lächelnd, „und niemand hat mich gehört. Ich hab' schon geglaubt, die Hochzeit sollt' ohne Bräutigam vor sich gehen.“



Die Männer lachten und machten gutmütige Witze über das ihm widerfahrene Malheur; die Frauen aber sahen sich bedeutsam an, steckten die Köpfe zusammen und tuschelten sich zu, daß es nichts Gutes bedeute, wenn ein Bräutigam nicht sogleich Einlaß finde.

Die Hochzeitsgesellschaft war nun vollzählig und konnte, da es eben dreiviertel auf vier geschlagen, daran denken, sich zur Trauung zu begeben. Rosalie nahm mit einem letzten Blicke Abschied von der Wohnung, darin sie geboren worden und aufgewachsen war. Wie ärmlich schien sie ihr plötzlich, sie wunderte sich, daß sie es da so lange — ganze dreiundzwanzig Jahre — ausgehalten und sich sogar wohl gefühlt hatte.

Und nun besaß sie ein eigenes Heim — hübscher, o viel hübscher als dieses altgewohnte da, das sie nun verließ, um nie wieder als das zurückzukehren, was sie bis zu dieser Stunde gewesen war. Und niemals wieder sollte sie hier schlafen, nichts anderes mehr sein als Gast, so oft sie wieder käme. Nicht Wehmut war's, die sie ergriff, nur ein ungläubiges Staunen über die gewaltige Veränderung, die sich in der nächsten Viertelstunde schon vollziehen sollte. War denn das alles auch wirklich so?

Sie konnte es plötzlich nicht fassen, so seltsam schien es ihr und doch auch wieder so drollig, daß sie auf einmal nicht mehr Rosalie Gabler, sondern Rosalie Prohaska heißen, nicht mehr bei der Mutter wohnen, sondern mit einem Manne leben, und daß alle Welt sie nicht mehr mit Fräulein, sondern mit Frau ansprechen sollte.

Der Hausflur bis weit hinaus auf die Gasse war besetzt von Frauen und Kindern der Nachbarschaft, die längst schon ungeduldig und neugierig der schönen Hochzeit der Gablerischen Sali harreten. Nun, da die Braut am Arme des Bruders als letzte über die Schwelle trat, gab es einen kleinen Aufenthalt: die Braut konnte plötzlich nicht weiter!

Ihre Schleppe hatte sich zwischen die Thüre eingeklemmt. „Das war wieder ein böses Zeichen!“ tuschelten die Klatschweiber ringsum. Das bedeutete Unglück, und nun waren alle von der felsenfesten Ueberzeugung durchdrungen, daß dem Ehebunde, der da geschlossen werden sollte, das denkbar ungünstigste Horoskop zu stellen sei.

## 4.

Die schlechten Prophezeiungen erfüllten sich fürs erste nicht.

In Zärtlichkeit und Liebe lebte das junge Paar dahin — so friedlich und so glücklich, daß ihnen das erste Jahr im Fluge und wie ein schöner Traum entschwand. Ihr Heim befand sich im Hintergebäude eines eleganten Hauses in der Türkenstraße, bestand nebst Küche und einem kleinen Vorraum aus zwei Zimmern, deren erstes als Wohn- und Empfangsgemach, das zweite als Schlaf- und Arbeitsraum, darin geschneidert wurde, diente, und war so freundlich eingerichtet, daß sie sich darin förmlich als wohlhabende Leute fühlten. Das war auch die Ursache, daß sie sich nichts Lieberes denken konnten, als zu Hause zu sein, und gar kein Verlangen nach auswärtiger Unterhaltung trugen. Franz, der früher immer nur in Miete gewohnt, empfand den Stolz des Hausherrn und des Besitzers; Rosalie wieder das erhabene Gefühl der Ehefrau, das ihr eine anmutsvolle Würde einflößte, die jeder bezaubernd fand.

So lebten sie in stillem Glück dahin, in einer Einförmigkeit, die ihnen niemals langweilig wurde: tags über, mit Ausnahme der Mittagsstunde, getrennt, abends in fröhlichem Geplauder und zärtlichem Rosen vereint.

Den kleinen Haushalt besorgte ein tüchtiges Dienstmädchen, da die junge Frau nach wie vor ihr Gewerbe ausübte, nur mit dem Unterschiede, daß sie im Hause



und für Privatkundschaft arbeitete, die sie, dank ihrer achtjährigen Thätigkeit in einem feinen Modegeschäft, auch so reichlich fand, daß sie schon im ersten halben Jahre zwei Hilfskräfte in Lohn nehmen mußte, um den Bestellungen gerecht zu werden. Der Erwerb ihres Mannes reichte zwar hin, eine Frau zu erhalten; allein Rosalie dachte zu praktisch, als daß sie ihr Geschäft aufgegeben hätte. Es sicherte ihnen eine sorgenlose Existenz, verhiess für die Zukunft Wohlstand, und danach geizte sie.

Von vornherein begünstigte sie das Glück in einer Weise, daß sie bei dieser nun ganz selbständigen Ausübung ihrer Kunst mehr erwarb als ihr Gatte, und beide steuerten selbstverständlich ihren Teil zur Bestreitung der Wirtschaft bei. Das übrige wurde in die Postsparkasse gelegt und zwar in der Weise, daß sowohl Franz als auch Rosalie jedes für sich ein eigenes Sparkassenbüchelchen besaßen.

Vielleicht hätte sich in diesem idyllischen Dahinleben des jungen Paares nicht viel verändert, wenn es allein geblieben wäre; allein nach Ablauf eines Jahres kam ein Kind zur Welt, und dieses zarte Wesen war die Ursache, daß die Verhältnisse von Grund aus anders wurden.

Mit Lebensgefahr gab die junge Mutter dem kräftigen Knäblein das Leben und konnte sich lange nicht erholen. Ueber zwei Monate mußte sie im Bette liegen bleiben — hilflos und hilflos zum Umblasen, und als sie endlich wieder aufstand, hätte es nicht erst des ärztlichen Gebotes bedurft, daß sie sich noch weiter die größte Schonung auferlegen müsse. Groß war die Schwäche, die noch für lange Zeit zurückblieb und ihr verwehrte, ihre frühere Beschäftigung wieder aufzunehmen. Auch hätte ihr die Sorge für den kleinen Ferdinand das nicht erlaubt.

Da sie von vornherein nicht im Stande gewesen war, ihn selbst zu nähren, mußte er mit der Flasche aufgezogen

werden, was sehr viel Mühe machte. Doch gedieh er prächtig. Das lebhafteste Kind besaß einen so kräftigen Lebenswillen, daß man sich den ganzen Tag mit ihm beschäftigen mußte. Schenkte man seinem Persönchen nicht stetig die Aufmerksamkeit, die es beanspruchte, so machte es seinem Unwillen darüber in einem so anhaltenden Gebrüll Luft, daß die arme junge Mutter oft in Verzweiflung geriet.

Dem Gatten war der Zuwachs durchaus nicht willkommen. Anfangs zwar hatte ihn die Geburt des Stammhalters mit Genugthuung erfüllt, und das kleine, rote Kerlchen bereitete ihm die erste Zeit vielen Spaß. Beides schwand aber in dem Maße, als sich ihm allmählich die Folgen offenbarten, welche diese Familienvergrößerung nach sich zog.

Das längere Siechtum seiner Frau erfüllte ihn zuerst mit Sorge und dann mit langsam aufsteigendem Groll darüber, daß das behagliche, gemüthliche Beisammenleben nun vielleicht für immer zu Ende sei. Denn wenn sie auf die Dauer leidend bliebe, dann war's vorbei mit seinem ganzen Glück, mit seiner ganzen Freude am Ehestand, und da mußte er wünschen, daß er lieber nie geheiratet hätte. Was sollte ihm auch eine kranke Frau, die er auf jede Weise schonen und vielleicht gar auch pflegen mußte, anstatt, wie er's gewöhnt war, von ihr bedient und gehätschelt zu werden?

Wohl gab er sich eine Zeitlang Mühe, seine Gedanken und Empfindungen vor ihr geheim zu halten; aber schließlich kam noch anderes hinzu, von dem er sich so sehr in Mitleidenschaft gezogen fühlte, daß er glaubte, doch nicht alles ruhig hinnehmen zu müssen.

Rosaliens Krankheit hatte viel gekostet — viel bares Geld und noch viel mehr an uneinbringlichem Verdienstentgang. Er nahm es hin, solange sie noch einen immer-



hin ansehnlichen Zehrpennig in der Postsparkasse hatten; doch in dem Maße, als derselbe zusammenschmolz, rückte immer schneller der Zeitpunkt heran, da er für Weib und Kind und Haushalt allein aufzukommen hatte.

Nach einem halben Jahre war's so weit, daß er endlich in vollem Umfang die schweren Pflichten des Familienoberhauptes kennen lernte, und das steigerte seinen stillen Groll über die Schicksalsungunst rasch zu Zorn und unverhohlener Erbitterung.

Unablässig zog er jetzt Vergleiche mit der Vergangenheit, da er ein freier, lediger Mensch gewesen, der nur an sich selbst denken, nur für sich selbst sorgen mußte und seine Zeit zwischen Arbeit und Vergnügen teilen konnte, während er jetzt sich plagen mußte für Familie und Wirtschaft von früh bis spät, ohne jede Schadloshaltung durch Annehmlichkeiten und Vergnügungen.

Bisher war er der Herr gewesen, der Mittelpunkt, um den sich seines Weibes ganze Sorgfalt drehte, jetzt aber war auch das anders. Der Mann schien überflüssig und nur dazu da, das nötige Geld herbeizuschaffen; das Kind aber war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, die Gottheit, der gehuldigt wurde vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Denn der „Racker“ gab auch in der Nacht keine Ruhe, riß der Mutter ganze Sorgsamkeit an sich und störte dem Vater den Schlaf, den er sich durch seine schwere Arbeit wohl verdient hatte. Dann fuhr er oft im Zorne auf, schalt, fluchte; anfangs nur zur Verwunderung, dann zur Kränkung, endlich zur stillen Empörung seiner Frau, die sich ja selbst mit dem Kinde unablässig abplagte.

Er mochte es nicht — nein! Er war ihm abgeneigt, dem kleinen Störenfried, der einen solchen Umschwung in allen Verhältnissen herbeigeführt und das heitere, sorglose Glück für immer aus dem Hause verscheucht hatte. Hätte

er das vorhersehen können, er hätte sich die Heirat gründlich überlegt. Aber nein, ein Esel war er gewesen, daß er sich die Sorgen und Plagen eines Familienvaters aufgelegt hatte. Jetzt konnte er sich nicht das geringste Vergnügen mehr gönnen; alles mußte er in den Rücken des Haushaltes werfen und genoß dabei nicht einmal die Rücksicht, daß seine Nachtruhe nicht gestört wurde! Aber er sah nicht ein, warum er länger noch der Narr sein sollte, es mußte endlich einmal anders werden, er wollte es wieder besser haben, so wie er's gewöhnt war, und wenn er schon die Nächte schlaflos verbringen sollte, so kam es auf eins heraus, wenn es außer dem Hause geschah in angenehmer Gesellschaft: da hatte er doch wenigstens etwas davon. Aber so — nein, das konnte nicht so fortgehen, wollte er nicht auch noch die Lust an seiner Arbeit verlieren, und dann konnte Rosalie zuschauen, woher sie das Geld nähme, sich und dem Fratz gut zu thun, den Mann aber dabei um alle Behaglichkeit und Bequemlichkeit, auf die er als Familienernährer in erster Linie Anspruch hatte, zu bringen. Und kurz: er war entschlossen, der Sache ein anderes Gesicht zu geben; er wolle länger nicht darben und entbehren! Sie mußte sich entweder einschränken oder wieder ihre Arbeit aufnehmen; er hatte lange genug das Seinige gethan, lang genug auf ihre vollständige Herstellung gewartet und alles dafür geopfert. Er sagte ihr das wiederholt und fügte hinzu, sie möge sich nicht länger verstellen und auf die Schwache hinausspielen, da sie doch Kraft und Ausdauer genug besitze, sich fortwährend mit dem Kinde abzugeben. Basta! Jetzt wisse sie seine Meinung und möge sich danach richten; was ihn anbelange, werde er danach handeln: er bedürfe der Zerstreuung wie eines Bissens Brot, um sich für seine mühevollen Arbeit Kraft zu holen. Für ein arbeitscheues Weib, das die „gnädige Frau“ spiele und sich einen Diensthöten halte,



habe er nicht Opfer zu bringen, die einfach über seine Kräfte gingen. Das möge sie sich ein für allemal merken.

Verdroffen, mürrisch war er lange schon gewesen und hatte den Herrn hervorgekehrt, doch solche Reden hätte sie ihm nicht zugetraut.

Als er zum erstenmal in dieser rücksichtslosen Weise sprach, da war die junge Frau so bestürzt, daß sie zunächst keine Worte finden konnte. Ihr war's, als hätte er sie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen; sie starrte ihn sprachlos an, und dann trat ein erschreckter, entsetzensvoller Ausdruck in ihr Auge, als fragte sie ihn stumm: „Bist du es wirklich, der so spricht? Wenn du es bist, was habe ich dann so lange in dir gesehen, geehrt, geliebt? Und nun verhältst du dich so?!"

Damals schon riß etwas in ihr entzwei, das nicht mehr ganz werden konnte; aber damals schwieg sie noch.

Später nicht mehr. Doch niemals zankte sie mit ihm. Sie setzte sich nur zur Wehre, wies seine sinnlosen Beschuldigungen ruhig und entschieden ab, mit einer Würde, die ihn beschämte, so sehr er sich auch sträubte, das vor sich selbst einzugestehen, und es geringschätzig als „Farenmacherei“ abthun wollte. Sie erwies sich da als die echte Tochter ihrer Mutter, die ihm insgeheim durch ihren Charakter immer imponiert hatte; allein gerade das reizte seinen Zorn und erfüllte ihn immer heftiger mit dem Verlangen, zu leben, wie es ihm gefiele.

Eine Zeitlang hatte er sich mit bloßen Drohungen begnügt; endlich ließ er die Thaten folgen: anstatt nach der Arbeit heimzukommen, ging er ins Wirtshaus und brachte dort die Abende zu. Was er dort ausgab, brachte er am Wirtschaftsgelde herein, das er nun spärlicher hergab.

Auch da handelte Rosalie nur nach dem Grundsatz und dem Beispiel ihrer Mutter: wie diese es verschmähte, sich von ihren Kindern erhalten zu lassen, war die Tochter

nun auch zu stolz, von dem Manne, der seine Gattenpflichten vernachlässigte, als Gnade zu erbitten, was zu thun seine Schuldigkeit gewesen wäre.

Da ihre Gesundheit mittlerweile gefestigt und auch der kleine Ferdinand schon größer war, so nahm sie ihre frühere Beschäftigung wieder auf. Aber da sie ein Jahr hatte pausieren müssen, hatte sich ihre Kundschaft unterdessen verlaufen, und es fiel ihr nicht so leicht, neue zu gewinnen. Da nahm sie kurz entschlossen Accordarbeit für ein großes Geschäft ins Haus und richtete sich mit zwei aufgenommenen Näherinnen wieder ihre Werkstätte im Schlafzimmer ein.

So ging es bald wieder vorwärts. Mit der Zeit stellten sich mit den alten auch neue Privatkundschaften ein, und nun hatte sie einen lohnenderen Erwerb als je.

Ihr Mann ließ sich das wohl gefallen; aber jetzt hatte er sich bereits so sehr daran gewöhnt, seinen alten Egoismus, den nur die erste Zeit der Liebe unterdrückt hatte, zu leben, daß er dem Wirtshaus treu blieb und dort sein Vergnügen suchte. Da er auch tags über während der oft anstrengenden Arbeit wiederholt das Bedürfnis nach einem kräftigen Fleischstück und einem Glase Bier empfand, so brauchte er so viel von seinem Gelde auf, daß er seinen Wirtschaftsbeitrag immer mehr verkleinerte und schließlich seiner Frau die ganze Sorge für den Haushalt aufbürden wollte.

Rosalie nahm das aber nicht ruhig hin. Sie fragte ihn in aufwallender Empörung, ob er denn gar kein Pflichtbewußtsein, kein Ehrgefühl mehr habe, daß er sich nicht schäme, seinen Erwerb als Taschengeld für seine übertriebenen Bedürfnisse zu betrachten und sich im übrigen von seinem Weibe erhalten lasse. Sie selbst stehe nicht darauf an, von ihm versorgt zu werden: das habe sie ihm von allem Anfang bewiesen, durch ihr Bestreben, ihm den



Existenzkampf nicht nur zu erleichtern, sondern auch für die Zukunft vorzubauen, um einmal zu Wohlstand zu kommen. Wenn er aber seine Pflichten verleugne, füge er auch sich selbst einen schweren Schaden zu: denn wenn sie ihr ganzes Einkommen in den Haushalt stecken müsse, könne sie nichts mehr für die Zukunft zurücklegen. Wenn schon nicht anders, so möge er aus ganz einfachen Vernunftgründen seine unverantwortliche Verschwendung aufgeben und wenigstens in treuer Kameradschaft, mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten zu ihr halten, um ein sorgenloses Alter nach einer arbeitsreichen Jugend zu erstreben. Das könne sie billigerweise fordern, und sie fordere es auch — schon des Kindes wegen, das ebensogut das seine wie das ihre sei, und dem er als Vater ein gutes Beispiel geben müsse. Sei er so egoistisch, nur an sich zu denken, ausschließlich an sein Vergnügen, sein Behagen, so würden Mutterpflicht und Selbsterhaltungstrieb sie endlich zwingen müssen, diesen ganz unhaltbaren Zuständen ein Ende zu bereiten.

Diese Vorwürfe der jungen Frau verfehlten gänzlich die beabsichtigte Wirkung, im Gegentheil, ihn erfasste heftiger Zorn über das Weib, das es wagte, ihm so gegenüberzutreten, ihm zu drohen.

Woher sie nur den Mut nahm, ihm so zu kommen? Das wollte er ihr aber eintränken. Wenn sie ihn noch schön gebeten hätte, das wäre eher angegangen, denn am Ende war er kein Barbar, der ein schwaches, hilfloses Weib rauh behandelt hätte. Da würde sich ganz zweifellos die Großmut des Starken in ihm geregt haben. Aber so — nein, da mußte er ihr den Herrn zeigen. Sie war kein zartes, sanftes Weib, sie setzte sich zur Wehre wie eine Katze, die man reizt, sie fauchte, sie zeigte die Krallen, sie war eine Kanthippe. Das mußte er ihr austreiben bei Zeiten!

Ganz klein mußte sie ihm kommen, ganz klein und erst wirklich in Thränen vor ihm zerfließen, bis er sich entschloß, ihr zuliebe auf sein Vergnügen zu verzichten. So aber — zum Henker noch einmal! — sie hatte ihm gedroht, ihn zu verlassen. Gedroht — ihm! Da mußte er ihr doch erst zeigen, wer sie sei und wer er. Er aber war der Herr! Und nach dem Herrn muß alles gehen, nach ihm sich alles richten. Das wollte er schon sehen!

Um sie aber so ganz klein zu machen, wie er sie haben wollte, mußte sie gestraft werden!

Er that's, indem er nun eine Zeit lang nie vor dem Morgengrauen nach Hause kam und schließlich damit Ernst machte, gar nichts mehr für die Wirtschaft herzugeben.

Wozu denn auch? Sie erwarb doppelt so viel als er, da konnte sie schon dafür aufkommen, besonders da er selbst ja gar nichts davon hatte. Seit längerem schon ersparte er sich während der einstündigen Mittagspause die Heßjagd heim und gleich nach Einnahme des Mahles wieder ins Geschäft. Und sonst? Was hatte er denn sonst? Nichts als das Bett, darin er die paar Stunden verschlief, die ihm sein Wirtshausleben als Ruhezeit ließ. Das war aber auch alles! Und dafür sollte er noch viel zahlen? Lächerlich! Sie mochte ohnehin noch von Glück sagen, daß sie so einen guten Kerl zum Manne hatte wie ihn.

Ein anderer an seiner Stelle hätte mit ihr gar keine Umstände, wohl aber von seinem Gattenrechte im vollsten Umfang Gebrauch gemacht; sein Gattenrecht aber wäre es gewesen, auch ihre Einnahmen in Beschlag zu nehmen, und — wenn er es so gewollt hätte — für sich zu verwenden. Doch er wollte dieses Recht nicht ausnützen. Er dachte doch zu nobel, um das, was sie mit ihren eigenen Händen erwarb, für sich zu verlangen; allein, da es im Grunde genommen ihm gehörte, so that er mehr als genug,



indem er es ihr beließ. Sie durfte demnach nicht mehr so frech sein, zu behaupten, er gebe nichts her. Er gab im Gegentheil sehr viel her: einen Hauptteil seines Gattenrechts. Und das war sicherlich genug. Er brauchte sich also nicht die geringsten Skrupel darüber zu machen, seinen Erwerb ganz allein für sich zu behalten.

Das alles sagte er ihr eines Sonntags, nachdem er bis gegen Mittag geschlafen hatte, als sie von ihm seinen Wirtschaftsbeitrag im vollen Umfange von früher verlangte.

Er sagte es nach gut ausgeschlafenem Rausche, was ihn nachträglich immer sehr friedlich und behaglich, ja zärtlich stimmte, in gemütlichem, freundschaftlich lehrhaftem Tone, wie ein Vater sein Kind aufklärt.

„Und ich sag' dir das alles nur,“ schloß er seine Belehrung, „daß du nit glaubst, ich sei ein schlechter Mensch. Im Gegentheil. Ich laß dir deinen ganzen Verdienst, auf den nach Recht und Gesetz in allererster Linie ich Anspruch hab'. Und jetzt sei still und brumm nit, mach' ein freundliches G'sichtel und dank dem lieben Herrgott dafür, daß du einen Mann wie mich hast, der's mit dir gut meint, aber selber auch leben und nicht nur Arbeitstier für die Familie sein will.“

Sie lauschte seinen Worten mit großen ungläubigen Augen, und dann, als er geendet, wandte sie sich blaß und stumm ab.

So also sah er aus, in Wirklichkeit! Das war der Mann, den sie geliebt in gläubigem Vertrauen, auf den sie all ihr Glück, all ihre Hoffnung hatte bauen wollen. So war er, so roh selbstüchtig, so gemein. Gott im Himmel, Gott im Himmel, er war in ihren Augen so schlecht, daß ihr nun vor ihm graute.

Er sollte es nicht sehen, wie furchtbar seine Worte auf sie wirkten, wie grauenhaft ihre Ernüchterung war.

Ohne ihm auch nur ein Wort zu entgegnen, mit einem Blicke, darin Zorn und Verachtung lag, ging sie hinaus in das andere Zimmer. Dort ließ sie sich mechanisch auf einen Stuhl fallen und starrte düster, mit trockenen, brennenden Augen vor sich hin — in schwerem, dumpfem Brüten über ihr Loß.

Wie war denn das alles nur so gekommen? Und war sie selbst auch schuld daran? Hatte ihr Charakter, ihr Wesen ihm Anlaß geboten, mit ihr unzufrieden zu sein, und hatte ihn diese Unzufriedenheit so wandeln können?

Doch nein! Sie war sich keiner Schuld bewußt! Sie hatte immer ihre Pflicht gethan, war auch niemals zänfisch oder launenhaft gewesen, sie hatte ihn stets mit Freundlichkeit behandelt und selbst dann eine frohe Maske vorgenommen, wenn sie durch Sorgen aller Art verstimmt und geängstigt gewesen war. Sie war auch keine Reiserin, keine Xanthippe — aber freilich, wenn er sich rücksichtslos seinen Verpflichtungen hatte entziehen wollen, da hatte sie ihm doch zu Gemüte führen müssen, daß er als Mann nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten habe, und das zu thun, war ihr gutes Recht gewesen — dreimal und zehnmal ja — ihr Recht als Weib, sowie auch ihre Pflicht als Gattin und Mutter.

Nicht sie also hatte diese Wandlung hervorgebracht. Er allein war schuld, es war nur seine ursprüngliche Natur, die sich jetzt ohne Hüllen äußerte.

Solange seine Liebe noch ungesättigt war, solange ihm der Ehestand nur Annehmlichkeiten und Behagen bot, so lange hatte er auch seine angeborenen Fehler unterdrücken können, doch von der Zeit an, da die Umstände ihn eines anderen belehrten und er den tiefen Ernst der übernommenen Gattenpflichten kennen lernte, da vergaß er mit den entschwundenen Annehmlichkeiten auch der gelobten Treue, da brach seine Natur in wildem Egoismus fessellos hervor.



Sie war gewarnt worden beizeiten; allein sie hatte alle Warnungen in den Wind geschlagen. Nun war's zu spät, nun mußte sie es tragen, und wenn es auch noch schlimmer käme — schon um der Seelenruhe ihrer alten Mutter willen.

Und plötzlich schlug sie die Hände vor das Antlitz.

„Hans, Hans,“ stöhnte sie erstickt, „hätt' ich doch nur auf dich gehört!“

O ja, gewiß: Hans war der Mann, der es ernst meinte mit seinen Bruderrechten und Bruderpflichten. Er, den sein stark entwickelter Familiensinn sein ganzes Leben lang nur für seine Familie hatte leben lassen, er würde die Sache seiner Schwester zu seiner eigenen machen, für sie eintreten mit seiner ganzen Kraft, in seinem ganzen Zorn. Aber dann — o dann gäbe es vielleicht ein Unglück . . .

Nein! Dahin durfte es nicht kommen. Es war ihre Pflicht, ihr Loß, das sie freiwillig auf sich genommen, geduldig weiterzutragen; nur ängstlicher noch als bisher bemüht, es vor ihrer Familie zu verbergen, wie einsam sie mit ihrem Kinde dastand, wie unglücklich sie war.

In diesem Augenblicke kam das Kind, das in der Küche bei dem Mädchen gespielt, hereingelaufen. Der kleine Ferdinand war nun vier Jahre alt, ein hübscher blondlockiger Knabe, aus dessen klugen blauen Augen ein aufgeweckter Kindergeist sprach. Das Kind sah aus den erregten und bleichen Mienen der Mutter, daß sie Kummer gehabt haben müsse, kam rasch auf sie zu, legte sich mit der Brust über ihre Kniee, streckte die Arme empor und umschloß mit seinen kleinen Händen ihren Hals, während seine blauen Augen mit hingebungsvoller Zärtlichkeit an ihr hafteten.

In überströmendem Empfinden zog sie den Knaben an ihr Herz und legte still die rechte Hand auf seinen blon-

den Kopf, als leiste sie bei diesem unschuldigen Kinderhaupt den stummen Schwur, ihr Los auf sich zu nehmen und ihre Pflicht zu thun — ohne Wanken und ohne Klage.

Von diesem Tage an bestritt Rosalie allein den ganzen Haushalt, mit einem weise überlegten Sparsystem, das seine Früchte trug und ihr erlaubte, trotz des Wegfalles von ihres Gatten Zuschuß allmonatlich nicht weniger als bisher in die Postsparkasse zu tragen; sie wollte sich ein Kapital von mehreren tausend Gulden zusammensparen, um dann einen eleganten Modesalon zu eröffnen. Wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse dazwischen kamen, wie damals nach der Geburt des Kindes, wo sie ein ganzes Jahr durch Siechtum verlor, so konnte sie ihr Ziel in absehbarer Zeit erreichen.

Dann überfiel sie die Furcht, ihr Mann, der ja ein Recht auf ihr verdientes Geld hatte, könne ihr dasselbe entreißen und ihre Pläne zu nichte machen. Sie übergab daher ihr Sparkassenbuch, verschlossen in einem kleinen Kästchen, der Mutter, aus Furcht, Franz möchte es finden und ihren Schatz angreifen.

„Was is denn drinnen in der Kassetten?“ fragte Frau Gabler, als ihr Rosalie am nächsten Morgen nach jenem Sonntag das Kästchen übergab mit der Bitte, es sorgfältig zu bewahren. Rosalie, auf diese Frage vorbereitet, gab ruhig, mit einem harmlos scheinenden Lächeln zur Antwort: „O, nur das Sparkassenbuch vom Franz. Er weiß nichts davon, daß ich jeden Monat ein paar Gulden für ihn einzahle, und ich will nicht, daß er's vor der Zeit findet. In fünf Jahren, an seinem vierzigsten Geburtstag, will ich ihn damit überraschen, den guten Mann. Bis dahin werden ein paar hundert Gulden drinnen sein, dann kauf' ich ihm dafür ein ganzes Sechzigerlos. Ich bild' mir nämlich immer ein, daß er auf solche Art den



Haupttreffer machen wird. Ach Gott, wär' das schön, Mutterl, wenn wir reiche Leut' werden möchten!"

„Du Tschapperl\*) du!“ rief die Mutter lächelnd und gab der Tochter einen leichten Backenstreich. „Sonst hast gar keinen anderen Schmerzen, wie einen Haupttreffer? Ein Nebentreffer thät's nit auch?“

„Nein, der wär' uns schon zu wenig,“ entgegnete Rosalie lustig lachend und ganz glücklich über ihr gelungenes Vorhaben. Nun war sie eine große Sorge los und die Mutter ahnte nicht den wahren Beweggrund der Tochter.

Von nun an schienen sich aber auch Rosaliens Kräfte zu verdoppeln und Ermüdung ihr fremd zu sein. Früher als je verließ sie ihr Lager, schnitt zu, richtete vor, und wenn um acht Uhr morgens die Näherinnen kamen — sie beschäftigte nun schon vier Mädchen, denn ihr Kundenkreis war stets im Wachsen — fanden sie oft schon die Arbeit für den ganzen Tag bereit. Die Frau setzte sich dann zu ihnen und besorgte nicht nur das Arrangement der Toiletten, sondern half auch bei Ausfertigung der Taillen mit. In ihrem erhöhten Eifer merkte sie kaum, wie die Zeit entchwand. Der Abend überraschte sie immer ganz unversehens, die Nacht gehörte einem gesunden Schläfe, aus welchem sie nur durch das späte Nachhausekommen des Gatten vorübergehend geweckt wurde, und der frühe Morgen schon sah sie wieder bei der Arbeit.

Bei alledem fand sie aber auch Zeit, sich um ihr Kind zu kümmern und die Anordnungen für den Haushalt zu treffen.

So waren wie im Fluge abermals Wochen dahingeschwunden, als eines Tages ein schwerer Kummer über sie kam. In der Stadt war der Scharlach ausgebrochen,

---

\*) Soviel wie „dummes Ding“, aber im zärtlichen Sinne gebraucht.

und auch der kleine Ferdi erkrankte daran. Am Nachmittage schon mußte er in sein Bettchen getragen werden, und dort lag er fieberglühend — Antlitz, Brust und Arme mit roten Flecken bedeckt — mit gestörtem Bewußtsein, das oft völlig schwand und in Phantasie ausartete.

Der Ansteckungsgefahr wegen schickte Rosalie die Arbeiterinnen heim, die Arbeit mußte ruhen, und sie selbst wich Tag und Nacht nicht vom Bette ihres Lieblings.

Wohl machte sich die zu Tod geängstigte Großmutter erbötig, sich mit der Tochter in die Pflege und Nachtwache des Enkelkinds zu teilen; allein Rosalie in ihrer Mutterangst gab das nicht zu. Jede Sekunde, die sie fern von ihm verbracht hätte, würde ihr Gewissensqual verursacht haben. Auch wollte sie die alte Mutter nicht um den ihr so nötigen Schlaf bringen.

In der ersten Nacht kam Franz, der von der plötzlichen Erkrankung seines Söhnchens nichts wußte, spät wie gewöhnlich heim. Als er seinen Einzigen bewußtlos und in Fiebergluten fand, war er bestürzt und verharrte stumm an dem Krankenbettchen, bis er endlich sitzend einschlief, von einem bleiernem Schlaf umfangen. Die übrigen Abende brachte er, von Angst gequält, daheim zu.

Rosalie wußte ihm im stillen Dank dafür und wurde milder gegen ihn gestimmt. Als aber nach etwa acht Tagen das Kind außer aller Gefahr war, nahm Franz sein altes Wirtshausleben wieder auf. Er mußte sich doch für die ausgestandene Angst schadlos halten und auf das weitere Wohl seines Buben trinken. Das stand in ihm fest — gerade an dem Tage, da Rosalie, erschöpft von all den Nachtwachen, endlich wieder zum erstenmal beruhigt an Schlaf denken konnte.

Und sie schlief tief und fest wie eine Tote, als sie plötzlich um die graue Morgendämmerung emporfuhr. Ihr war's gewesen, als hätte draußen an der Wohnungsthüre



die Klingel laut angeschlagen, als hätte sie überdies ein heftiges Poltern und Lärmen gehört.

Ein Blick auf das Bett ihres Gatten belehrte sie, daß er noch nicht daheim war, er mußte es also zweifellos sein.

In diesem Augenblicke erscholl ein wahres Sturmläuten. Dazwischen dröhnende Schläge an die Thür und ein heftiges Rütteln am Schlosse, als sollte es gesprengt werden.

Er mußte also wohl schon längere Zeit draußen stehen, sehr ungeduldig und erregt sein, vielleicht geängstigt, daß etwas geschehen sei, weil ihm niemand öffnete. Das neue Dienstmädchen mußte wohl taub sein, daß es diesen Lärm nicht hörte.

Eiligst, ohne erst etwas überzuwerfen, in bloßen Füßen und leichter Nachtkleidung, huschte Rosalie in das kalte Vorzimmer hinaus und öffnete.

Vor ihr stand mit aufgedunsenem, zornrotem Gesichte und rollenden Augen ihr Mann, der eine Viertelstunde schon da draußen an der Thüre vergebens geklopft und geläutet hatte. Und als ihn Rosalie nun gar noch mit scharfen Vorwürfen empfing, da übermannte den Betrunknen eine sinnlose Wut. Nachdem er von rückwärts mit einem Fußtritt die Thüre zugeschmettert hatte, hob er die geballte Hand empor und ließ sie wuchtig auf Rosaliens Haupt niedersausen.

Mit einem leisen Aechzen sank sie nieder und lag mit geschlossenen Augen und farblosen Lippen, einer Leiche gleich, da.

Das brachte den Berauschten zum Bewußtsein. Zäh ernüchtert, hob er die leblose Gestalt empor, trug sie ins Schlafzimmer hinein und legte sie aufs Bett hin. Er rieb ihr die Schläfen, spritzte ihr Wasser ins Gesicht und mühte sich mit wachsender Angst, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Ihr stummes, bleiches Antlitz schien ihm schwere

Anklagen entgegenzuschleudern. Hatte er sie nicht einst geliebt, und hatte diese Liebe ihn nicht gut und glücklich gemacht? Und war sie nicht ein braves, pflichttreues Weib, eine gute Mutter?

Neue überwältigte ihn und eine dumpfe, drückende Scham, da er aus einem Spiegel heraus sein Bild sah: das Antlitz eines Alkoholikers mit aufgedunsenen Zügen, trüben Augen, starrem Ausdruck. Und plötzlich erfaßte ihn die Verzweiflung über sein verlorenes Leben und über den Verlust der Liebe seiner Frau, den er in diesem Augenblicke erst klar empfand. Sie mußte ihn ja verachten, wie konnte sie ihn da noch lieben? Ja, wenn sie nicht nur verzeihen, wenn sie auch alles, alles vergessen, ganz aus ihrer Erinnerung tilgen könnte, dann blieb ihm Hoffnung, daß es wieder anders werden könne, so wie es damals gewesen war, im ersten Jahre seiner Ehe, das nun mit allen seinen stillen Freuden wie ein auf ewig verlorenes Paradies vor ihm aufstieg.

Als sie nach einer langen Weile die Augen wieder aufschlug und verwirrt um sich blickte, drang ein rauhes Schluchzen an ihr Ohr, und sie sah Franz vor ihrem Lager knien, die Arme auf den Bettrand gelegt, das Antlitz hineingepreßt, den starken Leib von Zuckungen erschütterter.

Da kehrte ihr das volle Bewußtsein wieder, sie sah die häßliche Scene vor sich, da ihr Mann sein schwaches, wehrloses Weib brutal niedergeschlagen hatte, und ihre ganze Seele schrie auf und bäumte sich in Abscheu und Zorn.

Ihr erster Impuls war, ihn von sich zu stoßen; ihr zweiter, das schlafende Kind aus dem Bettchen zu reißen und mit ihm zu fliehen, um es und sich vor dem Wüterich zu retten. Denn blitzgleich ging es ihr auf, daß er nicht stehen bleiben werde auf dem einmal betretenen Wege.



Dieser Faustschlag würde nicht die Ausnahmsthatsache eines nie wiederkehrenden Augenblickes sein, sondern sie auch ferner unter weiteren Mißhandlungen zu leiden haben, bis sie zusammenbräche oder zum Selbstmorde getrieben würde.

Schaudernd schlug sie die Hände vor das Antlitz und stöhnte angstverwirrt, in hilfloser Furcht vor dem Kommenden, das sie schon in der bloßen Vorstellung zermalmt.

Und sie konnte nicht entfliehen — sie durfte nicht — aus tausend Gründen nicht! Des Kindes, der Mutter und ihrer selbst wegen nicht.

Eine wilde Verzweiflung kam über das gequälte Weib, eine Verzweiflung, die ihr den Verstand zu rauben drohte und sie in das hilflose Weinen eines furchtbesangenen, zu Tod geängstigten Kindes ausbrechen ließ.

Dieses Weinen hörte auch der Mann. Es entriß ihn seinem eigenen Jammer, ließ ihn emporfahren, Rosaliens Hände fassen und jäh an seine Lippen pressen, während aus seinen Augen Thränen darauf niedertropften. Innig bat er um Verzeihen und Vergessen. Schonungslos klagte er sich an, in abgerissenen Worten und abgebrochenen Lauten, daraus sein gebeugter Stolz klang. Verzweiflungslos bat er, sie möge ihm wieder vertrauen, er wolle sich ändern, bessern, die alte Liebe und das alte Glück sollten wieder im Hause einziehen.

Sein Gram, seine Zerknirschung schienen nicht nur echt, sie waren es in dieser Stunde wirklich wie bei allen haltlosen und eigenwilligen Naturen, die von einem Extrem ins andere verfallen. Und sie, die jetzt zum erstenmal einsah, daß auch sie keineswegs ohne Schuld an dem tiefen Zwiespalt sei, schöpfte wieder Hoffnung für die Zukunft. Vielleicht gelang es doch noch, das fernere Zusammenleben erträglich zu gestalten und durch tieferes Studium seines Wesens allem flug vorzubeugen, was einen Ausbruch seiner Roheit nach sich ziehen könne.

Sie verzieh ihm also, freilich in dem Bewußtsein, sich selbst mehr als ihm vertrauen zu können; aber sie verzieh ihm doch in dem ehrlichen Wollen, auch ihrerseits alles aufzubieten, um ihn wieder an das Haus zu fesseln.

Nicht überzeugt, aber doch mit dem heißen, schmerzlichen Wunsche auf eine bessere Zukunft, reichte sie, ernst und bewegt, dem Gatten die Hand zum Zeichen der Verzeihung.

Er lohnte ihr das so überschwenglich in seiner Freude, wie er vorhin in seiner Verzweiflung gewesen war, indem er ihre Hände mit Küssen bedeckte und bat, sie möge ihn niemals mehr an das heute Vorgefallene erinnern, wenn sie nicht wolle, daß er vor Scham vergehe. Und sie versprach ihm auch das.

Sie hielt ihr Wort: sie erinnerte ihn nie daran. Schon deshalb nicht, weil die Erinnerung sie quälte und sie sich zwingen wollte, dieselbe ganz aus ihrem Gedächtnisse zu tilgen.

Er aber dachte um so mehr daran. Die Demütigung, der er sich freiwillig unterzogen, wurmte ihn nachträglich bitter, ließ ihm keine Ruhe, reizte seinen Mannesstolz auf und folterte ihn immer heftiger.

Die Erinnerung vergällte ihm jeden frohen Augenblick, machte ihn mürrisch und verdrossen, unempfindlich gegen Rosaliens aufrichtiges Bemühen, ihm das Haus behaglich zu machen, und erfüllte ihn allmählich mit einer dumpf gärenden Wut, die er verbarg, die aber unaufhaltbar nach Ausbruch rang.

Zwei Wochen hielt er es aus, abends daheim zu sein; allein er war schon so sehr an die Wirtshausluft gewöhnt, daß er nach ihr schmachtete wie der Gefangene nach der Freiheit, und es zu Hause so langweilig fand, daß er nichts Besseres zu thun wußte, als sich schon um neun Uhr zu Bett zu legen.



Endlich hatte er es aber satt bis zum Halse, und sein Verlangen nach der dunstgeschwängerten Atmosphäre seines Stammlokales, sowie nach der Bierbankpolitik und den derben Witzen seiner Kneipfreunde war so ungestüm, daß er eines Abends, kurz nach dem Nachtmahl, nach Hut und Stock griff und zu Rosalien kurz sagte: „Ich muß heute wieder nachschauen, was in der Welt los is. Adjes!“

„Geh nicht, Franz,“ bat Rosalie peinlich berührt. „Gefällt's dir denn zu Hause gar nicht mehr? Es ist doch so gemütlich, wenn du da bist. Willst du noch etwas trinken, so laß ich's dir halt holen, und —“

„Mach keine G'schichten, Sali,“ unterbrach er sie ärgerlich. „Ich war lang genug solid, dir zulieb, jetzt laß auch mir einmal eine kleine Freud. Ich bleib' nit lang aus, sei also g'scheit und laß mich ruhig hinaus.“

Die letzten Worte sagte er, weil sie sich zwischen ihn und die Thür gestellt hatte, als wolle sie ihn auf diese Weise festhalten.

„Geh nicht, Franz,“ bat sie noch einmal, in Angst darüber, daß, wenn er heute ginge, er auch morgen und die nächsten Tage und immer wieder seine Schritte dorthin lenken werde. Dann war's mit dem so schmerzlich errungenen Frieden wieder aus, und Gott allein mochte wissen, was dann alles noch kommen werde. Gutes sicher nicht; das konnte sie sich denken, das fühlte sie vorher. „Schau, Franz, ich bitte dich darum,“ setzte sie hinzu und streckte ihm dabei die gefalteten Hände entgegen. „Hör auf mich — ich mein' es gut, und mich möcht' es so sehr freuen, wenn du dabliebtest. Ich bitt' dich, Franz, sag ja.“

„Weiberfayen!“ brummte er unwirsch. „Laß mich aus damit! Ich hab' g'sagt, daß ich gehen will, und ich geh'. Mach Platz!“

„Nein,“ widersprach sie ihm mit dumpfer Stimme.

„Mir ahnt nichts Gutes, Franz. Bleib da; wenn schon nicht mir zulieb, so doch dem Kind zulieb. Es weiß ja kaum, daß es einen Vater hat.“

Dieser Appell verfehlte gänzlich seine Wirkung.

„Das könnt' mir fehlen,“ gab er mit rohem Ton zur Antwort. „Was hab' ich denn von dem trotzigem Fräulein? Ich bin keine Kindsmagd, und mir sind Kinder überhaupt nur dann am liebsten, wenn sie schlafen. Basta! Und jetzt in allem Ernst: mach Platz!“

„Franz,“ flehte sie erstickt, „bleib da!“

„Adjes!“ war seine Antwort.

Er schob sie von der Thür weg, öffnete dieselbe und trat hinaus.

Mit dem Mute der Verzweiflung eilte sie ihm nach, erfaßte ihn von rückwärts mit beiden Händen am Arme und flehte noch einmal: „Bleib da, Franz! Geh nicht fort!“

Jetzt wurde es ihm zu toll! Er sollte sich von einem Weibe seine Freiheit beschränken lassen, und weil sie es so wollte, hübsch hinterm Ofen sitzen bleiben? Zum Teufel auch, das war zu viel verlangt! Und dann — wie zudringlich sie war! Da mußte er ihr doch wieder einmal den Herrn zu spüren geben, wie sich's für ihn gehörte. Oder glaubte sie, weil er einmal so dumm gewesen war, sich vor ihr schwach zu zeigen, sie könne mit ihm machen, was ihr beliebe? Er habe nur zu gehorchen?

Da war es wieder, was ihn — dachte er daran — zum Rasen bringen konnte vor Scham über sich selbst und vor Zorn gegen sie, die ihn so weit gebracht, daß er vor ihr gekniet, geweint, gebettelt hatte wie ein Sünder, der das Erbarmen anruft.

Dampf kochte die seit Wochen verhaltene Wut in ihm auf, erstickend schwül stieg's ihm zu Kopfe, und eine unheilvolle Flamme loderte in seinem Blicke auf.



„Aus dem Weg!“ herrschte er ihr knirschend zu. „Und augenblicklich, sonst kriegst wieder einmal zu spüren, wer der Stärkere is!“

Damit schwenkte er seine Faust drohend vor ihren Augen.

„Hast dir's nit gemerkt von damals — was?“ setzte er mit einem Hohnlachen hinzu, erfüllt von der graufamen Lust, ihren Stolz niederzutreten.

Seine rohen Worte trafen sie wie Keulenschläge, unter denen sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Ihre Kniee wankten, Leichenblässe lagerte sich auf ihr Antlitz, ein düsteres Feuer loderte in ihren Blicken.

Gott wußte es, wie ernst sie ihre Pflicht genommen, wie ehrlich sie in ihrem Willen gesinnt gewesen war; allein das war zu viel! Das durfte sie sich nicht bieten lassen, wollte sie das schlimme Los an seiner Seite nicht verdienen und nicht auch noch die Selbstachtung verlieren!

Sie wollte reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Nur abgerissene Laute kamen über ihre blassen Lippen, die sich nach einer Weile erst zu Silben formten.

„D — du — du . . .“ sagte sie gepreßt mit drohend emporgehobener Hand. „Du bist — du — bist . . .“

Ihre Stimme versagte für einen Augenblick. Dann schäumte aber ihre maßlose Empörung wild auf.

„Glender!“ rief sie, außer sich gebracht, ihm zu: „Glender Schuft! Das trennt uns!“

Er stand ein kleines Weilchen bestürzt da, so unfassbar schien ihm das, was er gehört. Und ihm hatte der Schimpfname gegolten — ihm! Ihm drohte sie!

Sein Antlitz verzerrte sich, in seinen Augen funkelte es wie bei einem aufgeregten wilden Tiere, das sich zum Sprung auf seinen Gegner rüstet, seine Hand fuhr in die Höhe, fauste hernieder auf das junge Weib, und er schlug zu — in blinder Wut — auf ihren Kopf, auf ihre Schultern . . .

Rosalie brach nicht zusammen. Sie schrie auch nicht. Sie presste nur die Zähne aufeinander und nahm unwillkürlich eine geduckte Haltung an, die Haltung eines Opfers, das nicht entrinnen kann, doch instinktiv bemüht ist, den schlimmsten Schaden von sich abzuwehren.

Und dann hörte sie, wie die Thüre aufgerissen und zugeschmettert wurde — sie war allein.

Sie weinte nicht, sie empfand keinen Schmerz; jede Empfindungsfähigkeit schien in ihr erstorben. Was in ihr lebte, war nur noch ein kalter, verachtungsvoller Haß gegen den Mann, an den sie ihre Liebe weggeworfen. Das war doch klar, daß sie keine Minute länger unter seinem Dache bleiben könne.

So stand sie da, überlegend, was sie thun, wohin sie gehen möge. Zur Mutter oder ins Hotel? Oder zu ihrer Schwester, die seit kurzem verheiratet und wirklich eine feine Dame, die Gattin eines ältlichen Arztes mit großer Praxis, geworden war?

Sie grübelte hin und her, dann richtete sie sich endlich mit eifriger Entschlossenheit auf.

Wohin geht eine unglückliche Frau anders als zur Mutter, wenn sie bei dem Gatten nicht mehr bleiben kann.

So wollte sie denn auch hin, zu ihrer guten alten Mutter, die es — das kam nun plötzlich über sie — ihr sicher nicht verzeihen könnte, wüßte sie alles, und müßte sie sehen, daß die Tochter dennoch ausharrte an der Seite eines Mannes, der sie mißhandelte.

Sie ging hinein ins zweite Zimmer und hieß das Dienstmädchen, das den kleinen Ferdi soeben zu Bette bringen wollte, ihn nur wieder anziehen: sie müsse mit ihm zur Mutter, die sich nicht wohl fühle und werde wahrscheinlich dort übernachten.

Das ahnungslose Mädchen, das obendrein ein wenig beschränkt war, nahm ihre Worte auf Treu und Glauben



hin und kleidete den Kleinen rasch wieder an. Dann entfernte Rosalie das Dienstmädchen mit einem Auftrag aus der Wohnung. Diese brauchte nicht zu wissen, was sie eigentlich im Sinne hatte.

Im Wäschschrank, gut verborgen, hatte sie ihr Haushaltungsgeld und ihre Schmucksachen aufbewahrt. Das alles nahm sie an sich, packte das Nötigste für die nächste Zeit zusammen, sperrte alle Kästen und Laden ab und steckte die Schlüssel in die Tasche.

Ein letztes Mal sah sie sich in den Räumen um, darin sie fünf Jahre und darüber verbracht — ein Jahr in Glück, die übrigen in Sorge, Kummer und Leid, die letzten Monate in Dual und Furcht und Elend.

Und alles, wie es lag und stand und hing, gehörte ihr — ein jedes Stück. Von dem Erträgnis ihrer Hände als junges Mädchen schon hatte sie das alles angeschafft, den ganzen bescheidenen, aber anheimelnden Wohlstand, den sie nun da zurücklassen mußte — ihm zur Benützung, ihm, der nichts in die Ehe gebracht als sein bißchen Leibwäsche und sein Gewand.

Da kochte es heiß auf in ihr, alles zu zerstören, daß er es nicht länger genießen könne. Allein die böse Wallung ging vorüber. Es gehörte ja doch nicht ihm, es war ihr Eigenthum, darüber sie zu gebieten hatte, und lange würde er es nicht genießen — das wußte sie. Wenn ihre Verhältnisse endgültig geregelt waren, wollte sie es holen lassen; er aber konnte sich wieder als Mieter irgendwo einlogieren. Was ging das sie an? Was ging er sie überhaupt noch an? Wie er in ihrer Seele tot war, war er es auch in ihrem Leben, und eher wollte sie sterben, als noch einmal zu ihm zurückkehren. Sie war gefaßt auf alles und fest entschlossen, allem zu begegnen, mochte es auch kommen, wie es wollte.

Rasch wandte sie sich ab und ging hinaus ins erste

Zimmer, wo Ferdi ihrer harrte. Dann nahm sie den gepackten Handkoffer in die eine, das Kind an die andere Hand und verließ ihr trautes Heim, daran ihr ganzes Herz gehangen, um es niemals mehr zu betreten.

## 5.

Es war halb zehn, und Hans eben erst fortgegangen, als Rosalie zur Mutter kam. Als diese auf das schüchternen Anläuten hin die Thüre öffnete und ihre Tochter mit Kind und Handgepäck draußen stehen sah, erriet sie sogleich, daß Sali nun wieder heimgekommen sei — für allezeit vielleicht.

Erblassend trat sie einen Schritt zurück, auf daß ihr Kind mit seinem Kinde rasch Eintritt fände, schloß hastig die Thüre und streckte ihrer Tochter beide Hände entgegen.

„Sali,“ sagte sie halblaut, mit bebender Stimme, „um Gottes willen, was is g'sehen?“

Mit einem Blicke auf den kleinen Ferdi, der gar nicht dazu kam, der Großmutter die Hand zu geben, winkte Rosalie ihr Schweigen zu.

„Davon später, Mutter,“ entgegnete sie, die harte Hand der alten Frau heftig drückend. „Willst du mich hier behalten? Kann ich da schlafen — heut . . . und immer?“ setzte sie in ganz leisem Tone, der von Thränen verschleiert klang, hinzu.

Ein Todeserschreck durchfuhr das Herz der alten Mutter.

„So komm herein, mein Kind,“ gab sie bebend zur Antwort, „und du, mein Engerl,“ wandte sie sich an den Knaben, der betroffen da stand und mit seinen klugen Augen forschend von einer zur anderen blickte, „du bleibst auch da bei deiner alten Großmutter — gelt?“

Die Tochter an der Rechten, das Enkelkind an der Linken führend, ging Frau Gabler mit beiden ins Zimmer hinein.



Hier war noch alles so unverändert, wie die Herrin des bescheidenen Heims selbst: ihre dunklen Haare waren noch immer nicht von Silberfäden durchzogen, ihr Antlitz nicht mehr durchfurcht als vor fünf Jahren, ihre Arbeitsfreudigkeit noch nicht gebrochen. Immer noch stand sie tags über entweder am Waschtrog oder am Plättbrett, ein Umstand, der ihr die Gunst ihrer Jüngsten, ihrer Betty, so gründlich verscherzt hatte, daß die junge Dame, die nun Frau Doktor war, so lang von der Mutter nichts wissen wollte, als bis diese die ordinäre Beschäftigung aufgab. Frau Gabler aber dachte nicht daran.

„Wie gut es is, wenn man nit ablaßt von seinem G'wohnten,“ sagte sie mit einer Kopfbewegung auf das zweite Bett deutend, darin zuletzt ihre nun so stolz gewordene Jüngste geschlafen. „Der Hans hat wollen, daß es nach der Hochzeit von dem hochnasigen Ding, der Betty, auf den Boden 'nauffommt; er hat dafür was anderes kaufen wollen, daß der Platz nit leer steht. Ich hab's aber nit zugeben. Und jetzt is es gut, und du schlaßt halt wieder in deinem alten Bett, Madel! 's wird dir wohl thun — gelt, Salerl?“

Wenn die Mutter ausnahmsweise ein Diminutivum anwendete, verriet das, daß ihr Herz aufs tiefste bewegt war.

Wie sie sich nun dem Weinen näher fühlte als dem Lachen, so ging's auch ihrer Tochter in dem Erkennen der tiefen Mutterliebe, die sich zumeist in herbe Formen hüllte und doch so heiß die Seele durchglühte.

Sie kämpfte eine Weile gegen die jäh aufsteigenden Thränen an, aber es war stärker als sie und brach sich unaufhaltsam Bahn aus ihrer tiefsten Brust. Aufschluchzend warf sie sich an der Mutter Brust, schlang ihre Arme krampfhaft um der Mutter Hals, barg ihr Gesicht an deren Schulter und stammelte fassungslos, von wildem

Beh durchschüttelt: „Ach Mutter, Mutter, wär' ich doch bei dir geblieben! Wär' ich doch nie von dir gegangen!“

Frau Gabler kannte ihre Sali wie sich selbst. Sie wußte, was sie von ihr zu halten hatte, und deshalb wußte sie nun auch, daß sie sehr Schweres erduldet haben mußte. Mit zitternden Armen hielt sie die Weinende umfassen, drückte sie an sich und streichelte ihr mit der anderen Hand sanft das Haar wie einem kleinen Kinde.

„Wein dich aus, mein Kind, wein dich nur aus,“ brachte sie mit unsicher klingender Stimme hervor, und plötzlich mengten ihre Thränen sich mit denen Rosaliens.

Das war für den geängstigten Kleinen zu viel. Er wußte nicht, um was es sich handelte; er ahnte nur, daß seiner Mutter eine schwere Kränkung widerfahren, er sah sie leiden, weinen, schluchzen, die Großmutter mit ihr, und das zerriß sein Kinderherz.

Auffschreiend stürzte er auf die beiden zu, breitete die Arme um sie und brach in ein hilfloses Weinen aus. Das lenkte beide ab, dem Kinde zu, das sich nicht beruhigen zu können schien. Endlich, nach langer Zeit, gelang es doch, nachdem es sich in den Schlaf hinein geweint. Nun erst konnte die Tochter — Hand in Hand mit der Mutter auf dem Sofa sitzend, wie damals, da sie ihr zum erstenmal von Franz gesprochen — erzählen, was sie wieder ins Elternhaus zurückgeführt hatte.

Bleich, bebend an allen Gliedern vor Erregung, verharrte die Mutter, nachdem sie alles gehört hatte, eine gute Weile lang, dann schloß sie ihr Kind neuerdings ans Herz und breitete, wie vorhin über den Knaben, schützend den Arm um sie.

„Jetzt bleibst du da,“ sagte sie aufatmend, als erwachte sie aus einem schweren Traume. „Er hat kein Recht mehr auf dich, der Schuft, den mein Fluch ereilen soll. Und wenn er es versuchen sollt', wieder an dich heranzukommen



oder gar dich zurückzufordern, dann werd' ich die erste sein, die ihn hinausjagt aus dem ehrlichen Haus da wie einen schäbigen Hund. Dir aber, Sali," fügte sie ruhiger und mit inniger Zärtlichkeit hinzu, „dir dank' ich's jetzt, daß du zu deiner Mutter das Vertrauen gehabt hast. Mach' dir keine Vorwürf drüber; denk' nur, um wie viel schrecklicher es für mich sein hätt' müssen, ich hätt's durch andere erfahren. O du mein armes, liebes Kind! Jetzt bist aber gut aufgehoben bei mir — jetzt fürcht' dich nimmer — hörst?"

Nein, Sali fürchtete sich nicht mehr. Hier fühlte sie sich geborgen vor ihm, hier geschützt gegen alles, das ihr und dem Kinde durch ihn noch drohen konnte. — — —

Hans glaubte zu träumen, als er am nächsten Morgen, da er um sechs Uhr heim kam, Rosalie und den kleinen Ferdi da fand. Die Schwester war schon angekleidet, der Kleine aber schlief noch tief und friedlich in dem Bette, darin seine Mutter als Mädchen geschlafen, und das er die Nacht mit ihr geteilt.

„Ja, Sali, du warst heut nacht da?“ fragte er erstaunt. „Was hat das zu bedeuten?“

„Daß ich einstweilen hier bleibe,“ entgegnete Rosalie, ihm die Hand zum Gruße reichend, ruhig.

„Dableiben wirst?!“ rief Hans bestürzt und starrte sie groß an. „Da kann ich mir schon denken, daß das nix Gutes bedeutet. Hast also Streit gehabt mit dem Franz?“

Die Schwester nickte und warf der Mutter einen Blick zu, mit welchem sie um Hilfe bat: „Sag du es ihm.“

Frau Gabler, die eben das Frühstück hereingebracht, kam dieser stummen Aufforderung nach.

„Ja, Hans, sie haben Streit gehabt,“ nahm sie das Wort, „und ich bin's gewesen, die sie nit fortgelassen hat, gestern abend, wie sie kommen is. Sie war so aufgereggt,

daß es vielleicht noch was geben hätt', wenn sie heimgegangen wär'."

Sie hatte mit Rosalie vereinbart, Hans über die Vorfälle, die sie ins Elternhaus zurückkehren ließen, im unklaren zu lassen; so sehr fürchteten die beiden seinen Zorn, wußte er alles.

"So?" meinte er nun, der Mutter glaubend. "So? Hm, aber was wird der Franz dazu sagen?"

"Was kann er sagen, wenn sie bei der Mutter is?" wandte Frau Gabler eifrig ein. "Das kommt in den besten Familien vor, und — und 's wird sich schon wieder geben," setzte sie hastig hinzu, in kategorischem Tone, um der Sache, die peinlich wurde, ein rasches Ende zu bereiten. "Ein paar Tag bleibt sie mit dem Kind derweil da, daß du's gleich weißt. Und jetzt — willst vielleicht auch gleich ein bisserl Kaffee, Hans? Oder willst gleich schlafen gehen?"

Damit versuchte sie es, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; allein es stand geschrieben, daß Hans in dieser Stunde noch Aufklärung haben sollte.

Sie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, und Frau Gabler machte sich eben daran, den Kaffee einzuschenken, als draußen an der Korridorthüre ein Klopfen hörbar wurde. Es klang so schüchtern, daß die beiden Frauen nichts Schlimmes ahnten und nichts anderes denken konnten, als daß es von einem Kinde herrühre, das um etwas bitten komme.

Hans, der der Thüre zunächst saß, ging und öffnete.

Rosaliens Dienstmädchen war es, die draußen stand, mit so verlegenen Mienen, daß ihr anzusehen war, sie komme mit einer Botschaft, die ihr sehr fatal sein mußte, und die sie sich lieber erlassen hätte.

Als sie Hans vor sich sah, schien sie mutiger zu werden; so blieb ihr wenigstens die Peinlichkeit erspart, das,



was sie sagen mußte, ihrer jungen Frau ins Gesicht zu sagen.

„Was giebt's denn?“ fragte Hans, befremdet durch ihr auffallendes Gebaren, und eine Ahnung dämmerte ihm auf, daß es mit der Schwester doch eine andere Bewandtnis haben mochte.

„Die junge Frau soll heimkommen — gleich,“ flüsterte ihm das Mädchen leise zu, als schäme sie sich, ihre Botschaft auszurichten. „Der Herr ist sehr böß, er schickt mich her, und ich soll sagen, daß — daß er sie mit — mit der — Polizei holen lassen werde, wenn sie nicht freiwillig kommen will.“

Sie hatte es stoßend, von neuer Verlegenheit übermannt, hervorgebracht, und kaum war das geschehen, so eilte sie auch davon, als brenne ihr der Boden unter den Füßen.

Ein Weilchen sah ihr Hans, der sich das Ganze nicht gleich erklären konnte, verblüfft nach, dann faßte er sich gewaltfam, und Argwohn nahm von ihm Besitz. Warum kam Franz nicht selber, wenn es ihm um eine Ausöhnung nach einem bloßen Streit zu thun war? Warum schickte er das Mädchen und ließ mündlich eine so schroffe Botschaft ausrichten? Und warum überhaupt diese Drohung, die so brutal klang, so verlegend war?

Rasch ging er wieder ins Zimmer zurück, dessen Thüre er früher hinter sich geschlossen hatte, so daß die beiden Frauen nichts gesehen und gehört hatten.

„Dein Mäd'el war da, Sali,“ wandte er sich an die betroffen aufhorchende Schwester. „Der Franz hat's hergeschickt, du sollst gleich heimkommen, laßt er dir sagen.“

Rosalie wurde leichenblaß, und ihre Mienen nahmen einen so entsezensstarren Ausdruck an, daß ihm, dessen Blick ernst forschend an ihr gehangen, klar werden mußte, man habe ihm früher böse Dinge verheimlicht.

Was aber nur? Was war geschehen, daß auch die Mutter nicht weniger erschreckt schien als die Schwester? Was war es, das sie wußte, das er aber nicht wissen durfte? Und warum warf die Sali nun der Mutter einen so hilfselehenden, schutzsuchenden Blick zu, als erwarte sie von ihr Rettung?

„Nein,“ sagte da die Mutter, sich ermannend, im Tone fester Entschlossenheit. „Du gehst nit, Sali, du bleibst da — ich will es so!“

„Ich möcht's aber auch wissen, was es giebt,“ fiel Hans ein, da Rosalie schwieg und der Mutter nur mit einem Blicke dankte. „Mir scheint sehr, ihr verheimlicht mir da etwas, was ich auf jeden Fall wissen sollt. Was is es?“

„Was wird's weiter sein!“ entgegnete Frau Gabler ausweichend. „Sie trozt, und sie hat recht: der Herr Gemahl soll nit glauben, daß er nur zu winken braucht, damit sie schnell wieder kommt.“

„Nein!“ wandte Hans mit einer gewissen Energie im Tone ein. „Das is es sicher nit. Sonst hätte er nit auch sagen lassen, er laßt sie mit der Polizei holen, wenn sie nit gleich freiwillig kommt.“

Die Frauen tauschten einen angstvollen Blick miteinander. Ja, jetzt mußte Hans alles wissen; jetzt war er allein Rosaliens Hort und Schutz.

„Polizei!“ rief Frau Gabler empört, und ihre dunklen Augen schossen Blitze. „Polizei! Selbst herzukommen traut er sich nit, aber das arme Weib da mit der Polizei holen lassen, daß er sie nachher wieder halbtot schlagen kann — das will er! Pfui, so ein Feigling!“

Hans fuhr empor, als schnellte ihn ein wuchtiger Stoß von unten her in die Höhe, und starrte die Mutter an.

„Was?“ rief er bebend, und seine Stimme klang plötzlich heiser. „Was hast du da gesagt, Mutter? Halbtot hat er sie geschlagen — unsere Sali?“



Rosalie barg das Antlitz in den Händen. Das gab ihm zunächst Antwort, und mehr bedurfte er ja eigentlich auch nicht. Dennoch wollte er alles wissen, und er bekehrte das nun mit aller Energie.

Die Mutter war es, die ihm in gedrängter Kürze alles sagte. Er lauschte stumm, in einer Haltung, als lastete ein Zentnergewicht auf seinen Schultern. Er unterbrach sie nie, er äußerte kein Wort, er stellte keine Frage. Er saß nur da mit fahlem Antlitz, finsterem Blick, zusammengebissenen Lippen und geballten Händen — alles Zeichen der furchtbaren Erregung, die ihn durchtobte.

Als die Mutter zu Ende war, stand er auf. Wieder sprach er kein Wort, er griff nur nach seinem Hute und wollte fortgehen — fort, zu jenem Manne, dem er nun todfeind war. Die Frauen errieten seine Absicht und waren aufs neue entsetzt. Wie aufgepeitscht fuhren sie empor, eilten ihm nach, und weinend hielten sie ihn bei den Armen fest.

„Geh nicht hin, Hans, um Gottes willen, geh nicht hin, es giebt ein Unglück!“ riefen sie wie aus einem Munde.

„Nein!“ sagte er mit fester Stimme. „Das fürchtet nicht. Ich weiß, was ich zu thun hab' — laßt mich nur gehen. Oder sollen wir ihm wirklich die Sali ausliefern? Seht's also ein, daß ich hingehn muß, weil ich ihm ein paar Worte zu sagen hab', die er sich merken wird. Laßt mich jetzt in Frieden gehen.“

Und er befreite sich, ohne weiteren Widerstand zu finden, von ihren Armen.

Dann schritt er schnell hinaus.

## 6.

Die rohe Mißhandlung seiner Frau hatte den wilden Groll des Gatten nur wenig gemildert; das sollte erst

das Bier thun, dessen Genuß er sich heute mehr als je hingeben wollte. Das stand in ihm fest, als er das Haus verließ, und er blieb diesem Vorsatz treu. Er trank so viel, als müsse er sich für die vierzehn Tage, die er daheim in Mäßigkeit verbracht, entschädigen und das Versäumte nachholen. In gierigen langen Zügen schüttete er ein Glas um das andere hinab, um seinen ganzen Groll zu ersäufen.

Als er sich endlich spät nach Mitternacht auf den Heimweg machte, war sein Gang schwankend, sein Herz aber erleichtert, und eine friedensvolle Stimmung kam über ihn — eine Stimmung, die er dazu benutzen wollte, Rosalie zu versöhnen. Sie sei am Ende doch ein gutes Weib, nur dumm, weil sie ihn durchaus meistern wollte, und da hatte er ihr doch einmal mit handgreiflicher Deutlichkeit zeigen müssen, daß er sich von einem Frauenzimmer nichts dreinreden lasse, am wenigsten dann, wenn es sich unterfing, ihn mit beleidigenden Reden aufzureizen. Das hatte sie aber gethan, er wieder hatte sie dafür gestraft — das war alles. Da er jetzt aber einer Versöhnung geneigt war, mußte sie es natürlich auch sein, das schien ihm klar.

Zwei-, dreimal hatte er allerdings zu läuten, ehe ihm geöffnet wurde, allein das nahm er jetzt gnädig hin und schritt an dem schlaftrunkenen Dienstmädchen, das die Augen nicht offen halten und kein Wort sprechen konnte, vorbei ins Schlafzimmer hinein.

Der erste Blick belehrte ihn, daß seine Frau und sein Kind nicht da seien. Er stuzte, leuchtete in das erste Zimmer hinaus, ob sie vielleicht dort auf dem Sofa schliefen — nein!

Ein lauter Fluch entfuhr ihm. Zum Teufel auch, das war eine schöne Bescherung. Jetzt, da er sich geneigt fühlte, ihr zu verzeihen und sie wieder versöhnt ans Herz zu schließen, war das verrückte Weibsbild davongelaufen!



Da hörte denn doch alles auf! Aber das konnte er sich nicht gefallen lassen, das durfte er nicht dulden — dreimal nein! Sie war gewiß bei ihrer Sippchaft, und gleich wollte er sie holen — gleich.

Er wandte sich, von Grimm erfaßt, zur Thüre, doch kehrte er rasch wieder um. Nein, es ging nicht! Die schwankenden Beine konnten den schweren Leib nicht länger tragen, er mußte froh sein, daß er überhaupt zu Hause war und sich mit seinem wirbelnden Kopfe zu Bett legen konnte. Morgen war auch ein Tag, morgen sollte es geschehen.

So rasch es ihm möglich war, entkleidete er sich, sank schwer auf sein Lager hin und fiel alsbald in tiefen Schlaf.

Früher als sonst erwachte er mit einer schweren Dumpfheit im Kopfe, die erst durch wiederholte kalte Waschungen schwand. Dann saß er da, in tiefem Nachdenken, was mit dem Weib, das ihm entlaufen, zu thun sei. Sollte er abwarten, bis sie von selbst wieder käme, sollte er sie holen oder holen lassen?

Was das Abwarten anbetraf, konnte vielleicht mehr Zeit, als ihm lieb war, vergehen, weil sie ganz sicher darauf rechnen würde, daß er komme, sie zu holen — er hatte sie eben damals so verwöhnt. Und selbst hingehen, zur Schwiegermutter, um sich dort von dem alten Drachen vielleicht den Kopf waschen zu lassen, nein, das war gar nicht nach seinem Geschmack. Also mußte er sie holen lassen, das war entschieden das einfachste und klügste.

Er rief nach dem Mädchen, das eifertig herbeikam.

„Wo is die Frau?“ holte er sie aus.

„Bei der Frau Mutter, die krank sein soll,“ war die Antwort.

„Was hat sie gesagt, wie sie gegangen is?“

„Sie wird wahrscheinlich dort übernachten.“

„Sonst nichts?“

„Nein, sie hat mich wohin geschickt, bevor sie selber fort ist mit dem Kind.“

Weggeschickt — das gab ihm zu denken. Da hatte sie etwas vorgehabt, was die Kathi nicht zu wissen brauchte. Aber was?

Er schaute sich aufmerksam im Zimmer um, und da bemerkte er, daß überall an allen Schränken und Laden die Schlüssel fehlten und alles fest geschlossen war.

Zum Fenster auch, was sollte das? Die Galle schoß ihm ins Blut. Und wie er noch genauer hinsah, nahm er wahr, daß der kleine Handkoffer, der seinen Platz auf einem der Schränke oben hatte, fehlte. Also hatte sie ihn gepackt mitgenommen — ein Zeichen, daß sie einstweilen gar nicht an Rückkehr dachte. Und wer weiß, was sie sonst noch vorhaben mochte.

Da wollte er ihr aber einen Strich durch die Rechnung machen, ihr zeigen, wer der Herr sei, und wer zu gehorchen habe. Er entsann sich plötzlich aller seiner Gattenrechte und war gesonnen, davon Gebrauch zu machen. Sie mußte her — um jeden Preis! Sogleich! Sie sollte sehen, daß er mit sich nicht spaßen ließe, und konnte er sie durch nichts anderes gefügig machen als durch Furcht, so sollte es so sein. Ihre Verzeihung, ihre Veröhnlichkeit, ihre Liebe — das alles lockte ihn nicht mehr, das wurde ihm völlig gleichgültig; er empfand nur den brennenden Wunsch, über sie kraft seiner Rechte zu triumphieren — für jetzt und alle Zeit. Das war der Standpunkt, den er fürder einnehmen wollte. Auf alles sollte sich seine Gewalt erstrecken, auch auf ihren Erwerb. Denn solange er sie selbständig über ihr Geld verfügen ließ, hatte sie einen Rückhalt, kraft dessen sie ihm widerstand. Er wollte aber endlich einmal ein bescheidenes, fügsames Weib haben. Er wollte seinen Willen geltend machen — endlich ein-



mal und in allem und jedem! Wozu war er denn der Mann?

Aus diesem Gedankengange heraus gab er der Kathi den Befehl, die Frau zu holen — augenblicklich, sonst werde er sie durch die Polizei holen lassen. Das Mädchen ging denn auch, kam bald wieder zurück, sagte, sie habe ihre Botschaft ausgerichtet, und die Frau werde wohl bald kommen. Und nun saß er da und harrte Rosaliens in stiller, dumpfer Wut, die alle seine Nerven zucken ließ.

Da endlich läutete es draußen an, ließ ihn emporfahren und nach der Thüre blicken, in deren Rahmen er sie nun sogleich erblicken mußte.

Doch es war nicht Rosalie, die kam; der vor ihm da auf der Schwelle stand, war Hans.

Ohne Gruß, den Hut auf dem Kopfe, trat er ein. Bläß waren seine Wangen, seine Mienen schienen ruhig; nur die Düsterteit in seinem Blicke verriet seine verhaltene Erregung.

Langsam, mit schweren, gleichmäßigen Schritten, die dumpf dröhnten, kam er auf den Schwager zu, der betroffen dastand und mit unwillkürlich leicht vorgeneigtem Haupte in dem fest auf ihm ruhenden Blicke des Eingängigen forschte: „Du bringst den Krieg?“ . . .

Daß Hans keinen Frieden brachte, sah Franz ihm an; sein ganzes Wesen atmete Feindseligkeit, stumme Herausforderung, finstere Drohung aus.

So sahen sie sich eine Weile an, mit Blicken, welche sich wie Klängen kreuzten, und in der Luft, die schwül schien, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters, lag's wie ein Lauern auf die Entscheidung eines Menschenheils.

„Da bin ich, Franz,“ begann Hans endlich nach einer schwer drückenden Pause. „Du hast um meine Schwester geschickt. Aber bevor du sie mit der Polizei holen laßt, bin ich derweil gekommen. Sag's mir, Franz, was du ihr gern sagen möchtest.“

„Ach was, Dummheiten!“ brummte Franz unwirsch, „laß mich aus damit, Schwager! In Ehefachen soll sich kein dritter hineinmischen. Wär' nit schlecht, sich rechtfertigen zu müssen, wenn man sein Weib —“

„Die Sali is nit mehr dein Weib,“ unterbrach ihn Hans nun mit stärkerer Stimme als bisher. „Dir das zu sagen, bin ich hergekommen, daß du's nur weißt. Wir lassen sie nit mehr zu dir zurück — ich und die Mutter. Und sie will auch nicht. Du, Franz, wirst es mir jetzt schriftlich geben, daß du damit einverstanden bist und alle weiteren Ansprüche auf sie ganz aufgibst — jetzt und für immer. Hörst mich? Schriftlich sollst mir's geben! Ich wart' drauf. Hörst?“

„Gieb Ruh!“ rief Franz und stieß ein ärgerliches Lachen aus, um sich über die Verwirrung, die ihn immer mehr erfaßte, hinwegzuhelfen. „Wir sind doch Männer. Es wär' doch zu dumm,“ setzte er wegwerfend hinzu, „wenn wir uns wegen eines Weibsbilds feind würden.“

„Meine Schwester is kein Weibsbild!“ rief Hans, der seine mit aller Gewalt aufrecht erhaltene Ruhe schwinden fühlte, blaß vor zorniger Empörung. „Meine Schwester is ein braves Mädcl gewesen und eine brave Frau geblieben, die viel zu gut war für einen Menschen wie du es bist, — und kurz: du gibst mir's augenblicklich schriftlich, daß du auf sie verzichtest, oder du hast's mit mir zu thun! Da — schau gut her!“

Mit einem Ruck entledigte er sich seiner Jacke, mit einem zweiten Ruck streifte er die Hemdärmel hinauf, stemmte die Fäuste empor und ließ seine Muskeln spielen.

Nein! Dem einäugigen Riesen da fühlte Franz sich nicht gewachsen — das sah er ein. So mußte er nach einem anderen Mittel suchen, den ungleichen Kampf aufzunehmen und siegreich zu bestehen.

Dort hinter ihm auf dem Nachtkästchen lag neben seiner



Uhr und seiner Börse, die er noch nicht zu sich gesteckt, sein großes Taschenmesser mit der Schnappvorrichtung. Das mußte er nun haben, ohne daß der andere seine Absicht merkte.

Er nahm plötzlich mit einer Miene der Ueberlegenheit eine selbstbewußte, kampfbereite Haltung an, zog mit geballten Händen die Arme fest an die Brust und trat rasch einige Schritte nach rückwärts, als holte er zum Anlauf aus.

„Reiz mich nit länger, Schwager,“ brachte er dabei durch die fest aufeinander gepreßten Zähne hervor, „sonst giebt's etwas!“

Er hatte seine Sache so geschickt gemacht, daß er nun dem Nachtkästchen ganz nahe war. Schon streckte er die Hand aus, um das Schnappmesser an sich zu nehmen, als Hans, der sein Vorhaben rasch erfaßte, mit einem heiseren Wutschrei auf ihn losfuhr.

„Hund — verfluchter! Jetzt wehr dich, wenn du kannst! Wehr dich, elender Schuft!“

Dabei war er ihm an die Gurgel gefahren und preßte sie so fest zusammen, daß Franz blau im Gesichte wurde.

Mit Anspannung aller seiner Kräfte suchte er sich des Rasenden zu erwehren — umsonst! Hans' anderer Arm umspannte seinen Leib mit so eiserner Klammer, daß er seine Arme nicht frei bekommen konnte. Und immer fester schnürte er ihm die Kehle zu, so daß Franz schon sein Bewußtsein schwinden fühlte.

„Jetzt siehst es, daß es noch einen Stärkeren giebt als dich,“ keuchte Hans, vollständig außer sich. „Und wenn ich wegen dir an den Galgen kommen sollt' — meine Schwester muß Ruh vor dir haben! Giebst es schriftlich, daß sie frei is? Oder soll ich dich erwürgen, wie eine Katz?“

Er ließ die Hand ein wenig looser, auf daß der andere sich äußern könne, und dieser gab sich nun für besiegt.



„Alles thu' ich — alles, was du willst,“ kam es röchelnd aus seinem Munde.

„So wirst du's schreiben, wie ich dir's diktire,“ befohl Hans kurz, und da Franz nickte, gab er ihn nunmehr frei — ohne jede Besorgnis auf einen Hinterhalt. Er wußte es, daß Franz, der in ihm seinen Herrn und Meister gefunden, für jetzt wenigstens an einen Racheakt nicht dachte.

Wenige Minuten später hatte er das Schriftstück in der Hand, das seiner Schwester die Freiheit gab.

Es lautete nach seinem Diktat.

„Ich, Franz Prohaska, Installateur bei Brosing & Co., verzichte hiermit freiwillig und endgültig auf alle meine Rechte meiner Frau Rosalie Prohaska, geborene Gabler, gegenüber, indem ich zugebe, sie wiederholt in gröblichster, mit Gefahr für ihre Gesundheit und ihr Leben bedrohender Weise thätlich mißhandelt zu haben. Desgleichen trete ich ihr alle meine Rechte an unseren Sohn Ferdinand ab, verpflichte mich hiermit feierlich, niemals eine Annäherung zu unternehmen und bestätige das alles mit meiner eigenhändigen Unterschrift.

Wien, 14. September 1890.

Franz Prohaska.“

Hans überlas es, faltete es zusammen und steckte es zu sich.

Den Rock hatte er schon früher angezogen, nun nahm er seinen Hut in die Hand und wandte sich an Franz.

„Jetzt sind wir miteinander fertig,“ sagte er in ruhigem Tone, „und es is besser so, daß es zwischen uns allein ins reine gekommen is. Ob du mir Rache nachtragst, weiß ich nit — ich schere mich auch nit drum, ich fürcht' mich nit; aber das eine muß ich doch noch sagen: bei mir is es gut aufgehoben, was zwischen uns vorgegangen is, und niemand wird's von mir erfahren, solange ich



leb' und solange du selber auf das achtest, was du da geschrieben hast. Drauf geb' ich dir mein Wort."

Er neigte leicht den Kopf und entfernte sich gemessenen Schrittes.

Franz äußerte kein Wort und keinen Gruß. Regungslos saß er da, den Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in die hohle Hand gestützt und starrte vor sich hin.

Das war das Letzte, was Hans von dem Manne sah, den er bis heute Schwager genannt; der letzte Eindruck, den er von ihm mit sich nahm, als von einem Menschen, der ihm und den Seinen nun wieder so fern stand als zu der Zeit, da sie alle ihn noch nicht gekannt hatten.

## 7.

Hans hielt Wort: die anderen erfuhren nicht, was zwischen ihm und Franz geschehen war und wie er es vermocht, Franz zu bewegen, Rosalie freizugeben und auch das Kind, von dem er wußte, daß sie ihr ganzes Herz daran gehängt. Sie konnte aufatmen wie nach einem schweren quälenden Traum und ruhig, festen Schrittes in ein neues Leben gehen. Sie war frei!

Franz ließ in der That nichts mehr von sich hören, räumte aus eigenem Antrieb die hübsche Wohnung in der Türkenstraße, zog in einen weit entlegenen südlichen Bezirk hinaus und führte nun erst recht einen wüsten Lebenswandel.

Rosalie aber richtete sich, als zum nächsten Ersten der Mutter langjährige Nachbarin auszog, in dieser Wohnung eine Schneidereiwerkstätte ein und arbeitete dort von früh bis spät. Alles war wieder wie in früherer Zeit, und wäre nicht der schöne, lebhaft Knabe dagewesen, sie hätte glauben können, ihre Ehe sei nichts anderes gewesen, als ein drückend schwerer Traum.

Ruhig lebte Mutter Gabler mit ihren beiden ältesten

Kindern und dem geliebten Enkelkind dahin — so glücklich in dieser Ruhe und in dem Frieden, daß sie darüber selbst der Undankbarkeit ihrer Jüngsten vergaß.

So verflossen zwei Jahre. Das Weihnachtsfest war vorbei, das auch in der Familie Gabler einen lichterglänzenden Tannenbaum und viel frohe Ueberraschungen gebracht hatte. Noch lebte der Nachklang der freudigen Stunden in aller Herzen, als ein Unglücksbote einen düsteren Schatten auf die fröhliche Stimmung warf. Ein Bote aus dem Spital kam mit der Frage: „Bin ich hier recht bei Frau Rosalie Prohaska?“

„Ganz recht. Wer schickt Sie?“ versetzte Rosalie.

„Ein Herr Franz Prohaska,“ klang es zurück. „Er liegt auf den Tod darnieder. In der Nacht haben sie ihn gebracht mit dem Rettungswagen. Er muß sehr viel getrunken haben und ist mit ein paar anderen, die auch berauscht waren, in eine Kauferei gekommen. Vier Stiche in die Brust hat er gekriegt; Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, ist keine. Da schickt er mich halt her und laßt bitten, die junge Frau möcht' hinkommen, daß er sie noch einmal sehen kann.“

Betäubt von dem Vernommenen starrte Rosalie dem Manne, der sich rasch entfernte, nach. Dann ging sie langsam mit schweren Füßen zurück ins Zimmer. Ihr Antlitz war so blaß, daß die anderen sie betroffen anstarrten.

„Du bist ja ganz weg, Sali,“ rief Frau Gabler. „Was is denn los? Is etwas Schlimmes geschehen?“

Rosalie sank schwer auf einen Stuhl, als könnten die Füße sie nicht mehr tragen.

„Der Franz liegt im Sterben,“ kam es dann tonlos von ihrem Munde. „Vier Stiche in die Brust . . . eine Kauferei!“

„Jesus Maria,“ rief im ersten Augenblick fassungslos



die Mutter, „erstochen! Aber ja, da hat man's," setzte sie, rasch gesammelt, hinzu. „Das is das End vom Lied. Ja, wie man's treibt, so geht's, und wie man lebt, so stirbt man.“

„Das sag' ich auch," bekräftigte Hans. „Er hätt's nit notwendig gehabt, ein solches Ende zu nehmen, aber er hat es nit anders gewollt.“

„Ich muß zu ihm!" stöhnte Rosalie auf. „Er ist der Vater meines Kindes. Schnell!“

Sie winkte den Kleinen, der mit großen Augen den Reden gelauscht, hastig zu sich.

„Komm, Ferdi, zum Vater!" sagte sie leise, und zu den anderen gewandt, setzte sie hinzu: „Haltet mich nicht auf.“

„In Gottes Namen," entgegnete die Mutter mit einer zustimmenden Gebärde. „Er hat's zwar um dich nit verdient, aber ich red' dir da nix drein. Du sollst's halten, wie du willst.“

Zwanzig Minuten später betrat Rosalie jenen Saal des Allgemeinen Krankenhauses, darin Franz neben vielen anderen, die in Dualen stöhnten, untergebracht war.

Mit immer mehr schwindenden Lebensgeistern lag er bleich wie das Linnen unter ihm da. Nur in seinen Augen war noch Leben.

Mit dankbarem Blicke begrüßte er sie, als sie weinend seine Hand ergriff. Und als sie den starken Mann da schwach und sterbend vor sich sah, da war es ihr, als rüttle eine kalte Hand an ihrem Herzen.

„Mein Gott, mein Gott, hat das sein müssen, daß ich dich so vor mir sehen muß?" fragte sie gepreßt, mit feucht werdenden Augen.

„'s is besser so," hauchte er ihr zu. „Mein Leben war verpfuscht, das seh' ich jetzt ein. Aber ich möchte versöhnt mit dir sterben.“

Fester umschloß ihre Hand die feine, die kalt und schon vom Tod gelähmt war.

„Und aus dem Buberl mach' einen besseren Menschen, als es sein Vater war,“ setzte Franz, in immer größeren Pausen mit Anspannung seiner letzten Kräfte sprechend, in fast unverständlichem Flüstertone hinzu. „Bei dir is er gut aufgehoben, Sali — leb wohl — ich dank' dir, daß du gekommen bist —“

Ein leichter Seufzer schloß plötzlich seine Rede, sein Haupt sank tiefer in die Kissen, ein Strecken lief durch seinen Leib. Er war tot, und erschüttert drückte ihm die junge Witwe die Augen zu.

Sechs Jahre sind seitdem vorbei, Rosalie hat nicht wieder geheiratet, und der kleine Ferdi ist jetzt ein zwölfjähriger großer Bub, der das Gymnasium besucht und einer der besten Schüler ist.

Er ist stolz auf seine schöne Mutter, die nur für ihn lebt und sich emporgearbeitet hat aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und wohl erworbenem Ruf als Inhaberin eines Modesalons, der seine Kundinnen in den vornehmsten Kreisen hat.

Onkel Hans hat inzwischen geheiratet, aber die alte Großmutter lebt nach wie vor mit Tochter und Enkel, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt in einem eleganten Hause in der inneren Stadt wohnen. Niemand sieht der blühenden Frau Rosalie an, was sie einst erlitten hat. Sie selbst aber hat die Erinnerung daran treu bewahrt, und diese ist wohl auch der Grund, der sie alle Heiratsanträge ausschlagen läßt.







## Die Theekultur auf Ceylon.

Ein Beitrag zur Geschichte des Welt Handels.

Von Hans Gerstner.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**Z**u den Genuß- und Reizmitteln, die im Weltverkehr eine wichtige Rolle spielen, gehören auch die aromatischen Blätter des Theestrauches, von denen China im Jahre 1893 115 Millionen Kilogramm im Werte von 167 Millionen Mark ausführte. Die in den Außenhandel gelangenden Mengen bilden jedoch keineswegs die gesamte Theeerzeugung des „Reiches der Mitte“. Die Höhe der letzteren läßt sich nicht einmal annähernd feststellen; nach Schätzungen Sachkundiger wird aber angenommen, daß die Chinesen etwa zwei Dritteile ihrer Jahresernte selbst verbrauchen und nur ein Drittel in den Außenhandel bringen.

Der Theeverbrauch nimmt in Europa und Amerika rasch zu und ist vielfach ein Nationalgetränk im eigentlichen Sinne des Wortes geworden. Unter den theetrinkenden Nationen der Erde soll nach der Berechnung eines englischen Statistikers jetzt übrigens England den ersten Platz einnehmen. Die verhältnismäßig kleine Bevölkerung des Vereinigten Königreiches verbraucht jährlich fast so viel

Thee, wie die Bewohner des übrigen Europa mit denen von Nord- und Südamerika, Afrika und Australien zusammengenommen. Der Verbrauch belief sich jährlich auf 214 341 044 Pfund oder etwa 600 000 Pfund täglich. Außer bei den Engländern ist das Theetrinken zu einer wirklichen Volkssitte geworden in Nordamerika, Rußland, Holland, Ostindien, in Südafrika und Australien. Außer-



Das Pflanzen der Theeschößlinge.

dem ist der Theekonsum in Dänemark, Norwegen und an der deutschen Nordseeküste von hervorragender Bedeutung.

Bis zu Beginn der siebziger Jahre war nach Doktor v. Neumann-Spallarts und Doktor v. Jurasczeks „Uebersichten der Weltwirtschaft“ China fast die alleinige Quelle für die Versorgung der ganzen Menschheit mit Thee. Dann bereitete ihm Japan mit vielem Erfolge Konkurrenz, doch bald wurde dieses von Britisch-Ostindien und Ceylon überflügelt, welche in stets wachsenden Mengen Thee nach Eng-



land und dem europäischen Festlande ausführen. In Japan wurden (fast ausschließlich nach Amerika) ausgeführt 1881: 21,06 Millionen Kilogramm im Werte von 22,84 Millionen Mark, dagegen 1893 schon: 30,4 Millionen Kilogramm im Werte von 21 750 000 Mark. Hier steigen also die Ausfuhrmengen, während die Preise zurückgehen, und ein gleiches ist in China der Fall, während in Britisch-Ostindien und Ceylon sowohl Menge wie Wert der Produktion im Steigen begriffen sind. Die Ursache des Preisrückganges des chinesischen und japanischen Thees



Eine Theeplantage im Umbegamowadistrict.

liegt einerseits in der Ungleichmäßigkeit der zur Ausfuhr gelangenden Sorten, welche aus einer Anzahl kleiner Pflanzungen stammen, während der fast nur in größeren Plantagen gebaute indische und ceylonische Thee sehr gleichmäßig ist; andererseits in den in China und Japan immer mehr einreißenden Verfälschungen, welche in England und den Vereinigten Staaten die Einsetzung besonderer Prüfungsbeamten nötig gemacht haben. Auch soll der Thee aus Indien und Ceylon stärker sein, so daß sparsame Hausfrauen mit geringeren Mengen für den Aufguß auskommen.

Während im Jahre 1826 in England nur sechs Pro-

zent Thee aus Indien und Ceylon, dagegen 94 Prozent chinesischen Thees verbraucht wurden, belief sich der Konsum der ersten Sorten 1890 schon auf 70 Prozent und des chinesischen Thees nur noch auf 30 Prozent. Ostindien hat im Durchschnitt von 1876 bis 1881 jährlich gegen 16 Millionen Kilogramm im Werte von 29,79 Millionen Rupien (die Rupie gilt etwa 1,35 Mark) ausgeführt und zwar hauptsächlich nach Großbritannien; 1892 bis 1893 dagegen 50 Millionen Kilogramm im Werte von 55,7 Millionen Rupien.

Verhältnismäßig noch größer ist die Steigerung auf der Insel Ceylon, wo 1878 nur 11 000 Kilogramm und in den Jahren 1880 bis 1882 jährlich durchschnittlich nur 182 500 Kilogramm zur Ausfuhr kamen, während der Export 1892 sich bereits auf 32 Millionen Kilogramm im Werte von 80 Millionen Rupien belief. Der Thee von Ceylon geht vorderhand gleichfalls fast ausschließlich nach England, er soll besonders mild und aromatisch sein und scheint daher in erster Linie berufen, dem chinesischen in Zukunft eine sehr gefährliche Konkurrenz zu machen, weshalb wir seine Kultur nachstehend eingehender schildern wollen.

Die Theestaude ist ein immergrüner Strauch, zur Familie der Ternströmiaceen gehörend, der sich von der nahe verwandten Kamelie durch den nicht abfallenden, fünfblättrigen Kelch, sowie dadurch unterscheidet, daß die Mittelsäule der Kapsel bei deren Aufspringen stehen bleibt. Früher nahm man verschiedene Arten an, doch gilt es jetzt als wahrscheinlicher, daß alle in den Handel gelangenden Sorten nur von einer einzigen, allerdings stark variierenden Art abstammen, von der im Laufe ihrer mehr als tausendjährigen Zucht zahlreiche Kulturvarietäten entstanden sind. Auch die Chinesen versichern, daß es eigentlich nur eine Spezies des Theestrauches gäbe, die



aber seit undenklichen Zeiten bei ihnen in zahllosen Varietäten gebaut wird, welche man dort ähnlich unterscheidet, wie bei uns etwa die Weinsorten.

Diese einzige Art nun ist der chinesische Theestrauch (*Thea chinensis*), eine schöne immergrüne Staude mit abwechselnden, lanzettförmigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, gesägten, beiderseits kahlen oder auf den



Das Beschneiden der Stauden.

Nerven mehr oder weniger fein behaarten Blättern. Am Ende der Zweige stehen zwei bis vier Blüten mit ziemlich großen, wohlriechenden, weißen, rosa angehauchten Blumenblättern. Die Heimat dieser Staude ist aller Wahrscheinlichkeit nach im südwestlichen gebirgigen China zu suchen, von wo aus sie sich im Laufe der Zeit weithin ausgedehnt hat. Mit wenigen Ausnahmen erreicht der Thee indessen den tropischen Wendekreis nicht, vielmehr ist sein Vorkommen rein subtropischer Art. Man erachtete

ihn bis 1826 als ausschließlich chinesischen Ursprungs, in dem genannten Jahr aber entdeckte der englische Major Bruce auch in Ober-Assam eine wildwachsende Theestaude, die man noch jetzt dort kultiviert, und die sich von ihrer chinesischen Schwester bloß durch größere Blätter und das Vorkommen einzelner Blüten in den Blattachsen unterscheidet.

Der Gedanke, den Thee in einem Lande, wo er augenscheinlich verwildert war, wieder künstlich anbauen zu lassen, war ein ziemlich naheliegender. Die britisch-ostindische Regierung brachte ihn zur Ausführung; 1839 trat die Assam-Theegeellschaft ins Leben, und bereits 1842 konnte der erste indische Thee ausgeführt werden. Jedoch erst in den folgenden Jahrzehnten, als die junge Pflanze auch auf die Südhänge des Himalaya gebracht worden war, nahm die Kultur aus Samen des einheimischen wie des chinesischen Thees einen größeren Aufschwung. Gegenwärtig bedeckt die Theestaude Hunderttausende von Morgen in allen Teilen des indischen Kaiserreichs, wo sie sich mit Vorteil anbauen läßt: von den Grenzen Birmas bis zu den Hängen des Himalayagebirges.

Neben diesen Gebieten hat die Theepflanze nur in Japan und auf Java, sowie auf der Insel Ceylon, dessen Ausfuhr sich neuerdings so gewaltig steigert, eine dankbare zweite Heimat gefunden. Die Theekultur wurde auf Ceylon Mitte der siebziger Jahre, zuerst nur in sehr bescheidenem Umfange, begonnen, als die immer mehr um sich greifenden Verheerungen des mikroskopischen Pilzes *Hemileya vastatrix* sämtliche Kaffeepflanzungen des Eilandes zu vernichten drohten. Damals war Ceylon noch das dritte, bezüglich der Menge der Produktion gleich nach Brasilien und Java folgende Kaffeeland der Erde, während heute jene ehemals blühendste und wichtigste Kultur der Insel fast vernichtet ist (die Kaffeerausfuhr sank von 53 Mil-



lionen Kilogramm im Jahre 1870 auf 2 180 000 Kilogramm im Jahre 1892).

Angeichts dieser Katastrophe suchte und fand man Ersatz in der Theekultur, und in der That ist Ceylon binnen zwanzig Jahren aus einem Kaffeelande ein Theeland



Das Pflücken der Blätter.

geworden. Dabei ist der Anbau der Theestaude dort noch immerfort im Zunehmen begriffen, und außerdem haben die bereits in Kultur stehenden Pflanzungen zu einem erheblichen Teile ihre höchste Ertragsfähigkeit noch gar nicht erreicht.

Besonders ertragreiche Theepflanzungen liegen im Am-

begamowadistrikt, und wir wollen die Hauptarbeiten und Momente der Theekultur auf einer solchen dem Leser kurz vorführen. Man unterscheidet je nach der Zubereitung der Blätter bekanntlich schwarzen und grünen Thee: China erzeugt schwarzen und grünen Thee, Indien meist schwarzen, grünen nur für den zentralasiatischen Markt, Java und Ceylon aber ausschließlich schwarzen Thee.



Das Rollen mittels Maschinen.

Die Sträucher werden aus Samen gezogen, und dann die Schößlinge, nachdem sie ein Jahr alt sind, in Reihen verpflanzet. Sie sind dann etwa 0,5 Meter hoch; man hebt sie mit dem Erdballen aus und setzt sie in Zwischenräumen von 1,30 bis 1,80 Meter auf die nach Art von Blumen­gärten tief und fein gelockerten Felder, wo sie bei trockener Witterung dann sofort begossen werden müssen. Während der ersten drei Jahre darf eine solche Theepflanzung noch



nicht geerntet werden; häufig baut man daher wohl eine Zwischenfrucht zwischen die Reihen, gewöhnlich Baumwolle oder Mais, doch muß in einem solchen Falle natürlich die Ausfaugung des Bodens durch vermehrte Düngung ausgeglichen werden. Alle stark riechenden Stoffe sind dabei jedoch ausgeschlossen, weil sie das Aroma der Blätter schädigen; am besten ist Holzasche, kompostierte Walderde und dergleichen.

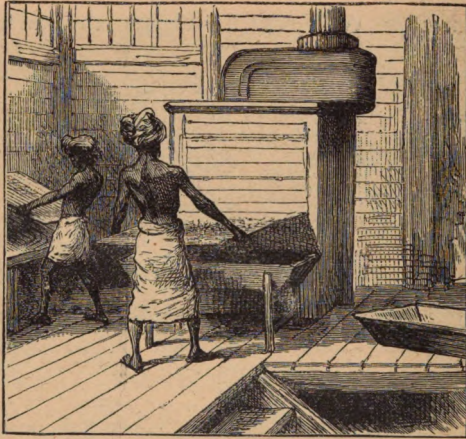
Wenn man die Theestauden, sich selbst überlassen,



Das Trocknen in Speichern.

wachsen läßt, so werden sie vier Meter und mehr hoch. Man pflegt sie aber durch Stützen gewöhnlich nur andert- halb Meter hoch zu halten, weil sie dann um so reich- lichere Seitenzweige und zartere Blätter treiben. Die alten, holzig gewordenen Triebe schneidet man regelmäßig nach der zweiten Ernte aus; ist dann im achten bis zehnten Jahre die ganze Krone so holzig geworden, daß sie keine jungen Triebe mehr auszustoßen vermag, so schneidet man sie bis zum Ansatz ab. Es bildet sich hierauf ein neuer Auswuchs an ihrer Stelle, den man nun in gleicher Weise wie die erste Krone behandelt. Versagt aber auch diese zweite Krone, was meist zwischen fünfzehn bis zwanzig Jahren der Fall, dann muß der Strauch ausgeschieden werden.

Gewöhnlich erfolgt — wie schon bemerkt — die erste Ernte, das heißt das erstmalige Abpflücken von Blättern eines Strauches, nach dem dritten Jahre. Wie auf den Anbau, so wird auch auf diese Arbeit, welche nur bei trockener Witterung vorzunehmen ist, die äußerste Sorgfalt verwendet. Dabei müssen die Blattaugen nebst mindestens dem vierten Teile der Blätter an dem Strauche belassen



Das Trocknen in Oefen.

werden. Das Pflücken der Blätter erfolgt in China drei- bis viermal im Jahre, auf Ceylon dagegen bloß zwei- bis dreimal; dabei liefert die erste Ernte jedesmal die besten, die letzte die schlechtesten Blätter. Von jedem Strauch bekommt man im Jahre gegen ein Kilogramm Blätter, von denen flinke Arbeiter täglich bis zu 25 Kilogramm zu pflücken im Stande sind.

Diese frisch gepflückten Blätter entwickeln nun noch keinerlei Aroma, sondern sie müssen erst, wie die Kaffeebohnen, durch Röstten jenes eigentümliche Del hervor-



bringen, daß guter Thee enthält, und dabei gewisse unangenehme Eigenschaften verlieren, welche sie in frischem Zustande besitzen. Durch die Art und Weise der Behandlung und Zurichtung der frischen Blätter entstehen eben die beiden obengenannten Hauptarten: der grüne und der schwarze Thee, von denen auf Ceylon nur der letztere, natürlich mit zahlreichen Nebensorten, erzeugt wird. Besonders beliebt sind: Orange-Peko, gemischter Peko, Peko, Peko-Suchong und Suchong.



Auslesen und Sortieren.

Zunächst werden die frischen Blätter, um sie genügend weich zu machen, in Speichern auf Bambusmatten oder Gestellen zwölf bis vierundzwanzig Stunden ausgebreitet und trocknen gelassen, dann längere Zeit in der Luft hin und her geworfen und geschüttelt und schließlich in Haufen gebracht und mehrere Stunden liegen gelassen. Sie bekommen hierdurch leichte Flecken oder eine rötliche Färbung und verbreiten bereits einen aromatischen Duft.

In China nehmen alsdann die Arbeiter mit beiden Händen so viel Blätter, wie sie zu fassen vermögen, und rollen sie auf einem mit Rohrgeslecht bedeckten Tische in Kugelform zusammen. Dadurch wird ein Teil des Saftes beseitigt und zugleich die erforderliche Drehung der Blätter

hervorgebracht. Auf Ceylon dagegen erfolgt das Rollen und Kräufeln der Blätter in viel gleichmäßigerer Weise mittels Maschinen. Man überläßt sie hierauf, von neuem zusammengeschichtet, nochmals der Gärung, um sie dann in Dosen zu trocknen und zu rösten. Sie müssen dabei fortwährend umgerührt werden, damit sie nicht anbrennen oder einen rauchigen Geschmack annehmen. Nach dem Herausnehmen rollt man sie von neuem und trocknet sie dann, auf Gestellen ausgebreitet, an der Luft.

Es sei hierbei bemerkt, daß die Bereitung des grünen Thees sich von der vorstehend geschilderten des schwarzen der Hauptsache nach nur dadurch unterscheidet, daß man die frischen Blätter nicht erst trocknet, sondern gleich dämpft, um ihre grüne Farbe festzuhalten, und auch beim Rösten stärkere Hitzegrade zur Anwendung bringt. Fast sämtliche chinesische Thees werden aber außerdem noch mit grüner Farbe aufgefärbt.

Nach dem Rösten erfolgt das Auslesen und Sortieren, indem man die Blätter durch Siebe von verschiedener Maschenweite gehen läßt, wodurch sie zu verschiedenen Qualitäten gesondert werden. Die einzelnen dadurch gewonnenen Sorten schüttet man auf Tücher und bringt sie so in den Raum, wo sie in Kisten, die inwendig mit Bleifolie ausgeschlagen sind, verpackt werden. Endlich werden die Ballen auf von Büffeln gezogenen Wagen zur nächsten Eisenbahnstation geschafft, wo man sie verladet und zum weiteren Schiffstransport nach Kolombo oder Point de Galle bringt.

Interessant dürfte der Vergleich einer Theepflanzung auf Ceylon mit einer an der indisch-birmanischen Grenze gelegenen Plantage und der dortigen Kultur und Theebereitung sein, weshalb wir die Schilderung einer solchen mit den Worten eines darauf angestellten Deutschen (W. Stiefelhagen) hier anschließen. „Auf einem mit Thee



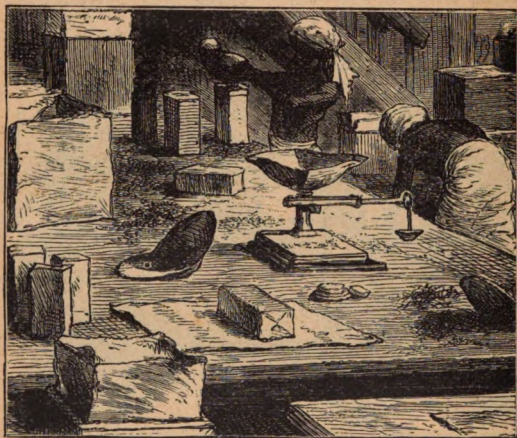
bepflanzten Hügel steht das Bangalo (Wohnhaus) des Verwalters freundlich zwischen Siphoripalmen und Mangobäumen versteckt. Unten auf der Ebene, den kleinen Fluß entlang, liegen die Hütten der Arbeiter inmitten kleiner Gärten und Plantagengruppen. Diese Station ist rings von Theehügeln umgeben, welchen die etwa 1,6 Meter hohen und 1,3 Meter voneinander entfernten Sträucher



Das Ausschütten auf Tücher.

eine dunkelgrüne Farbe verleihen. Eine Menge Arbeiterinnen ist beschäftigt, die zarten Blätter von den Sträuchern zu pflücken und in Rohrkörbe zu sammeln, während dort die Männer den Boden behacken. Jetzt tönt das Gong von dem Hause des Verwalters her: es ist dies ein Zeichen, daß es 12 Uhr ist und die Arbeiter zu ihrem Mittagsmahl gehen dürfen, wozu ihnen bis 2 Uhr Zeit gelassen wird. In langer Reihe begeben sich die Kulis (das indische Wort für Arbeiter) nach Hause, die Frauen große, mit Theeblättern gefüllte Körbe auf dem Kopfe tragend

und dabei Lieder singend, welche sich nur in Molltönen bewegen. Das Ziel dieser Schar ist das Theehaus. Hier nimmt ein Beamter die Blätter in Empfang, um sie zu wägen; nachdem dies geschehen, werden sie in ein stark ventilirtes, mit vielen Fenstern versehenes Gebäude gebracht, wo sie auf Trockenbänken ausgebreitet werden, um sie dadurch zur Fabrikation vorzubereiten. In einem dem



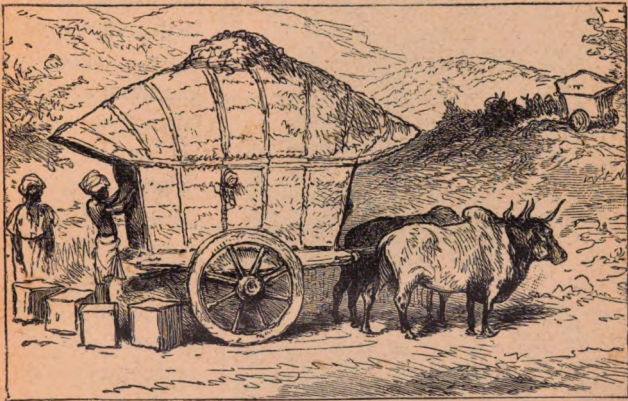
Das Verpacken.

Theehause naheliegenden Gebäude sehen wir eine Menge Arbeiter an langen Tischen stehend, jeder einen Haufen Theeblätter mit den Händen hin und her rollend, wodurch sie zur Gärung geeignet werden. Die Blätter werden nun in kleine kegelförmige Häufchen gepreßt (den deutschen Handkäschen sehr gleichend) und alsdann einer Gärung ausgesetzt. Diese Gärung ist für die Farbe und Güte des Thees entscheidend und erfordert große Sorgfalt, weil eine zu starke Gärung das Aroma verdirbt und eine zu schwache es gar nicht zum Vorschein kommen läßt. Die fermentierten Blätter werden nun im Theehause auf Matten,



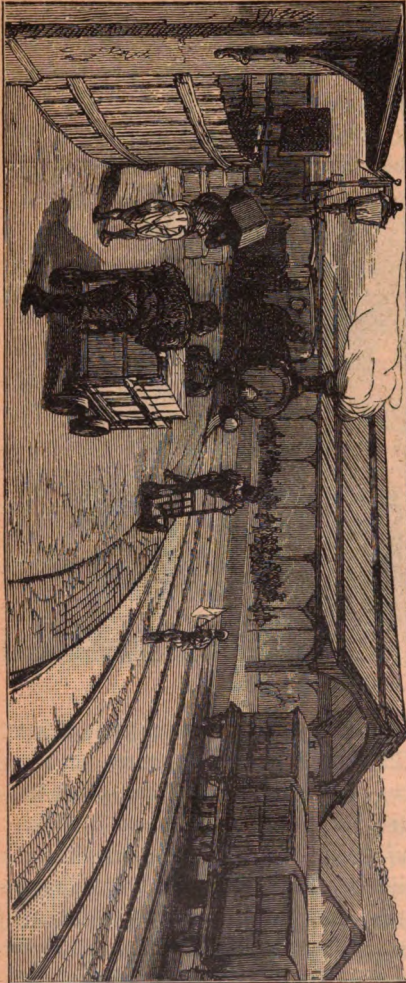
die über Holzkohlenfeuern ausgebreitet sind, geröstet, und das schwarze Produkt dieser Prozesse heißt eben Thee und wird in verschiedene Sorten gesiebt, vom groben Congo bis zum feinsten Peko.“

Der im Eingang erwähnte wichtige Umschwung im Theehandel, der in dem Rückgange der chinesischen Theeausfuhr seinen Ausdruck findet, ist um so auffallender, als doch eigentlich die Bewohner des „Reiches der Mitte“



Der Transport zur Eisenbahn.

durch ihre im Laufe vieler Jahrhunderte angesammelten Erfahrungen in der Theekultur jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagen müßten. Dahingegen giebt aber gleich die Betriebseinrichtung und der ganze Vertrieb dem indischen Theebau und dem auf Ceylon einen wesentlichen Vorteil gegenüber dem chinesischen. Die chinesischen Theepflanzer verfügen nämlich meist nur über geringe Bodenflächen, durch deren Kultur sie sich ihren dürftigen Lebensunterhalt erwerben. Der Produzent verkauft dort seinen Ertrag an die Sammler, diese an die Unterhändler und Händler, und diese zuletzt an die fremden Kaufleute, wodurch die



Auf der Station.

Kosten natürlich wesentlich gesteigert werden, da bei jedem Uebergang in andere Hände ein Aufschlag erfolgt.

In Indien und auf Ceylon sind es meist größere Plantagen, durchweg Eigentum von Gesellschaften, welche die fertige Ware ohne Zwischenstation auf einen großen Markt bringen. Die Gesellschaften und größeren Plantagenbesitzer sind kapitalkräftig, können ausgedehnte Ländereien erwerben, Versuche anstellen, Maschinen anschaffen und die neuesten Erfindungen dabei verwenden. Die Größe der dortigen Pflanzungen ermöglicht

fernerhin eine vollständige Arbeitsteilung; die Arbeiter finden stets nur Verwendung zu einer ganz bestimmten



Manipulation, worin sie dann natürlich mit der Zeit eine ganz staunenswerte Geschicklichkeit erlangen. Auch können auf jenen großen Plantagen alle die oben geschilderten Prozeduren, denen die Blätter vom Pflücken an unterworfen werden müssen, viel regelmäßiger, ohne schädliche Pausen und Zeitverluste vor sich gehen, so daß dadurch die ganze Ernte und die fertige Ware eine viel gleichmäßigere und für einen Absatz geeignete ist.

Endlich ist in Indien und auf Ceylon das Transportwesen viel günstiger, billiger und schneller als in China; Ceylon liegt auch nicht halb so weit von England und Rußland entfernt als China, und selbst bei Indien beträgt die Entfernung nur etwa 60 Prozent. „Hieraus folgen,“ wie ein Sachverständiger hervorhebt, „billigere Frachten, schnellerer Verkauf und schnelleres Wiedereinkommen des angelegten Kapitals. Nach den im vorstehenden näher dargelegten ungleich günstigeren Vorbedingungen für den Theebau von Britisch-Ostindien und Ceylon kann uns die ungemein schnelle Fortentwicklung desselben sicherlich nicht wundernehmen. Die verhältnismäßig sehr starke Mehrerzeugung an Thee, welche die notwendige Folge dieser Fortentwicklung war und welche sich ebenso wie diese auch noch fortsetzen wird, mußte selbstredend auf den Theemarkt der Welt wiederum einen ganz gewaltigen Einfluß ausüben, da die auf denselben gebrachten Warenmengen nach und nach eine ganz bedeutend größere Ausdehnung annahmen. Bislang hat aber der Markt für diese größeren Mengen immer noch Verwertung gehabt, die Nachfrage ist immer noch dem Angebot entsprechend gewesen, ja, es hat allen Anschein, als ob dieses auch für die nächste Zeit noch selbst bei einem Weiteranwachsen des Erzeugnisses der Fall sein wird.“





## Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Von Th. Gandert.

(Nachdruck verboten.)

### II. Ein Freund in der Not.

**D**er fast tägliche Verkehr mit den lichtscheuen Gesellen, welche der Riesenleib der Reichshauptstadt in seinem tiefsten Inneren verbirgt, hat bei dem gewiegten Kriminalisten als obersten Grundsatz das Bestreben gezeitigt, mit den schweren Verbrechern sich auf einen gewissen gemüthlichen Fuß zu stellen. Hierzu gehört vor allem, daß man, wie schon in unserem ersten Artikel erwähnt wurde, den „schweren Jungen“ mit „du“ anredet und in dem Verbrecherkauderwelsch mit ihm zu sprechen weiß. Ich selbst habe die meisten Erfolge in meiner langjährigen polizeilichen Thätigkeit meinem freundlichen Verkehr mit diesen bösen Geistern zu verdanken, und zwar habe ich nicht allein unnötige Härten vermieden, wenn so ein gewerbsmäßiger Einbrecher mir auf Gnade und Ungnade überliefert war, sondern ich habe auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, bei zufälliger Begegnung mit solch altem Bekannten mich eingehend nach seinem Wohlergehen und „etwas Neuem“ zu erkundigen, und so manche Cigarre, die ich gespendet, so mancher Thaler, mit dem ich bereitwillig aushalf, haben



ihre guten Früchte getragen. Freilich griff ich energisch durch, wenn es darauf ankam, irgend ein mir gestecktes Ziel zu erreichen oder eine mir gestellte Aufgabe zu lösen, aber stets ohne Zorn, stets mit thunlicher Milde, und so kam es, daß ich gerade unter den schwersten Verbrechern, die ich nach unendlicher Mühe und oftmals mit Lebensgefahr dingfest gemacht, so manchen Freund hatte, während ich wiederum in den Kreisen des Gefindels eine verhasste Persönlichkeit war.

So hatte ich in meinem Reviere einen alten Zuchthäusler wohnen, der wegen schweren Raubes mit fünfzehn Jahren und wegen verschiedener Einbrüche einmal mit zwei, ein anderes Mal mit vier Jahren Zuchthaus bestraft worden war; er war fünfundvierzig Jahre alt und hatte von diesen einundzwanzig im Zuchthause zugebracht. Die letzte Strafe von vier Jahren hatte er mir zu verdanken, und er verhehlte mir nicht, als ich ihm in meinem Bureau die Fesseln hatte abnehmen lassen, da er versprach, sich ruhig zu verhalten, daß ich unter seinen Händen hätte mein Leben lassen müssen, wenn ich bei seiner Ergreifung nicht schneller gewesen wäre, als er! Doch das machte nichts; nachdem er mir über seinen letzten Einbruch Rede und Antwort gestanden hatte, gab ich ihm — es war im Winter, früh vier Uhr und bitter kalt — ein Glas Grog und eine Cigarre. Als er dann die vier Jahre „abgerissen“ hatte, nahm er seine Wohnung abermals in meinem Reviere, und da er natürlich unter Polizeiaufsicht stand, so mußte er sich auf dem Bureau melden. Er verlangte hierbei, mich persönlich zu sprechen. Ich ließ ihn in mein Zimmer kommen. Nachdem er auf meine Aufforderung Platz genommen hatte, bat er mich, ich möge ihn in seinem Quartier und auch auf seiner Arbeitsstelle (wenn er erst wieder Arbeit gefunden habe) nicht von den Beamten revidieren lassen, da er ehrlich werden wolle und wisse, daß

er die Arbeit verlieren werde, sobald man von seinem Vorleben erfahre. Ich versprach ihm dies und ging noch einen Schritt weiter, indem ich ihm bei einem mir genauer bekannten Zimmermeister eine Stelle als Bauwächter besorgte. Zwei Jahre hielt er wacker aus, dann blieb er plötzlich fort und verschwand auch aus seiner Wohnung.

Eines Abends hatte ich eine Streiferei im Schlesiſchen Busch, einem kleinen, zwischen der Weichbildgrenze von Berlin und Treptow gelegenen Gehölz, angeordnet, ohne selbst die Leitung zu übernehmen, und wollte mich dann überzeugen, wie denn eigentlich von meinen Beamten die Sache angegriffen und durchgeführt werde.

Gegen Mitternacht verließ ich in Zivil, und als Waffe nur einen schweren Schlagring in der Tasche tragend, meine Wohnung und schlenderte gemächlich dem Schlesiſchen Busch zu. Dicht vor der Brücke, die über den Landwehrkanal führt, auf der rechten Seite, befand sich damals ein kleines Wirtshaus mit großem, an die Straße grenzendem schattigem Garten, in welchem einige wenige, trübe brennende Petroleumlampen die sonst herrschende Finsternis erst so recht hervortreten ließen. Hier verkehrte, wie mir sehr wohl bekannt war, immer eine recht zweifelhafte Gesellschaft, arbeitscheues Gefindel, das die durch Bettelei oder Diebstahl gewonnenen Groschen und Thaler vertrank, außerdem Fuhrleute und Steinträger. Dem Wirt war nichts nachzusagen; er hielt einigermaßen auf Ordnung, wenigstens soweit ihm dies bei der Art der bei ihm verkehrenden Gäste möglich war.

Als ich bei der Einfahrt langsam vorüberging, standen in derselben mehrere Männer nebst einigen Frauenzimmern, und trotzdem ich mein Gesicht im Schatten hielt, da ich mit der Hand mir an meiner Cigarre zu schaffen machte, schien es mir doch, als ob bei meinem Anblick die leise geführte Unterhaltung plötzlich aufhöre. Raum war ich



etwa zweihundert Schritt langsam weiter gegangen — ich war eigentlich darauf gefaßt, daß man mir folgen würde — als von rückwärts her, aus dem Garten der Ausspannung, laute gellende Hilferufe mein Ohr erreichten und natürlich meine Wanderung unterbrachen. Ein wüßtes Stimmengewirr drang zu mir hin, und als die Hilferufe sich lauter und durchdringender wiederholten, eilte ich geflügelten Fußes zurück, wie es ja selbstverständlich meines Amtes und meine Pflicht war, sprang über den nicht allzuhohen Zaun und drang in den nur schwach erhellten Garten ein, in dessen Hintergrunde, dem jammernden Geschrei nach, Menschenleben in Gefahr waren.

Da erloschen plötzlich hinter mir die Laternen, die dicht an dem Zaun längs der Straße gebrannt hatten, und als ich, dadurch stutzig geworden und einen Hinterhalt ahnend, mit einem plötzlichen Ruck im Laufe innehielt, die mit dem Schlagring bewehrte Rechte zur Verteidigung erhoben, fühlte ich mich auch schon vorn an der Brust und an der Kehle gepackt, während von rückwärts Stöße und Fäuste auf mich niedersausten. Der eine Angreifer vorn sank, von meinem ersten Hiebe getroffen, mit einem lauten Schrei zu Boden, und während ich mit der linken Hand die Notpfeife zog und ein paar schrille Töne in die Nacht hineinsandte, wandte ich mich rückwärts gegen die auf mich Einschlagenden, den linken Arm zum Schutze des Kopfes erhoben, zwei-, drei-, viermal meine Rechte mit aller Kraft auf die Angreifer niederfallen lassend und danach trachtend, den Ausgang zu gewinnen. Aber es wäre wohl um mich geschehen gewesen, denn ich fühlte mein rechtes Bein umklammert und nach ein paar vergeblichen Versuchen, mich aufrecht zu erhalten, wurde ich zu Boden gerissen. In diesem Augenblick der höchsten Not hörte ich, wie dicht über mir eine rauhe Stimme laut ausrief: „Herr Wachtmeister, Nachtwächter, hier is der Lieutenant!“

und wie ein paar gewaltige Schläge, die aber nicht mir galten, ausgeteilt wurden. Da ich mich wieder frei fühlte, sprang ich auf die Beine, eine Hand erfaßte meinen Arm und: „Schnell, schnell, Herr Lieutenant,“ flüsterte es mir halblaut zu; dabei fühlte ich mich mit Gewalt fortgerissen, fast über den Zaun geworfen und dann vorwärts über die Brücke nach dem Schlesiſchen Buſch zu fortgezogen.

Sehen konnte ich fast nichts, denn mir lief das Blut über die Augen, aber ich merkte, wie meine kleine silberne Pfeife mir genommen wurde und hörte wieder und immer wieder die Notpfeife in das Dunkel hineinschillen. Plötzlich kam eine Antwort von vorn, dann noch eine von links und eine von rechts und in wenigen Augenblicken war einer meiner Wachtmeister und ein halbes Duzend Schutzleute bei mir, welche letztere im Nu meinen Helfer und Retter aus höchster Not überwältigt hatten und ihn zu knebeln begannen. Dies war alles so schnell gegangen, daß ich, da ich das Blut mir aus den Augen wischte, erst merkte, was vor sich ging, als der eine Beamte mit dem Ausrufe: „Der Kerl hat ein Brecheisen bei sich,“ mir das gefährliche Werkzeug vor die Augen hielt.

Natürlich befreite ich meinen getreuen Helfer sofort von seinen Banden und setzte die Beamten in fliegender Eile von dem Geschehenen in Kenntnis.

Wachtmeister und Schutzleute eilten nun in größter Hast nach jenem Wirtshaus; die einen holten den Wirt aus seinem Bett, die anderen suchten mit ihren weit geöffneten Blendlaternen das ganze Grundstück ab, natürlich vergebens. Ich war langsam mit meinem Retter nachgekommen; das Brecheisen hielt ich in der Rechten, den Schlagring hatte ich verloren, mein Begleiter, der mich hatte verlassen wollen, aber auf meinen Zuspruch bei mir geblieben war, folgte mir stumm. Den Wirt bestellte ich für den Morgen nach meinem Bureau.



Die Razzia des Wachtmeisters war so gut wie erfolglos gewesen; ein paar harmlose Pennbrüder (Obdachlose), die vorher schon vom Wachtmeister durch eine Patrouille vor-  
ausgesandt waren, ließ ich laufen.

Dann nahm ich den Wachtmeister und meinen Lebensretter — denn man hätte mich ohne jeden Zweifel in jenem Garten totgeschlagen, wenn er nicht zu Hilfe gekommen wäre — mit nach meinem Sprechzimmer, ließ den Wachtmeister, da ich natürlich meine Frau nicht erschrecken wollte und daher auch mein Dienstmädchen außer Betracht ließ, eine Flasche Rotwein aus meinem Keller holen, und der andere mußte nun beichten. Ich hatte ihn, trotzdem er ein wenig arg verwahrloßt aussah, auf mein Sofa, neben mich, gedrückt und half ihm dadurch über seine Verlegenheit hinweg, daß ich ihm ein großes Glas mit Rotwein hinschob und freundschaftlich mit ihm anstieß. Denn es war jener Zuchthäusler, von dem ich vorhin erzählt habe, und der neuerdings durch sein Verschwinden die Polizeiaufsicht durchbrochen hatte!

Derselbe Mensch also, der mich vor sechs Jahren umgebracht hätte, wenn ihm Zeit dazu geblieben wäre, hatte mich mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet, und dies war um so bemerkenswerter, als er sich dadurch doch freiwillig der Polizei in die Hände lieferte!

Er berichtete, er habe am Abend starke Kopfschmerzen gehabt (natürlich war dies Schwindel, und der alte Sünder war einfach auf einem Raubzuge begriffen gewesen) und dieselben durch einen Spaziergang vertreiben wollen („Na, St., da hatten Sie sich aber einen hübschen Spazierstock dazu ausgesucht,“ fiel ihm hier der Wachtmeister, auf das Brecheisen deutend, in die Rede), als er an jene Kneipe gekommen sei und das Verlangen gespürt habe, einen Schnaps zu trinken. Da habe er mich beim Scheine einer Gaslaterne erkannt und habe in die Hausthür jener

Spelunke treten wollen. In diesem Augenblick aber habe ein Frauenzimmer ihre Begleiter auf mich aufmerksam gemacht und gemeint, sie müßten jetzt, da sie mich hier mitten in der Nacht, wo weit und breit keine Hilfe oder ein Verräther nahen könne, allein hätten, ihre Rache an mir fühlen und mich ein für allemal unschädlich machen. Sie hatte nun aus dem Stegreif einen vollständigen Schlachtplan entworfen: die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme von vier Mann, sollte sich hinten in den großen Garten begeben und plötzlich ein wüßtes Geschrei, mit lauten Hilferufen vermischt, erheben. Es sei anzunehmen, daß ich, „weil ich ja meine Nase in alles stecken müsse“, sofort umkehren werde, um nach dem Rechten zu sehen. Sobald ich weit genug in den Garten eingedrungen sei, sollten zwei der Kerle die Laternen auslöschten und mir dann im Verein mit den beiden anderen — es waren dies zwei berühmte Kaufbolde — den Rückzug abschneiden. Dann sollte ich von allen Seiten umringt und mit Knütteln bearbeitet, auf gut deutsch, totgeschlagen werden.

Der Plan habe allgemeinen Anklang gefunden, und nur ein einziger habe widersprochen; aber dieser kurze Widerstand sei sofort mit der Drohung, den etwa Widerstrebenden zu ersäufen, gebrochen worden.

Freund St. hatte nun zuerst mich warnen wollen; weil er aber vorher die Schutzleute hatte nach dem Schlesiſchen Busch gehen sehen und ihnen begreiflicherweise nicht in die Arme laufen wollte, blieb er im Schatten des Hauses stehen. Alles verlief so, wie der weibliche Feldherr es sich ausgedacht. Und doch bekam der saubere Plan ein Loch, und zwar dadurch, daß die beiden Lampenauslöcher die Zeit nicht erwarten konnten, sondern ihr Amt zu früh besorgten, ehe ich am Ende des Gartens angekommen war.

Als nun St. gesehen, wie man über mich herfiel, habe er mit dem Brecheisen dazwischen gehauen und nach



dem Wachtmeister und dem Nachtwächter gerufen, als ob dieselben gleich ihm zu Hilfe in unmittelbarer Nähe seien, und mich schließlich, da die Angreifer von panischem Schrecken ergriffen von mir abgelassen und nach allen Seiten entflohen seien, zurückgerissen und über den Zaun gehoben.

Das steht fest, wenn die Lampen nicht zu früh ausgemacht worden wären, dann würde mein Helfer mit mir verloren gewesen sein, denn es waren mehr als ein Dutzend Kerle bei dem Attentat beteiligt.

„Un so is es denn jekommen,“ sagte der alte Zuchthäusler tief Atem holend, und abermals ein Glas auf einen Zug leerend, „dat Se mir jetroffen haben!“

Ich drückte dem Erzähler stumm die Hand und dabei fing mein linker Arm an, obwohl ich vorher, wohl in der Aufregung, nichts gefühlt hatte, mich furchtbar zu schmerzen. Da auch die Finger steif zu werden begannen, so ließ ich durch einen Schutzmann meinen Hausarzt aus dem Bette holen, der denn auch feststellte, daß mir der eine Röhrenknochen des linken Unterarmes entzwei geschlagen worden sei. Mein Kopf wies nur starke, aber ungefährliche Beulen und ein paar blutige Risse auf; da ich aber durchaus sofort ins Bett mußte, so lag mir natürlich daran, vor allen Dingen das vorläufige Schicksal meines hilfreichen Freundes festzustellen. Seinen augenblicklichen Unterschlupf wollte er nicht angeben, um seinen Gastfreund nicht zu verraten; wenn er aber auf die Straße ging und von einem fremden Beamten verhaftet wurde, dann konnte ich ihm nicht mehr helfen. Ich sagte ihm daher kurz entschlossen, er solle vorläufig bei mir bleiben und es sich auf meinem Sofa bequem machen. Und so geschah es denn auch, trotzdem der Doktor und der Wachtmeister die Köpfe schüttelten, und meine Frau über meinen ruppigen Gast am Morgen einen tüchtigen Schreck bekam.

Am frühen Morgen ließ sich der Doktor, dem ich natürlich die ganze Sache mit allen Einzelheiten erzählt hatte, beim Polizeipräsidenten melden, denn ich hatte sehr starkes Bundefieber, und dieser billigte nicht allein meine Absicht in betreff meine Retters — also völliges Hinwegsehen über den „Spazierstock“ und den Spaziergang mit ihm, sowie über den Bruch der Polizeiaufsicht — sondern er ließ auch sofort dem St. eine nicht unbedeutende Belohnung auszahlen, da der Mann von mir persönlich absolut keinen Pfennig annehmen wollte.

Das vorerwähnte Frauenzimmer, welches die Seele des ganzen Ueberfalles gewesen war, wurde schon am Mittag aus dem Ausziehkasten ihres Schlassofas, wo sie sich verborgen hatte, hervorgeholt, und acht Tage später saß die ganze Gesellschaft hinter Schloß und Riegel; vier mit arg zerschlagenen Köpfen, zwei mit zerschmettertem Schulterknochen — ein Andenken an St.'s „Spazierstock“.

Auf meine Verwendung wurde dann St. in einer Fabrik als eine Art Aufseher angenommen, aber leider fiel er abermals dem Verbrechen in die Arme und wanderte nach Jahr und Tag wiederum ins Zuchthaus, wo er auch gestorben ist.

Sein Grab in der Reihe der Friedlosen und Ausgestoßenen hat der Wind wohl schon längst verweht, in meinem Herzen und Sinn aber ist ihm ein wehmütiges Andenken gesichert, denn er hat mir einmal in selbstverleugnender Weise das Leben gerettet und, obwohl er nur ein Verbrecher war, auf meine Dankbarkeit vollen Anspruch.







## Von der Steinaxt bis zum Schießgewehr.

Zur Geschichte des Waffenwesens. Von **Justus Brandt**.

Mit 11 Illustrationen.

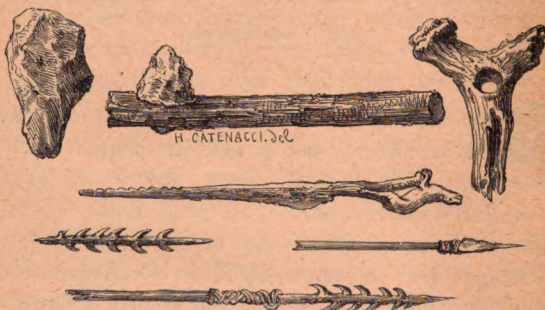
(Nachdruck verboten.)

**N**aum ein anderes Wesen ist so schwach und hilflos als der Mensch, wie er aus den Händen der Natur hervorging. Die meisten Tiere besitzen in oder an ihrem Körper Werkzeuge, um sich damit gegen äußere Angriffe zur Wehre zu setzen, aber der sogenannte „Herr der Schöpfung“ hat in seinem physischen Organismus nichts dergleichen, sondern mußte sich erst Waffen ersinnen und anfertigen.

Es ist ein unnützer Streit, ob der Urmensch die erste Waffe erfand, um sich gegen seinesgleichen oder gegen wilde Tiere zu wehren, oder endlich um Jagdbeute damit zu erlegen. Thatsache ist jedenfalls, daß schon unter den ältesten Spuren des Menschen aus der Diluvialzeit sich zahlreiche und verschiedenartige Waffen vorgefunden haben.

Da giebt es zunächst Steinärte und -Beile und zwar solche, die unmittelbar mit der Hand geführt wurden, und andere, die mit Fellstreifen oder Sehnen an einem Stiel oder Schaft befestigt waren. Ferner Keulen, Pfeile, Harpunen und Speere aus Knochen, meist aus Hirsch- oder Rentiergeweih geschnitzt, oft mit Widerhaken versehen, dann Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein,

Obsidian und so weiter. Außer den Bogen und den Pfeilen mit steinernen oder knöchernen Spitzen benutzte man auch Schleudern und eine Art von Lasso. Man teilt alle diese Geräte und Waffen aus Stein und Horn nach den von J. Lubbock eingeführten Bezeichnungen in paläolithische oder altsteinzeitliche und neolithische oder neusteinzeitliche, die sich vorzugsweise durch das Merkmal des Schliffes unterscheiden. Es sind die gleichen Waffen, die wir in der älteren und jüngeren Steinzeit finden, doch



Waffen aus der Diluvialzeit.

hat die letztere, die wir uns nur nicht als eine bestimmt abzugrenzende Periode vorstellen dürfen, schon mannigfaltigere Formen und eine fortgeschrittene Technik aufzuweisen.

Noch viel größere Fortschritte zeigt wiederum die Metallzeit, die man gewöhnlich in die Bronze- und die Eisenzeit scheidet. „Wie sich aber keine Zeit bestimmen läßt,“ sagt der Kulturhistoriker J. Lippert, „in welcher der Uebergang vom älteren rohen zum jüngeren besser bearbeiteten Steinwerkzeug sich vollzogen hätte, so kann man auch allenfalls nur in einer bestimmten Gegend die Funde nach Stein, Bronze und Eisen ordnen, aber im allgemeinen



läßt sich auch nicht annähernd eine bestimmte Zeit angeben, in welcher die Menschheit von einem Werkzeuge zum anderen übergegangen wäre. Vielmehr teilen sich die Menschen auch mit Bezug auf diese Fortschritte in mehrere völlig getrennte Gruppen, und jede ging so lange ihren eigenen Weg, bis irgendwo die Völkerbewegung die alten Grenzen durchbrach."

Schwerter, Dolche, Schilde und Kette, ebenso Streit-



Die Bewaffnung der Assyrer.

ärte wurden teilweise schon in sehr schöner Form hergestellt, und die berühmten Gräberfunde zu Hallstatt haben zahlreiche eiserne Schwerter mit Bronzegriff und Dolche in Scheiden von getriebenem Bronzeblech zu Tage gefördert. Auf die Hallstatt-Periode, die vielleicht gegen 500 v. Chr. ihren Höhepunkt erreicht hatte, folgt eine spätere Periode der mitteleuropäischen Metallkultur, in der vorwiegend Schmuckgegenstände aus Bronze, Waffen aber aus Eisen hergestellt wurden. Man bezeichnet sie nach den zu La Tène am Neuenburger See gemachten Funden auch wohl als La Tène-Kultur. Die hier gefundenen Schwerter sind zweischneidige, dünne und gerade Eisenklingen bis

zu 1,75 Meter Länge, mit einem glockenförmig geschwungenen Bügel, der an Stelle einer Parierstange zwischen der in einen Knopf auslaufenden Griffangel und der Klinge aufgelöthet ist. Die Schwertscheiden sind beinahe sämmtlich aus Eisenblech hergestellt.

Ein besonderes Gewicht hat man schon in den ältesten Zeiten neben den Trukwaffen auf die Schutzwaffen gelegt, die in den späteren Eisenrüstungen der Ritter ihre Blüte erreichten, um dann mit Einführung der Feuerwaffen zu verschwinden. Neuerdings erst tauchen sie in Gestalt von allerhand „kugelsicheren Panzern“ und ähnlichen Erfindungen wieder auf. Die Krieger von La Tène schützten sich durch Lederhelme mit aufgesetzten Bronzescheiben und mit hölzernen Schilden, die mit eisernen Buckeln versehen waren.

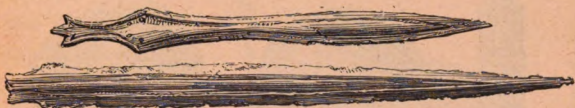
Bei den Assyriern, wie bei den Persern und Medern, führten die Krieger kleine runde Schilde mit Stoßspitzen; sie trugen Schuppenpanzer und Metallhelme oder Lederkappen, auch schon stählerne Panzerhemden und -Hosen. Sie kämpften mit Schwertern, Lanzen, Streitkolben, Streitärten und Schleudern, wie mit Bogen und Pfeilen. Berühmt war die babylonische Reiterei. Es gab, wie bei den Aegyptern, Streitwagen, von denen aus namentlich die Könige kämpften; die Perser besaßen schon fahrbare Wurfgeschütze als eine Art Feldartillerie und außerdem allerlei Wurfmaschinen, Sturmböcke und so weiter als Belagerungsartillerie.

Mit den Funden von La Tène stimmen die keltischen und gallischen Waffen, wie die übrigen auf uns gelangten Altentümer, in ihrer Stilform überein. Später nahmen die gallischen Waffen viel von den Römern an; ihre Helme hatten die römische Form, nur liebten sie gewisse Zieraten, welche wie Hörner oder Flügel aussahen, daran anzubringen. Panzer kamen nur vereinzelt bei ihnen vor;

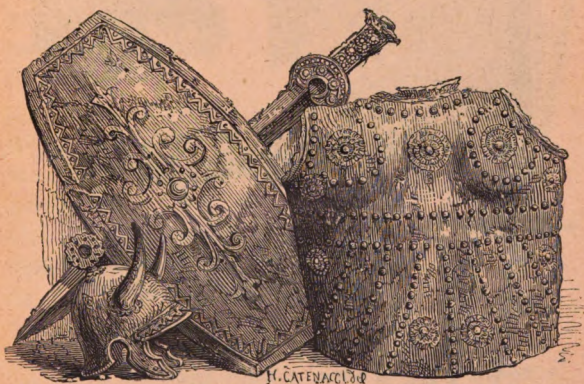


sie bestanden dann, wie bei den Griechen oder Römern, aus zwei Metallplatten (Bronze und Eisen), oder es waren Ringpanzer. Schilde und Schwerter wiesen schon reiche Verzierungen auf und waren den römischen Mustern mehr oder weniger genau nachgebildet.

Die Römer selbst hatten als Schutzaffen: Helm,



Altgallische Schwerter.

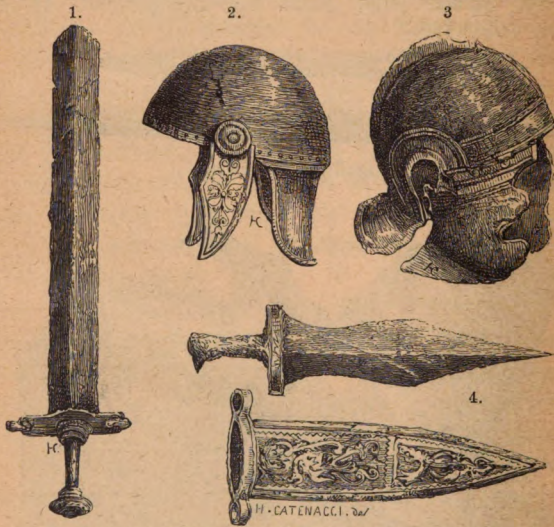


Gallo-römischer Schild und Panzer; Schwert und Helm.

Schild, Panzer und Beinschienen; letztere trugen die Veliten (leichtbewaffnete Infanterie) am linken Bein, die Hastati am rechten, als dem beim Kampfe vorgesezten Bein.

Die Angriffswaffen der römischen Legionäre waren das Schwert (gladius), seit Hadrian erheblich länger und dann spatha geheißen, bis ins erste Jahrhundert aus Bronze, nachher aus Eisen. Die Soldaten trugen es an der rechten

Seite, damit der am linken Arme getragene Schild beim Ziehen desselben nicht hinderlich wäre. Feldherren und Hauptleute, die keinen Schild führten, trugen ein kurzes, zweischneidiges Schwert auf der linken Seite. Besonders charakteristisch für die römische Infanterie war der lange



#### Ultrömische Waffen:

1. Schwert. 2. und 3. Helme. 4. Kurzes Schwert mit Scheide.

Wurfspeer (pilum), dessen eiserne und oben gestählte Spitze mit Nägeln an dem Schaft befestigt war. Ein wohlgezielter Wurf mit dieser Waffe war von furchtbarer Wirkung, denn sie drang durch Schild und Panzer und hestete mitunter Kopf und Reiter aneinander. Das Schwert war zum Nahkampfe bestimmt, der entbrannte, nachdem die Wurfspeere geschleudert waren und den Gegner erschüttert hatten, und der dann die Entscheidung herbeiführte. Als letzte Wehr trug jeder Mann endlich noch einen an der



linken Seite im Gurt festgemachten Dolch. Bogen und Pfeil, sowie die Schleuder wurden nur von Hilfstruppen geführt.

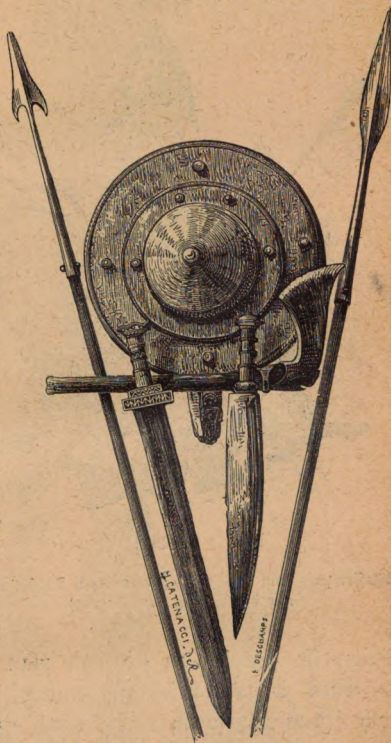
Die römische Reiterei hatte Harnisch, Helm und Bein-

stiefel; eine Lanze, die beiderseits Spitzen hatte, damit sie auch umgekehrt werden konnte, und ein längeres Schwert, als die Fußtruppen, um vom Pferde herab den Feind treffen zu können.

Im allgemeinen waren die Waffen der Römer der Kaiserzeit denen der Griechen durchaus ähnlich, von denen sie auch die großen Kriegsmaschinen, wie Katapulte, Ballisten und so weiter entlehnt hatten.

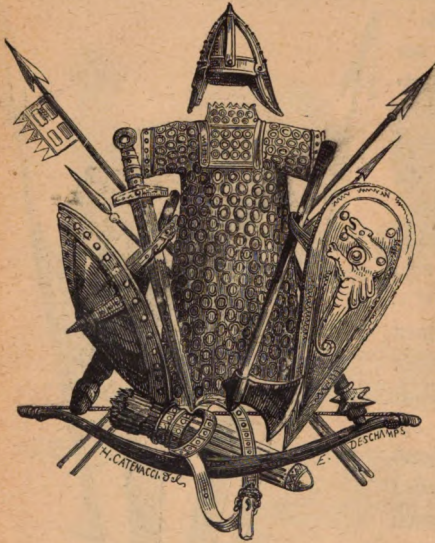
Ueber die ursprüngliche Bewaffnung der germanischen Stämme wissen

wir, daß sie als Schutzrüstung Tierfelle trugen, deren Kopfhaut nebst den Ohren, Hörnern oder Geweihen über den Kopf gezogen wurde, woran noch die mittelalterliche Helmszier zu erinnern scheint. Selten nur gab



Waffen der Franken.

es Panzer und Helme; der gemeine Mann kämpfte ohne Kopfbedeckung und mit nacktem Oberkörper, als Schutzwaffe einen mannhohen, aus Weiden geflochtenen Schild tragend, der mit Tierhaut überzogen und mit grellen



Waffen aus dem 11. Jahrhundert (nach Darstellungen auf der Tapete von Bayeux).

Farben bemalt war. Angriffswaffen waren zuerst hölzerne Keulen, dann Kolben mit Metallbeschlag und Stachelspitzen, die Vorläufer der Morgensterne. Die Framea, welche Tacitus als Nationalwaffe der Germanen bezeichnet, scheint eine feilförmige

Spitzwaffe gewesen zu sein, die man senkrecht auf einem hölzernen Schafte befestigte, mit diesem schleuderte und nach jedem Wurf an einem durch einen Ring laufenden Riemen wieder zurückzog; sie konnte aber auch zum Hieb und Stoß benutzt werden. Besonders geschätzt waren Schwerter von Bronze und längere mit Eisenklinge.

Aus dem Dunkel der alten Ueberlieferungen treten in der germanischen Völkerfamilie für uns am deutlichsten die Franken hervor. Ihre Anführer trugen — nach





Die Rüstung Karls des Kühnen.

Hottenroth — „Helme und Rürasse; der gemeine Krieger, dessen Kopf im Nacken geschoren war, verslocht den Nest

feines rothfarbigen Haares, legte die Flechte auf dem Scheitel übereinander und umschloß dieselbe mit einer Lederbinde; dies war sein einziger Kopfschutz. Zur Verteidigung hatte er nur einen Schild, der klein, rund gewölbt, aus Holz und Fell angefertigt war. Zum Angriff führte er ein langes, dünnes, gespitztes Schwert mit doppelter Schneide, ein Dolchmesser mit einschneidiger Klinge, den Skramasax, der in einem ledernen, mit Bronzespangen verzierten Gürtel saß; ferner das Angon, einen Wurfspeer mit widerhafter Klinge auf langem, eisernem Schaft, und die Franziska, ein einschneidiges Beil. Die Franziska war seine Hauptwaffe; Pfeil und Bogen gebrauchte er zumeist nur auf der Jagd.“

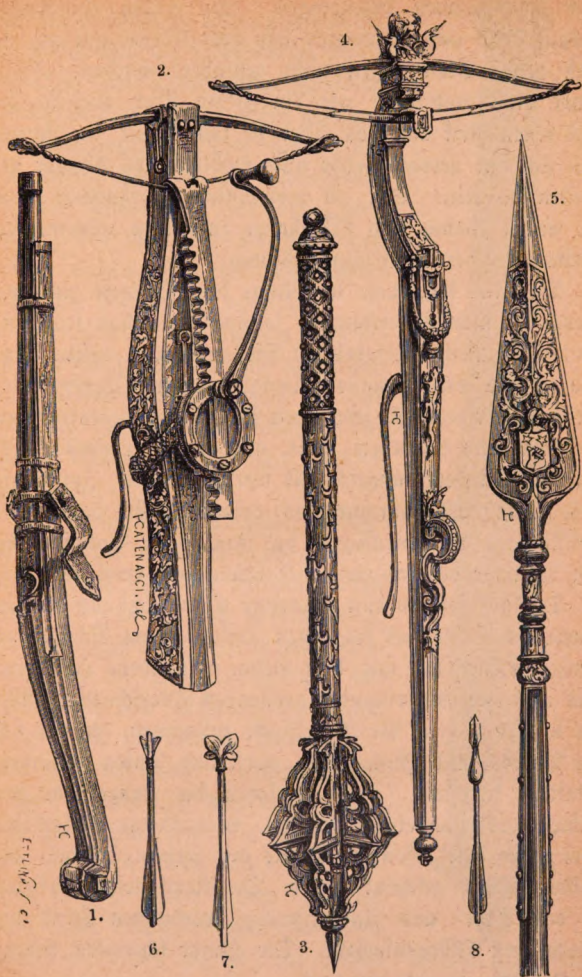
Die folgenden Jahrhunderte brachten keine nennenswerten Aenderungen im Waffenwesen. Man sieht dies zum Beispiel deutlich an den Darstellungen auf der berühmten Tapete von Bayeux, welche die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt, von dessen Gemahlin Mathilde 1066 gestickt worden sein soll und erst im achtzehnten Jahrhundert wieder aufgefunden wurde.

Die bedeutendste Wandlung vollzog sich mit den Schutzwaffen durch den Uebergang von der Brünne zum Panzerhemd und der Eisenrüstung.

„Wenn in dem wilden Harste  
Sich Brünn' auf Brünne drängt,“

heißt es in Kaiser Wilhelms „Sang an Aegir“. Diese Brünne nun war eine altnordisch-germanische Schutzwaffe, und zwar ein Ringpanzer, weshalb sie auch wohl „die Ringe“ hieß. Zuerst scheint sie vielfach aus hörnern Schuppen gemacht worden zu sein, wie sich aus ihrem oft vorkommenden Beinamen „der hörnern“ schließen läßt, und was später die Volkspoesie von dem Baden im Drachenblut herleitete. Meist indessen bestand die Brünne





1. Muskete. 2. Armbrust mit Handwinde. 3. Streitkolben.  
 4. Reich verzierte Armbrust Katharinas von Medici. 5. Pike.  
 6., 7. und 8. Armbrustbolzen.

aus geschmiedeten Eisenringen. Sie waren verhältnismäßig leicht und schmiegten sich dem Körper gut an, so daß dessen Bewegungen nicht gehindert wurden. Man warf die Ringbrünne wie ein Hemd über oder zog sie wie einen Rock an, doch blieb sie lange Zeit ein Luxus, den sich nur hervorragende und wohlhabende Krieger gestatten konnten. Erst im vierzehnten Jahrhundert wird sie neben Wams und Eisenhosen zu einem allgemeinen Bestandteil der ritterlichen Rüstung.

Da man sah, daß die Ringe dem Schwert und der Lanze oft nicht widerstanden, so fing man schon früh an, an den am meisten gefährdeten Stellen Platten aufzunieten. So mußte die Brünne allmählich dem Plattenpanzer weichen, der gegen sie jedoch den Nachteil der bedeutenderen Schwere und Starrheit hatte, auch nur sehr umständlich mit Hilfe anderer angeschnallt werden konnte. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts entwickelte sich daraus die vollständige Plattenrüstung, die ihre höchste Entwicklung am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erreichte.

Damals bestand eine derartige Eisenblechhülle der gepanzerten Ritter aus folgenden Teilen: Zum Schutze des Halses diente die mit dem Helm verbundene Halsberge aus mehreren übereinander greifenden Querschienen. Mit ihr wieder hingen die Achselstücke zusammen, an die sich die Vorder- und Hinterflüge, vorn und hinten gerundete Platten, schlossen. Zum Einsetzen der Lanze war der rechte Vorderflug etwas verkürzt, weshalb die Achselhöhle dort durch eine besondere Platte mit spitzem Stachel, die Schwabscheibe, geschützt wurde. Die Armschienen zerfielen in das Ober- und Unterarmzeug, verbunden durch die beweglichen Ellbogenfacheln. Die Hände schirmten eiserne Handschuhe, Hengen genannt.

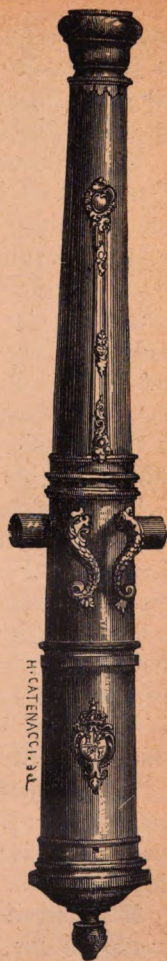
Brust- und Rückenstück des Harnisches war meist aus je einem Stück geschmiedet und durch Lederriemen mit-



einander verbunden. Vom Harnisch fiel beiderseits über die Oberschenkel ein beweglicher, aus Querschienen gebildeter Schurz, Leib- und Hinterreifen genannt. Die Bedeckung der Beine bestand aus den Beintaschen für die Oberschenkel und den Beinröhren für die Unterschenkel, die durch die Kniekachel verbunden waren. An den Beinröhren waren die Eisenschuhe befestigt.

Zahlreiche Prunkrüstungen, namentlich von Fürstlichkeiten, sind uns erhalten geblieben; bemerkenswert ist, daß selbst die größten Ritterrüstungen für kräftige Männer unserer Zeit ziemlich knapp sind.

Die große Festigkeit dieser Schutz- waffen machte natürlich auch erheblich wirksamere Trutz- oder Angriffswaffen nötig. Von diesen sind zu erwähnen, neben den großen Schwertern jener Zeit: die Lanze, der Streitkolben, den der Ritter gleich dem Schwerte am Sattel hängend mit sich führte, Pike, Hellebarde und Armbrust. Letztere Waffe ist ohne Zweifel aus dem alten Pfeilbogen hervorgegangen. Sie bestand aus einem hölzernen Schaft mit einem stählernen Bogen, dessen Enden durch die Sehne (aus Tiersehnen oder Hanffäden gedreht) verbunden waren. Im Schaft befand sich die um eine wagerechte Welle drehbare Nuß, hinter welche die zurückgezogene Sehne gelegt und mittels der Abzugsstange in ihrer Lage



Spanische Kanone aus der Zeit Philipps V.

festgehalten wurde. Durch einen Druck auf diese schnellte die freigewordene Sehne nach vorn und schleuderte dabei das in der Rinne des Schaftes liegende Geschöß (Bolzen, Pfeil oder Kugel) vorwärts.

Zum Spannen der Armbrust hatte man vielerlei Vorrichtungen; bei solchen mit starken Bogen benutzte man eine am Schaft angebrachte Handwinde, und bei den großen Armbrüsten, die zum Gebrauch auf Türmen, Wagen oder Karren lagen, einen Flaschenzug. Die Armbrust erfuhr eine außerordentlich große Verbreitung; man schoß auch aus Liebhaberei viel mit ihr, besonders auch fürstliche Damen, und als sie gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus den Heeren verschwand, blieb sie bei Schützengesellschaften noch weiter in Gebrauch, zum Teil bis auf den heutigen Tag.

Neben den genannten Waffen treten dann aber auch sehr früh schon die Feuerwaffen auf, namentlich seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die dann, sobald sie einigermaßen vervollkommenet worden waren, alle Rüstungen verdrängten, da sie gegen deren Kugel doch keinen Schutz mehr gewährten. Auch die bisherigen Fernwaffen (Bogen, Armbrust und die Kriegsmaschinen für den Festungskrieg) verschwanden, und die Nahwaffen blieben fortan auf Schwert, Säbel und Lanze beschränkt.

Die Feuerwaffen zerfielen von Anbeginn an, wie noch heute, in Handfeuerwaffen und Geschütze; beide Arten kamen fast gleichzeitig auf, doch lassen sich ihre Erfinder nicht nachweisen.

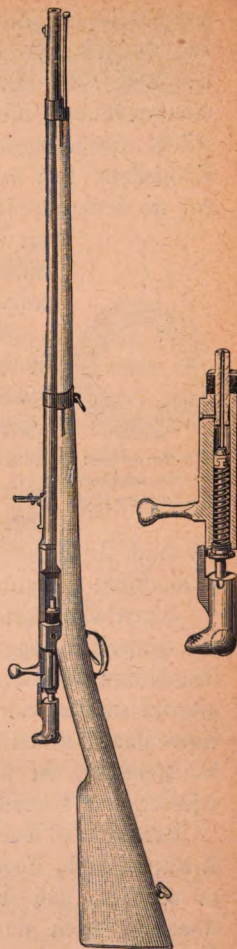
Nach Chroniken sollen bereits 1311 vor Brescia Handfeuerwaffen zur Anwendung gekommen und 1334 in der Rüstkammer des Markgrafen Rinaldo von Este in beträchtlicher Anzahl vorhanden gewesen sein. 1364 zuerst fertigte man in Perugia kleine Faustrohren, die später verbessert und nach ihrem Erzeugungsorte Pistoja alsdann



Pistolen genannt wurden. Hernach kamen längere Röhren mit größerem Kaliber auf, bald Handbüchsen oder Hakenbüchsen, bald Arkebuzen und Musketen geheißten. In späterer Zeit dagegen verstand man unter Arkebuse oder Hakenbüchse das leichtere Handfeuergewehr, unter Doppelhaken oder Muskete das schwerere. Außerdem gab es aber auch noch Doppelhaken, welche ähnlich den Wallbüchsen ein Mittel- ding zwischen Geschütz und Hand- büchse darstellten.

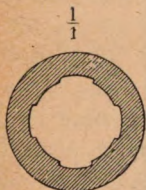
Die Handfeuerwaffen hatten zuerst Luntenschlösser (in den Kopf des Hahnes wurde eine brennende Lunte geschraubt), später Steinschlösser (seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) und dann Perkussionschlösser; die ersten Karabiner wurden in Frankreich 1543 eingeführt.

1640 ward das Bajonett erfunden, 1730 der eiserne Ladestock durch Leopold v. Dessau. Läufe mit geraden Zügen gab es bereits im fünfzehnten Jahrhundert; die schraubenförmig gewundenen soll Augustin Kutter (gest. 1630) erfunden haben. Auch Versuche mit Hinterladungsgewehren werden uns schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert berichtet, aber ein erstes, wirklich kriegsbrauchbares Hinterladungs-



Das Chassepotgewehr,  
Modell 1866.

gewehr lieferte Dreyse in seinem Zündnadelgewehr, das 1841 in Preußen eingeführt wurde und durch seine Erfolge im Jahre 1866 eine vollständige Umwälzung in der Gewehrbewaffnung aller Heere hervorrief. Auch das französische Chassepotgewehr war nur eine Modifikation des Dreyse'schen, dem in der Geschichte des Waffenwesens allezeit ein hervorragender Platz gebührt, wenngleich es durch die neueren Konstruktionen, auf die wir nicht weiter eingehen können, auch längst technisch überholt worden ist.



Querdurchschnitt  
durch den Lauf eines  
Chassepotgewehrs.

Aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts datieren die ersten zuverlässigen Nachrichten über das Vorkommen von Geschützen. Die ersten derartigen Rohre kleinen Kalibers waren geschmiedete Läufe, später wurden die Rohre aus Bronze gegossen und seit dem sechzehnten Jahrhundert oft durch Eiselerungen und Reliefdarstellungen, wie durch phantastische Gestaltung der Hentel reich ausgeschmückt.

Hinterladungsgeschütze hat es schon viel früher gegeben als Hinterladungsgewehre, allein erst mit der durch den schwedischen Baron v. Wahrendorff, Besitzer der Eisengießerei zu Aker, im Jahre 1840 ausgeführten Herstellung eines glatten Hinterladers beginnt eine neue Zeit für das Geschützwesen, da jetzt erst die technischen Mittel zu der erforderlichen Vervollkommnung gelangt waren.

Bereits 1846 wurde Wahrendorff durch den italienischen Artilleriekapitän Cavalli angeregt, sein Rohr mit Zügen zu versehen, und nun beginnt die Aera der gezogenen Kanonen, deren eingehendere Schilderung außerhalb der Aufgabe liegt, die wir uns gestellt hatten.







## Manngfaltiges.

**Das bewahrte Inkognito.** — In der Begleitung des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, des Freundes und Gönners Goethes, erblickte man im letzten Jahrzehnt seines Lebens gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogtum gleichzeitig besaß. Einst reiste der Großherzog mit Seebach nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Zivilleidung und fuhren in dem alten herzoglichen Jagdwagen mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Pritsche. Als sie dem Leipziger Stadthor sich näherten, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!“ Es war nun damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder ankommende Fremde an der Thorwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen.

„General v. Seebach aus Weimar,“ sagte der Großherzog.

„Und Sie, mein Herr?“ wendete sich der Sergeant an Seebach.

„Großherzog von Weimar!“ antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen.

„Aber, Seebach,“ fragte der Großherzog unwillig, als sie weiter fuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?“

„Nun, Königliche Hoheit befahlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihren wählte. Das Inkognito ist damit durchaus gewahrt worden.“

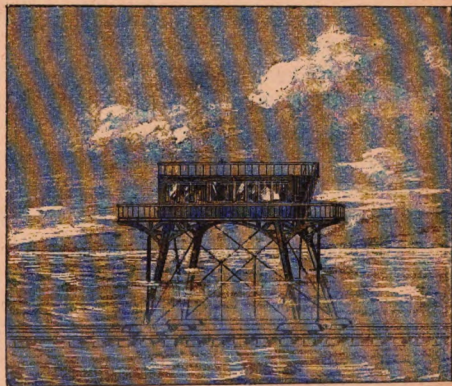
Der Großherzog mußte über den drolligen Einfall des alten

Generals lachen, der durch seine große humoristische Begabung bekannt und beliebt war. Die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem der hagere lange Mann mit seinem faltigen, sehr intelligenten Gesicht seine witzigen Ausprüche vortrug, gab ihnen immer besonderen Reiz. Karl August schrieb man auch die Autorschaft der auf den witzigen General gemünzten Charade zu: „Das Erste ist ein großes Raß, das Zweite ist ein kleines Raß und das Ganze ist trocken.“ (See, Bach — Seebach.) D-I.

**Neue Erfindungen:** Eine Meereisenbahn. — Wie unsere gesamte Technik in der Gegenwart das Bild rastlosen Vorwärtstrebens gewährt, so ruhen auch die Eisenbahntechniker nicht auf ihren Lorbeeren. Man arbeitet namentlich an der Vervollkommnung der elektrischen Bahnen und der Feld- und Industrieisenbahnen, die bereits eine große Bedeutung erlangt haben; das Eigenartigste indessen, was bisher auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens zu verzeichnen war, sind doch wohl die Meereisenbahnen, von deren Einrichtung unsere Illustration eine anschauliche Vorstellung giebt. Diese Bahnen gehen durch einen Meeresarm oder eine Meereshucht und zwar in der Weise, daß die Schienen auf dem Meeresgrunde liegen, während die Wagen oben auf einer Plattform oberhalb der Wasseroberfläche (selbst zur Zeit der höchsten Flut) sich dahin bewegen. Eine solche Bahn ist bereits seit dem Jahre 1871 in Frankreich zwischen den Städten Saint-Malo und Saint-Servan in Betrieb, die nur 90 Meter voneinander liegen, indes durch ein Hafensassin getrennt sind. Durch dieses Sassin führte man nun eine solche Meereisenbahn nach dem System Leroyer. Man legte die Schienen auf dem Grunde des Sassin; auf diesen bewegt sich ein eisernes Gestell, das unten Räder hat, oben aber eine Plattform trägt, die in solcher Höhe angebracht ist, daß die Passagiere auch zur Zeit der höchsten Flut sich über den Wellen befinden. Ein Kabel, das von einer Dampfmaschine bewegt wird, zieht das Gestell mit der Plattform von einem Ufer zum anderen. In ähnlicher Weise verbindet man jetzt zwei Badeorte an der englischen Küste, Brighton und Rottingdean, die 6 Kilometer voneinander entfernt sind. Die Einrichtungen stimmen im wesentlichen mit den vorstehend geschilderten überein, nur soll hier —



in Anbetracht der größeren Entfernung — ein elektrischer Motor zur Bewegung der Räder des eisernen Unterbaues auf den Schienen benutzt werden. Die Schienen ruhen auf Betonblöcken, die auf dem dort völlig ebenen Meeresboden liegen. Die Arbeit konnte natürlich nur während der Ebbe ausgeführt werden und hat infolgedessen eine ziemlich lange Zeitdauer erfordert. Die beiden Schienen liegen 4,80 Meter voneinander entfernt und jede von ihnen trägt die eine Seite des eisernen Gerüstes, auf der sich die für die Reisenden bestimmte Plattform befindet. Von den vier Füßen dieser Eisenkonstruktion ruht jeder auf einem mit vier Rädern versehenen



Meereisenbahn zwischen Brighton und Rottingdean.

Rollwagen, und

diese Anordnung sichert dem Ganzen selbst bei Stürmen eine vollkommen genügende Stabilität. Zur Zeit des höchsten Standes der Flut befindet sich die Plattform noch zwei Meter über dem Meerespiegel; sie umfaßt etwa hundert Quadratmeter und trägt außer der Kabine, welche die Reisenden bei schlechtem Wetter aufnimmt, noch zwei elektrische Motoren von je dreißig Pferdekraften, denen der elektrische Strom von einer Zentralstation mittels einer auf Pfosten ruhenden Drahtleitung zugeführt wird. Diese Meereisenbahn soll sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Kilometer in der Stunde bewegen; man wird also die Ueberfahrt in je einer halben Stunde machen, was für eine „Seefahrt auf dem Landwege“ — wenn man sich so ausdrücken darf — auch vollkommen genügend erscheint.

Fr. R.

**Ein Schlaukopf.** — Ein berühmter Restaurateur in New York war Lorenzo Delmonico, ein geborener Schweizer. Als armer Schlucker kam er in die aufblühende Weltstadt, arbeitete bald als Koch, bald als Kellner, bald als Konditor in verschiedenen Hotels und schloß damit ab, eines der prächtigsten Restaurants New Yorks in der oberen Stadt zu besitzen, in welchem man — freilich zu den höchsten Preisen — in wahrhaft lufullischer Weise speiste. Delmonico verstand nicht nur sein Geschäft aus dem FZ, sondern er bewies auch in der Ausübung seiner Praxis einen ungewöhnlichen Grad von Schlaueit.

Bei Delmonico wurden täglich Mahlzeiten bestellt, die er in Körben nach den Wohnungen seiner Kunden schaffen ließ. In einer so belebten Stadt wie New York, wo sich die hin und her wogenden Volksmassen eilig drängen, konnte es nicht ausbleiben, daß die Träger dieser Körbe gestoßen, ja zuweilen sogar über den Haufen gerannt wurden. So kam es, daß fast täglich etwas in die Brüche ging. Bald wurden die gefüllten Fruchtschalen umgeworfen, bald die Tafelaufsätze, bald die Suppe verschüttet, bald die Flaschen zerbrochen, ja zuweilen kamen seine Leute mit der ganzen Ladung wieder, weil sie durch einen Unfall ganz unbrauchbar geworden war. Diese Unfälle mehrten sich mit dem Wachstum der Stadt. Der Schaden, den Delmonico durch diese Unfälle erlitt, war ungeheuer, und er sann nach, wie der Transport ungehindert zu besorgen sei.

Er fand folgendes Mittel: Er ließ einen großen, höchst elegant ausgestatteten Sarg anfertigen, stellte seine Diners da hinein, kleidete die Träger in tiefes Schwarz und ließ den Kellner, welcher das Diner zu bedienen hatte, in der Kleidung und trauernden Haltung des Leichenbitters vor dem Sarge hergehen. Wo dieser Zug auf der Straße erschien, wich die Menge ehrerbietig aus, und Delmonicos Mahlzeiten kamen fortan unbeschädigt bei seinen Kunden an.

Jetzt liegt dieser Schlaukopf längst selbst in einem Sarge, ob in dem, worin er seine feinen Mahlzeiten transportieren ließ, meldet die Ueberlieferung nicht.

G. T.

**Des Fischlandes Klase.** — Von alters her wurde der heilige Nikolaus in den Hansestädten als Patron der Seeleute und Fischer verehrt, und fast in jeder Seestadt an der Ost- und Nordsee



giebt es eine Nikolairche. Noch ist der Name Nikolaus in den Abkürzungen Niels und Klas auf beiden Seiten der Ostsee sehr gebräuchlich, die Form Klas besonders auf dem mecklenburgischen Fischlande, der schmalen Nehrung, die den Saaler Bodden von der Ostsee trennt. Das Fischland bildet den Mittelpunkt jener Küstenstrecke von Stralsund bis Rostock, die auf neun Meilen Länge fast ein Fünftel der gesamten deutschen und preussischen Handelsflotte besizt. Dort besizzen die drei Dörfer Wustrow, Dierhagen und Dänendorf eine größere Handelsflotte als Königsberg. Es ist dies jene Gegend, von welcher Fritz Reuter scherzt:

„Upt Fischland ist 'n wohren Spaß,  
 Da heten (heißen) s' alltosamen Klas:  
 ‚Klas, hast du minen Klas nich sehn?‘ —  
 ‚Din' Klas, de ging mit minen Klas  
 Tosamen na Klas Klasen finen Klas.“

E. R.

**Zwingender Grund.** — Unter der Regierung Karls I. von England lebte am Hofe ein höchst unbedeutender Dichter Namens Denham, der aber glühender Royalist war. Eines Tages wurde ein puritanischer Offizier Namens Witters gefangen genommen, der ebenfalls den Pegasus mißhandelte, und Denham hat den König auf das inständigste, Witters doch nicht zu hängen. Auf die verwunderte Frage des Königs, weshalb er so eifrig für diesen Feind der königlichen Sache bitte, erwiderte er: „Aus einem sehr einfachen Grunde, Eure Majestät; denn solange Witters lebt, wird man nicht mich für den schlechtesten Dichter in England halten.“

g-n.

**Sägen und Sagen.** — Vor mehreren Jahrzehnten durchstreifte der kürzlich verstorbene und durch seine Harzsagen rühmlichst bekannte Schriftsteller Heinrich Pröhle die grünen Berge und Thäler des Harzgebirges, um Sagen und Märchen aufzusüßern. So traf er eines Tages einen alten Holzhauer an und meinte, bei diesem bezüglich seines Zweckes auf richtiger Fährte zu sein und eine gute Beute zu machen. „Da müßt Ihr,“ versetzte der junge Forscher im Laufe des Zwiegesprächs, „auch im Besizze vieler Harzsagen sein!“

Etwas verblüfft, doch aber bald sich sammelnd, antwortete der biedere Alte: „Drei Stück hebb id' davon to Huse; die eene

daugt nich mehr, mit der anderen geiht et noch — de dritdde sniebet awer wie Gift!“ D. Th.

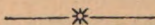
**Ein seltsamer Triumphzug.** — Im Jahre 1563 eroberte der schwedische Admiral Jakob Bagge bei der Insel Bornholm ein dänisches Admiralschiff. Zu Ehren des Siegers veranstaltete König Erich von Schweden einen Triumphzug, worin auch die dänischen Gefangenen auftreten mußten. Mit geschorenen Köpfen und in Narrenkleidern hatten die Dänen den Zug zu eröffnen, angeführt von des Königs Hofnarren „Herkules“, der auf der Geige spielte und voran tanzte. Sobald der Narr auf seinem Instrumente strich, mußten die Dänen tanzen und hüpfen. Die Androhung König Erichs, daß jeder Gefangene, der beim Erklängen der Geige nicht sofort tanzen werde, den Kopf verliere, sorgte dafür, daß sich der seltsame Zug hüpfend und springend bis zum Marktplatz in Stockholm bewegte. J. W.

**Wahrheitsgemähes Attest.** — Als im Jahre 1810 die Schauspielerin Maaßen am Schauspielhaus in Berlin engagiert war und ungemein gefiel, wurde der Schauspielerin Veier eines Tages eine Rolle abverlangt, um sie der Maaßen zuzuteilen. Die Veier geriet darüber so in Aufregung, daß sie erklärte, sie könne am Abend nicht spielen. Der Theaterarzt stattete ihr einen Besuch ab und schrieb ins Attest: „Demoiselle Veier hat sich so über die Maaßen geärgert, daß sie heute unmöglich auftreten kann.“ —dn—

**Auch ein Trost.** — Als Viktor Hugo sich auf der einsamen Insel Guernsey im Exil befand, besuchte ihn auch Alexander Dumas; Hugo empfing ihn aufs freundlichste und lud ihn zum Frühstück ein, das beide auf einer am Strand gelegenen Veranda einnahmen.

Hugo befand sich in einer ziemlich düsteren Stimmung und sagte plötzlich: „Sehen Sie, mein lieber Dumas, jetzt sitze ich hier auf meinem Felsen wie ein Verbannter des Altertums.“

„Das mag sein,“ versetzte Dumas, mit vollen Backen kauend, „aber ein Trost bleibt Ihnen: Ihre Butter ist hier weit besser, als in Paris; darüber läßt sich gar nicht streiten.“ L—u.



UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. J. Beckers  
**Weltgeschichte.**

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt  
von

**Professor Wilhelm Müller.**

Tausend Illustrationen und Karten.

66 Lieferungen zum Preise von nur je 40 Pf. oder  
12 Halbbände broschirt à M. 2.20,  
6 elegant gebundene Doppelbände à M. 6.—

So viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich fasslichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Originalwerkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilh. Müller, sich gestellt, und welche er glänzend gelöst hat.

Wir empfehlen diese günstige Gelegenheit, eines der angesehensten Geschichtswerke (für alt und jung passend) in neuer illustrierter Ausgabe zu außergewöhnlich billigem Preise für die Hausbibliothek zu erwerben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erscheint:

**Die Erde und**  
**ihre Völker.**

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage.

Durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft  
gebracht von Dr. W. Me.

Vollständig in 29 Lieferungen à 50 Pf.



**S**eit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds  
„Die Erde und ihre Völker“ hat der Tod dem Verfasser  
dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder  
aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt  
gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen  
Fachmann, Dr. W. Me, durchgesehen und auf den heutigen Stand  
der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich  
in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der  
ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pf., wird ca. 900 Seiten  
mit circa 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und  
20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen,  
Journalerpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.





Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein gebiegenes Haus- und Familienbuch ist:

**Illustrierte**  
**Musikgeschichte.**

Die Entwicklung der Tonkunst  
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

**Emil Naumann,**

weil. königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Großoktav.

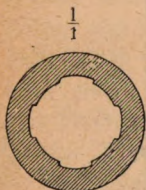
Preis brosch. M. 18.—, eleg. in Ganzleinwand geb. M. 20.—

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmonischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein umfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart kennen zu lernen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Filed by Preservation 1992

gewehr lieferte Dreyse in seinem Zündnadelgewehr, das 1841 in Preußen eingeführt wurde und durch seine Erfolge im Jahre 1866 eine vollständige Umwälzung in der Gewehrbewaffnung aller Heere hervorrief. Auch das französische Chassepotgewehr war nur eine Modifikation des Dreyse'schen, dem in der Geschichte des Waffenwesens allezeit ein hervorragender Platz gebührt, wenngleich es durch die neueren Konstruktionen, auf die wir nicht weiter eingehen können, auch längst technisch überholt worden ist.



Querdurchschnitt  
durch den Lauf eines  
Chassepotgewehrs.

Aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts datieren die ersten zuverlässigen Nachrichten über das Vorkommen von Geschützen. Die ersten derartigen Rohre kleinen Kalibers waren geschmiedete Läufe, später wurden die Rohre aus Bronze gegossen und seit dem sechzehnten Jahrhundert oft durch Eiselerungen und Reliefdarstellungen, wie durch phantastische Gestaltung der Hentel reich ausgeschmückt.

Hinterladungsgeschütze hat es schon viel früher gegeben als Hinterladungsgewehre, allein erst mit der durch den schwedischen Baron v. Währendorff, Besitzer der Eisengießerei zu Aker, im Jahre 1840 ausgeführten Herstellung eines glatten Hinterladers beginnt eine neue Zeit für das Geschützwesen, da jetzt erst die technischen Mittel zu der erforderlichen Vervollkommnung gelangt waren.

Bereits 1846 wurde Währendorff durch den italienischen Artilleriekapitän Cavalli angeregt, sein Rohr mit Zügen zu versehen, und nun beginnt die Aera der gezogenen Kanonen, deren eingehendere Schilderung außerhalb der Aufgabe liegt, die wir uns gestellt hatten.







## Wannigfaltiges.

**Das bewahrte Inkognito.** — In der Begleitung des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, des Freundes und Gönners Goethes, erblickte man im letzten Jahrzehnt seines Lebens gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogtum gleichzeitig besaß. Einst reiste der Großherzog mit Seebach nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Zivilkleidung und fuhren in dem alten herzoglichen Jagdwagen mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Britsche. Als sie dem Leipziger Stadthor sich näherten, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!“ Es war nun damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder ankommende Fremde an der Thorwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen.

„General v. Seebach aus Weimar,“ sagte der Großherzog.

„Und Sie, mein Herr?“ wendete sich der Sergeant an Seebach.

„Großherzog von Weimar!“ antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen.

„Aber, Seebach,“ fragte der Großherzog unwillig, als sie weiter fuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?“

„Nun, Königliche Hoheit befehlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihren wählte. Das Inkognito ist damit durchaus gewahrt worden.“

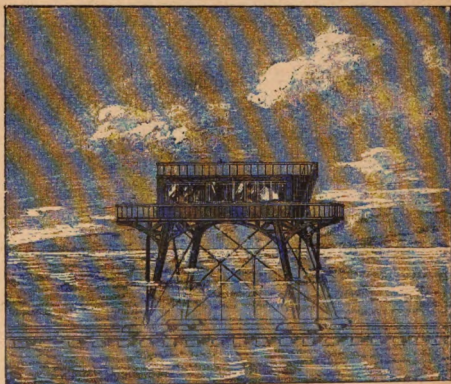
Der Großherzog mußte über den drolligen Einfall des alten

Generals lachen, der durch seine große humoristische Begabung bekannt und beliebt war. Die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem der hagere lange Mann mit seinem faltigen, sehr intelligenten Gesicht seine witzigen Aussprüche vortrug, gab ihnen immer besonderen Reiz. Karl August schrieb man auch die Autorschaft der auf den witzigen General gemünzten Charade zu: „Das Erste ist ein großes Raß, das Zweite ist ein kleines Raß und das Ganze ist trocken.“ (See, Bach — Seebach.) D-1.

**Neue Erfindungen:** Eine Meeresbahn. — Wie unsere gesamte Technik in der Gegenwart das Bild rastlosen Vorwärtstrebens gewährt, so ruhen auch die Eisenbahntechniker nicht auf ihren Lorbeeren. Man arbeitet namentlich an der Vervollkommnung der elektrischen Bahnen und der Feld- und Industrieisenbahnen, die bereits eine große Bedeutung erlangt haben; das Eigenartigste indessen, was bisher auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens zu verzeichnen war, sind doch wohl die Meeresisenbahnen, von deren Einrichtung unsere Illustration eine anschauliche Vorstellung giebt. Diese Bahnen gehen durch einen Meeresarm oder eine Meeresbucht und zwar in der Weise, daß die Schienen auf dem Meeresgrunde liegen, während die Wagen oben auf einer Plattform oberhalb der Wasserfläche (selbst zur Zeit der höchsten Flut) sich dahin bewegen. Eine solche Bahn ist bereits seit dem Jahre 1871 in Frankreich zwischen den Städten Saint-Malo und Saint-Servan in Betrieb, die nur 90 Meter voneinander liegen, indes durch ein Hafengebassin getrennt sind. Durch dieses Bassin führte man nun eine solche Meeresbahn nach dem System Leroyer. Man legte die Schienen auf dem Grunde des Bassins; auf diesen bewegt sich ein eisernes Gestell, das unten Räder hat, oben aber eine Plattform trägt, die in solcher Höhe angebracht ist, daß die Passagiere auch zur Zeit der höchsten Flut sich über den Wellen befinden. Ein Kabel, das von einer Dampfmaschine bewegt wird, zieht das Gestell mit der Plattform von einem Ufer zum anderen. In ähnlicher Weise verbindet man jetzt zwei Badeorte an der englischen Küste, Brighton und Rottingdean, die 6 Kilometer voneinander entfernt sind. Die Einrichtungen stimmen im wesentlichen mit den vorstehend geschilderten überein, nur soll hier —



in Anbetracht der größeren Entfernung — ein elektrischer Motor zur Bewegung der Räder des eisernen Unterbaues auf den Schienen benutzt werden. Die Schienen ruhen auf Betonblöcken, die auf dem dort völlig ebenen Meeresboden liegen. Die Arbeit konnte natürlich nur während der Ebbe ausgeführt werden und hat infolgedessen eine ziemlich lange Zeitdauer erfordert. Die beiden Schienen liegen 4,80 Meter voneinander entfernt und jede von ihnen trägt die eine Seite des eisernen Gerüsts, auf der sich die für die Reisenden bestimmte Plattform befindet. Von den vier Füßen dieser Eisenkonstruktion ruht jeder auf einem mit vier Rädern



Meereisenbahn zwischen Brighton und Rottingdean.

versehenen Rollwagen, und

diese Anordnung sichert dem Ganzen selbst bei Stürmen eine vollkommen genügende Stabilität. Zur Zeit des höchsten Standes der Flut befindet sich die Plattform noch zwei Meter über dem Meeresspiegel; sie umfaßt etwa hundert Quadratmeter und trägt außer der Kabine, welche die Reisenden bei schlechtem Wetter aufnimmt, noch zwei elektrische Motoren von je dreißig Pferdekraften, denen der elektrische Strom von einer Zentralstation mittels einer auf Pfosten ruhenden Drahtleitung zugeführt wird. Diese Meereisenbahn soll sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Kilometer in der Stunde bewegen; man wird also die Ueberfahrt in je einer halben Stunde machen, was für eine „Seefahrt auf dem Landwege“ — wenn man sich so ausdrücken darf — auch vollkommen genügend erscheint.

Fr. R.

**Ein Schlaufkopf.** — Ein berühmter Restaurateur in New York war Lorenzo Delmonico, ein geborener Schweizer. Als armer Schlucker kam er in die aufblühende Weltstadt, arbeitete bald als Koch, bald als Kellner, bald als Konditor in verschiedenen Hotels und schloß damit ab, eines der prächtigsten Restaurants New Yorks in der oberen Stadt zu besitzen, in welchem man — freilich zu den höchsten Preisen — in wahrhaft lukullischer Weise speiste. Delmonico verstand nicht nur sein Geschäft aus dem Ff, sondern er bewies auch in der Ausübung seiner Praxis einen ungewöhnlichen Grad von Schlaueit.

Bei Delmonico wurden täglich Mahlzeiten bestellt, die er in Körben nach den Wohnungen seiner Kunden schaffen ließ. In einer so belebten Stadt wie New York, wo sich die Hin und her wogenden Volksmassen eilig drängen, konnte es nicht ausbleiben, daß die Träger dieser Körbe gestoßen, ja zuweilen sogar über den Haufen gerannt wurden. So kam es, daß fast täglich etwas in die Brüche ging. Bald wurden die gefüllten Frucht-schalen umgeworfen, bald die Tafelaufsätze, bald die Suppe verschüttet, bald die Flaschen zerbrochen, ja zuweilen kamen seine Leute mit der ganzen Ladung wieder, weil sie durch einen Unfall ganz unbrauchbar geworden war. Diese Unfälle mehrten sich mit dem Wachstum der Stadt. Der Schaden, den Delmonico durch diese Unfälle erlitt, war ungeheuer, und er sann nach, wie der Transport ungehindert zu besorgen sei.

Er fand folgendes Mittel: Er ließ einen großen, höchst elegant ausgestatteten Sarg anfertigen, stellte seine Diners da hinein, kleidete die Träger in tiefes Schwarz und ließ den Kellner, welcher das Diner zu bedienen hatte, in der Kleidung und trauernden Haltung des Leichenbitters vor dem Sarge hergehen. Wo dieser Zug auf der Straße erschien, wich die Menge ehrerbietig aus, und Delmonicos Mahlzeiten kamen fortan unbeschädigt bei seinen Kunden an.

Jetzt liegt dieser Schlaufkopf längst selbst in einem Sarge, ob in dem, worin er seine feinen Mahlzeiten transportieren ließ, meldet die Ueberlieferung nicht. G. x.

**Des Fischlandes Klase.** — Von alters her wurde der heilige Nikolaus in den Hansestädten als Patron der Seeleute und Fischer verehrt, und fast in jeder Seestadt an der Ost- und Nordsee



giebt es eine Nikolaikirche. Noch ist der Name Nikolaus in den **Abkürzungen** Niels und Klas auf beiden Seiten der Ostsee sehr gebräuchlich, die Form Klas besonders auf dem mecklenburgischen Fischlande, der schmalen Nehrung, die den Saaler Bodden von der Ostsee trennt. Das Fischland bildet den Mittelpunkt jener Küstenstrecke von Stralsund bis Rostock, die auf neun Meilen Länge fast ein Fünftel der gesamten deutschen und preussischen Handelsflotte besitzt. Dort besitzen die drei Dörfer Wustrow, Dierhagen und Dänendorf eine größere Handelsflotte als Königsberg. Es ist dies jene Gegend, von welcher Fritz Reuter scherzt:

„Upt Fischland ist 'n wahren Spaß,  
Da heten (heißen) s' alltosamen Klas:  
,Klas, hast du minen Klas nich sehn?' —  
,Din' Klas, de ging mit minen Klas  
Tosamen na Klas Klasen sinen Klas.“

G. R.

**Zwingender Grund.** — Unter der Regierung Karls I. von England lebte am Hofe ein höchst unbedeutender Dichter Namens Denham, der aber glühender Royalist war. Eines Tages wurde ein puritanischer Offizier Namens Witters gefangen genommen, der ebenfalls den Pegasus mißhandelte, und Denham hat den König auf das inständigste, Witters doch nicht zu hängen. Auf die verwunderte Frage des Königs, weshalb er so eifrig für diesen Feind der königlichen Sache bitte, erwiderte er: „Aus einem sehr einfachen Grunde, Eure Majestät; denn solange Witters lebt, wird man nicht mich für den schlechtesten Dichter in England halten.“

L - n.

**Sägen und Sagen.** — Vor mehreren Jahrzehnten durchstreifte der kürzlich verstorbene und durch seine Harzsagen rühmlichst bekannte Schriftsteller Heinrich Pröhle die grünen Berge und Thäler des Harzgebirges, um Sagen und Märchen aufzustöbern. So traf er eines Tages einen alten Holzhauer an und meinte, bei diesem bezüglich seines Zweckes auf richtiger Fährte zu sein und eine gute Beute zu machen. „Da müßt Ihr,“ versetzte der junge Forscher im Laufe des Zwiegesprächs, „auch im Besitze vieler Harzsagen sein!“

Etwas verblüfft, doch aber bald sich sammelnd, antwortete der biedere Alte: „Drei Stück hebb ick davon to Huse; die eene

daugt nich mehr, mit der anderen geht et noch — de dritde sniedet awer wie Gift!“ S. Th.

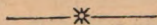
**Ein seltsamer Triumphzug.** — Im Jahre 1563 eroberte der schwedische Admiral Jakob Bagge bei der Insel Bornholm ein dänisches Admiralschiff. Zu Ehren des Siegers veranstaltete König Erich von Schweden einen Triumphzug, worin auch die dänischen Gefangenen auftreten mußten. Mit geschorenen Köpfen und in Narrenkleidern hatten die Dänen den Zug zu eröffnen, angeführt von des Königs Hofnarren „Herkules“, der auf der Geige spielte und voran tanzte. Sobald der Narr auf seinem Instrumente strich, mußten die Dänen tanzen und hüpfen. Die Androhung König Erichs, daß jeder Gefangene, der beim Erklängen der Geige nicht sofort tanzen werde, den Kopf verliere, sorgte dafür, daß sich der seltsame Zug hüpfend und springend bis zum Marktplatz in Stockholm bewegte. S. W.

**Wahrheitsgemähes Attest.** — Als im Jahre 1810 die Schauspielerinnen Maaßen am Schauspielhaus in Berlin engagiert war und ungemein gefiel, wurde der Schauspielerin Veier eines Tages eine Rolle abverlangt, um sie der Maaßen zuzuteilen. Die Veier geriet darüber so in Aufregung, daß sie erklärte, sie könne am Abend nicht spielen. Der Theaterarzt stattete ihr einen Besuch ab und schrieb ins Attest: „Demoiselle Veier hat sich so über die Maaßen geärgert, daß sie heute unmöglich auftreten kann.“ —dn—

**Auch ein Trost.** — Als Viktor Hugo sich auf der einsamen Insel Guernsey im Exil befand, besuchte ihn auch Alexander Dumas; Hugo empfing ihn aufs freundlichste und lud ihn zum Frühstück ein, das beide auf einer am Strand gelegenen Veranda einnahmen.

Hugo befand sich in einer ziemlich düsteren Stimmung und sagte plötzlich: „Sehen Sie, mein lieber Dumas, jetzt sitze ich hier auf meinem Felsen wie ein Verbannter des Altertums.“

„Das mag sein,“ versetzte Dumas, mit vollen Backen kauend, „aber ein Trost bleibt Ihnen: Ihre Butter ist hier weit besser, als in Paris; darüber läßt sich gar nicht streiten.“ S-n.



UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1917



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. J. Beckers  
**Weltgeschichte.**

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt  
von

**Professor Wilhelm Müller.**

Tausend Illustrationen und Karten.

66 Lieferungen zum Preise von nur je 40 Pf. oder  
12 Halbbände broschirt à M. 2.20,  
6 elegant gebundene Doppelbände à M. 6.—

So viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich sachlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und daselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat.



Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Originalwerkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilh. Müller, sich gestellt, und welche er glänzend gelöst hat.

Wir empfehlen diese günstige Gelegenheit, eines der angesehensten Geschichtswerke (für alt und jung passend) in neuer illustrierter Ausgabe zu außergewöhnlich billigem Preise für die Hausbibliothek zu erwerben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erscheint:

**Die Erde und**   
 **ihre Völker.**


Ein geographisches Hausbuch  
von  
Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage.

Durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft  
gebracht von Dr. W. Ule.

Vollständig in 29 Lieferungen à 50 Pf.

— \* —

eit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“ hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pf., wird ca. 900 Seiten mit circa 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalerpeditionen und Kolportagebüchhandlungen zu beziehen.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01908 0988

Ein gediegenes Haus- und Familienbuch ist:

**Illustrierte**  
**Musikgeschichte.**

Die Entwicklung der Tonkunst  
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

**Emil Naumann,**

weil. königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Großoktav.

Preis brosch. M. 18.—, eleg. in Ganzleinwand geb. M. 20.—

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmonischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein umfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart kennen zu lernen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Filed by Preservation

1992

